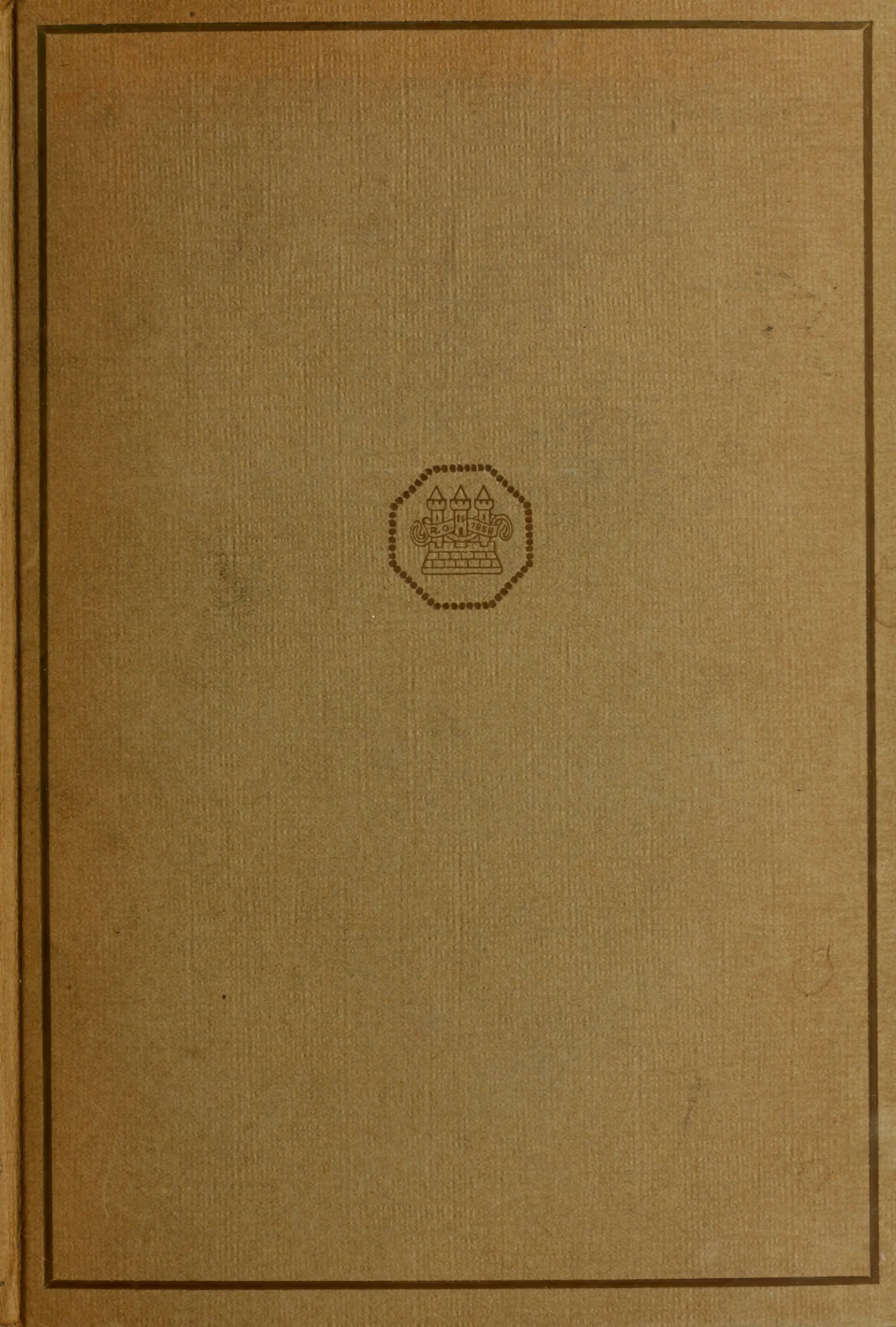
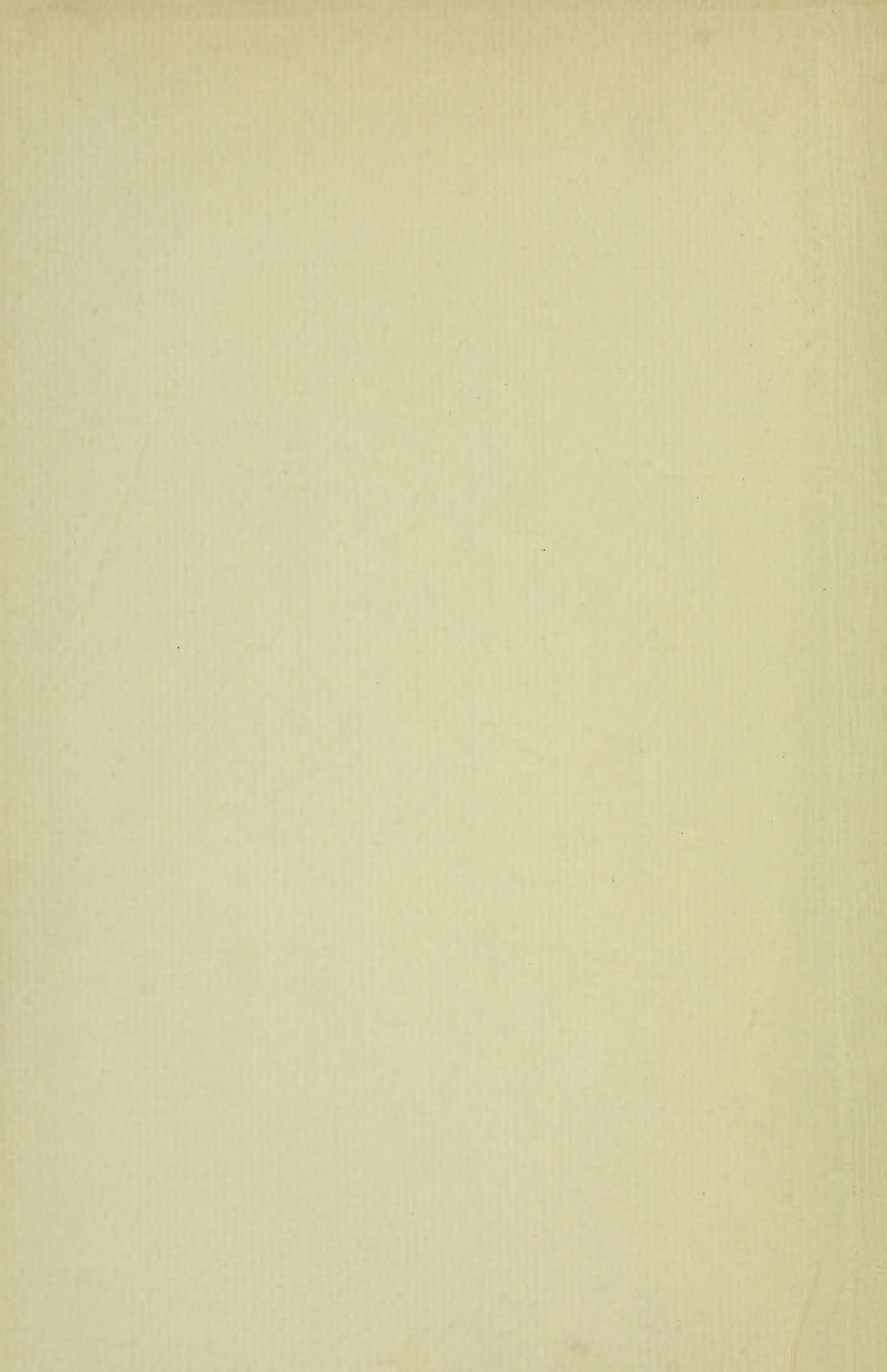
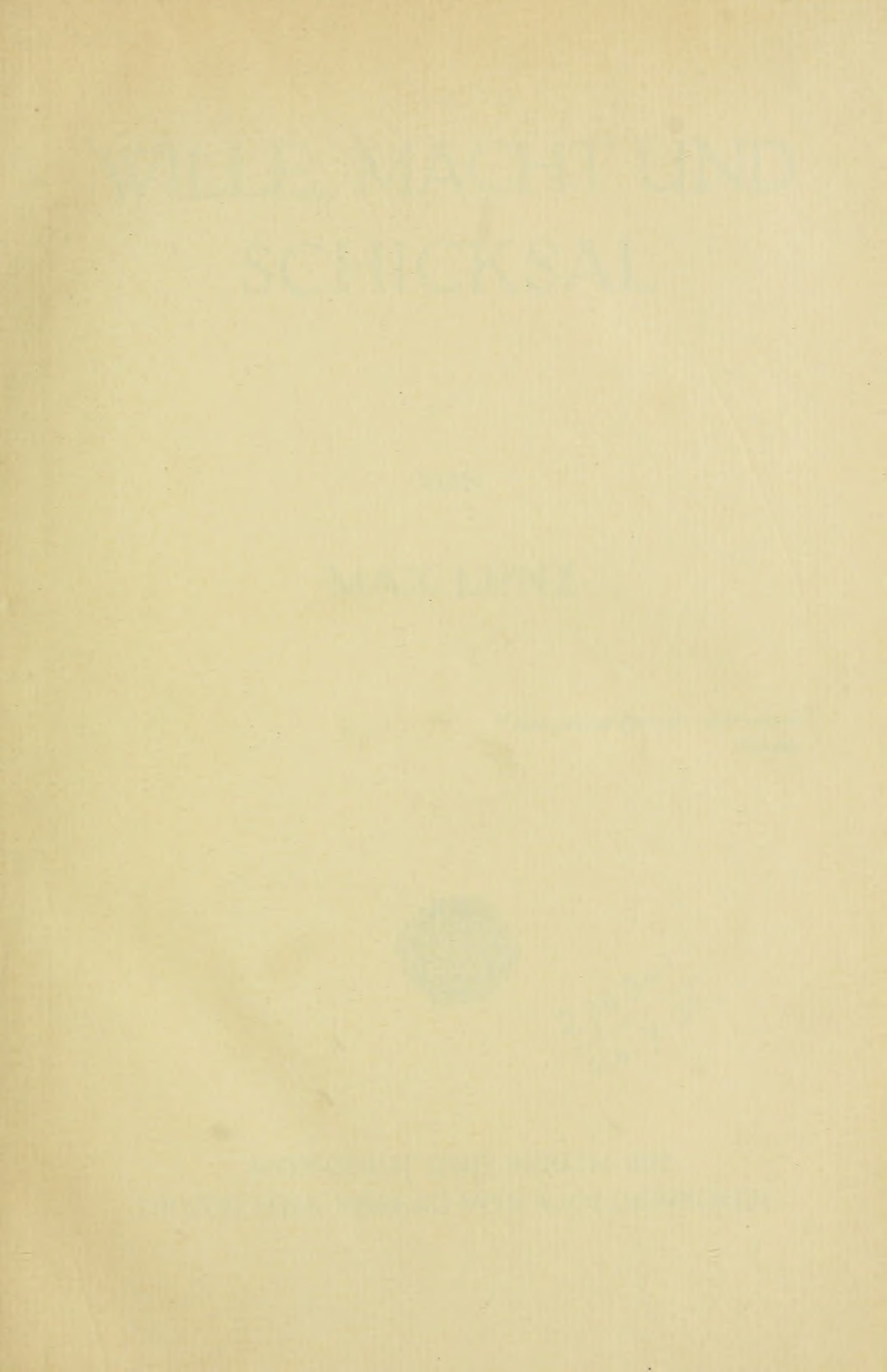
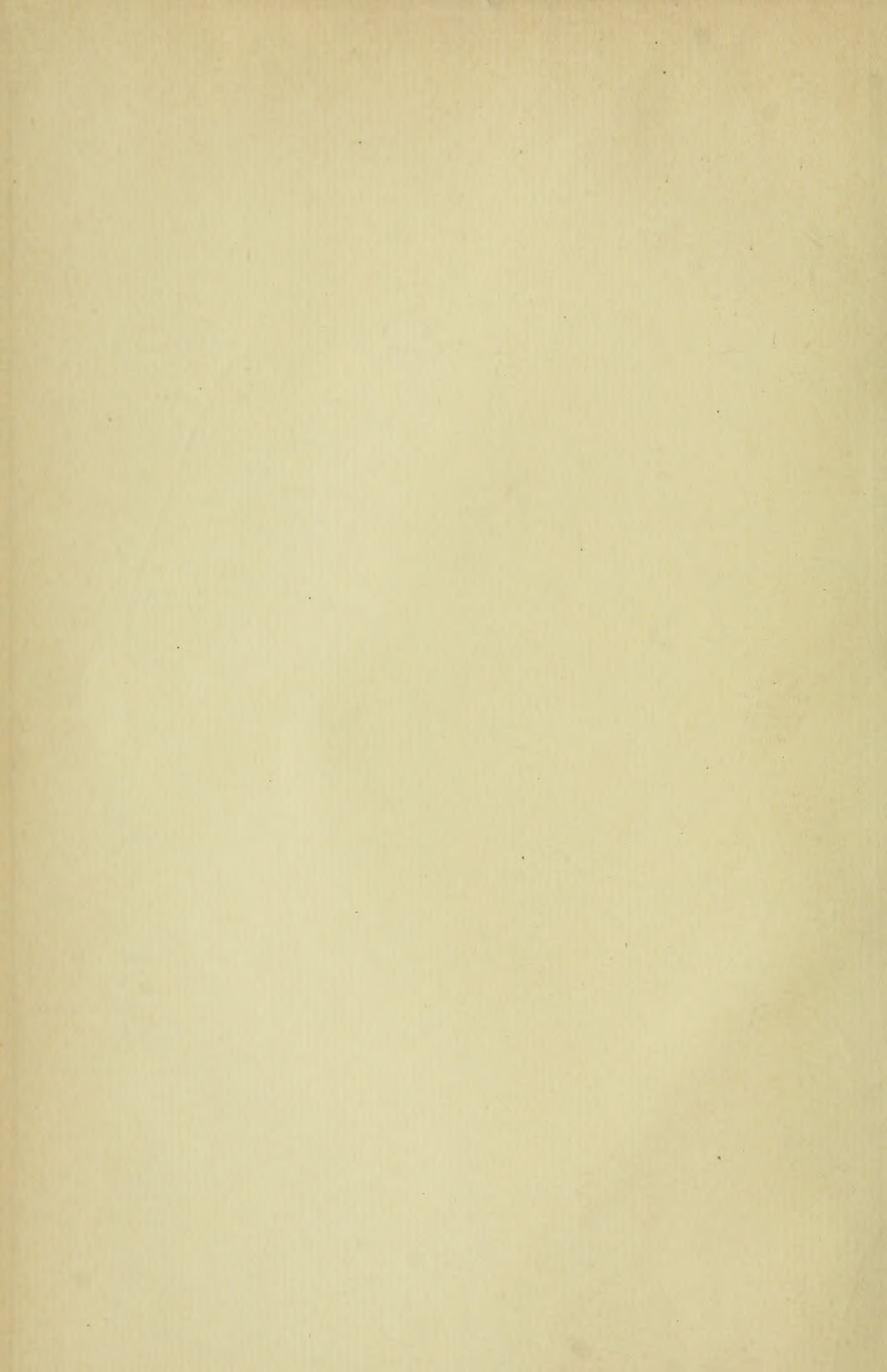

R.O.
1858







WILLE, MACHT UND SCHICKSAL

VON

MAX LENZ

Il faut vouloir vivre et savoir mourir.
Napoleon.



MÜNCHEN UND BERLIN 1922
DRUCK UND VERLAG VON R. OLDENBOURG

KLEINE HISTORISCHE SCHRIFTEN

III. BAND

THEODOR BIRT

DEM PHILOLOGEN UND POETEN

IN TREUER FREUNDSCHAFT

Vorwort.

Der Gedanke, der diese dritte Sammlung kleiner historischer Schriften[1]) zusammenhält, ist schon in dem Titel zum Ausdruck gekommen, so daß ich nur wenige Worte zur Entstehung derselben mitzuteilen habe. Auch diesmal ist die Mehrzahl bereits veröffentlicht. Ungedruckt waren bisher der Essay über Schweden und Deutschland im 17. Jahrhundert, die Rede zum 18. Januar 1921 und die beiden parallelen Aufsätze: »Eine Prophezeiung Napoleons« und »Bismarck als Prophet«; ergänzt und umgearbeitet ist die Abhandlung über »Gleichgewicht und Großmacht«. Das Schlußwort entnahm ich dem Dankschreiben, das ich vor zwei Jahren den Freunden sandte, die mir ihre Glückwünsche zu meinem 70. Geburtstage ausgesprochen hatten; es will, und deshalb wiederhole ich es hier, der Stimmung Ausdruck geben, aus der heraus ich jeden dieser Aufsätze niedergeschrieben habe, und die ich auch den Lesern dieses Buches mitteilen möchte.

---

[1]) Es erschienen: Nr. 1 1921 in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte; 3, 4 und 9 1913, 1914 u. 1917 in Velhagen und Klasings Monatsheften (4 unter anderm Titel; auch im Sonderdruck); 5 und 6 1914 in den Süddeutschen Monatsheften; 7 und 8 1915 in dem von Erich Marcks und mir herausgegebenen »Bismarck-Jahr« (Hamburg, Verlagsbuchhandlung Broschek & Co.); 10 am 9. Oktober 1918 in der Täglichen Rundschau; 11 im September 1920 in den Hamburger Akademischen Blättern; 15 1920 im Handbuch der Politik I^3, ebenfalls unter anderm Titel (Verlag von Dr. Walter Rothschild, Berlin und Leipzig).

Inhaltsverzeichnis.



Luthers Tat in Worms.

(1921.)

Man spricht von Luthers Tat in Worms und pflegt dabei im Grunde doch nur an ein Wort zu denken, einen kurzen Ausspruch des Reformators, der, wie wir heute wissen, nicht einmal buchstäblich so gelautet hat, wie er auf dem Denkmal zu Worms in Erz gegraben steht, dessen Sinn freilich in Verbindung mit den Sätzen, auf die er sich zurückbezog, vom ersten Augenblick an feststand, und dessen weltbewegende Bedeutung, unausgeschöpft bis heute, noch auf Jahrhunderte hinaus immer von neuem offenbar werden wird.

Für Luther selbst, ich meine für die innere Entwicklung des Reformators, lag in dem Worte von Worms, in jenem »Gott helfe mir, Amen«, mit dem er am Nachmittag des 18. April 1521 vor Kaiser und Reich das Bekenntnis zu seiner Lehre abschloß und bestätigte, nichts Besonderes. Über seinen Glauben war er seit Jahren, lange bevor er die 95 Thesen über die Kraft des Ablasses an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte, mit sich ins reine gekommen; die Schriften aber, durch die er ihn gerechtfertigt, und die ihm nun von dem Offizial des Erzbischofs von Trier namens der Stände des Reiches vorgehalten wurden, waren zu vielen Tausenden in ganz Deutschland ausgegossen; sie hatten bereits die Grenzen des Reiches überschritten. Hatte die Kirche den rebellischen Mönch ausgestoßen, so hatte auch er alle Brücken nach Rom hin abgebrochen; ja man kann zweifelnd fragen, wo anfangs das größere Maß der Feindseligkeit vorgewaltet hatte, in Rom oder in Wittenberg. Der Angreifer war jedenfalls Luther gewesen, und der Gegensatz gegen die römische Lehre mit dem Moment gegeben, wo er sich des neuen Glaubens bewußt geworden war, lange bevor er ihn in die Welt hinaustrug, in der Stille des Klosters und im Ringen seiner Seele. Man muß die Thesen lesen, welche sich unmittelbar gegen die Person des regierenden Papstes richten, etwa die 83.: warum er nicht um der Liebe zum Höchsten und der Not der Seelen willen das Fegfeuer ganz aus-

lösche, da er doch für einen so gleichgültigen Zweck wie den Bau einer Kirche um unseliges Geld zahllose Seelen erlöse? oder die 87.: warum er, der reicher sei als Krassus und Krösus, nicht von dem eigenen Golde, statt dem Schweiße der armen Gläubigen, die Basilika Sankt Peters erbaue? — um sich darüber klar zu werden, wie tief der Reformator bereits damals den Riß empfand, und wie frei er im Grunde seiner Seele sich bereits von den Fesseln fühlte, mit denen ihn sein Gelübde an die Gebote seiner Kirche band. Argumente und Skrupel der Laien nannte er solche Fragen: als plagten ihn, den Mönch, weder Skrupel noch Zweifel. Aber, setzt er sofort hinzu, mit bloßer Gewalt solche Einwände niederhalten, anstatt sie mit rechtfertigenden Gründen aufzulösen, heiße Kirche und Papst den Feinden zum Gelächter und die Christgläubigen unglücklich machen.

Es waren die Zustände, die vor aller Augen lagen, über die in Deutschland alle Welt seit Jahrzehnten schalt oder spottete. Zu den Spöttern gehörte Luther nicht; die hohnvolle Satire in den Briefen der Viri obscuri war gar nicht nach seinem Herzen. Er sah so gut wie die andern, daß, wie er mit einem Bibelwort sagte, alle Gassen Jerusalems voll des Gestanks waren; aber er mochte nicht, daß das Heilige, auch nicht in seiner Verkehrung, dem Volk zum Gespött gemacht werde; er nannte dies ein Beißen unter dem Zaun her. Viel zu ernst nahm er es mit seinem Beruf und den Aufgaben, die ihm darin gestellt waren, um an Angriffen gegen seinen eigenen Stand Freude zu haben, die mehr auf Belustigung der Leser als auf Besserung des Volkes abzielten und in ihrer Verallgemeinerung der Pfaffensünden voll von Ungerechtigkeit waren; wir brauchen nur an Luther selbst und seine Seelenkämpfe zu denken, um uns zu sagen, wie viel Ernst und Gedankentiefe in den Mauern deutscher Klöster eben damals lebendig war. Vor seinen Brüdern im Kloster, den Kollegen an der Universität, selbst vor den Studenten verbarg er freilich seine Gedanken längst nicht mehr. Schon im Jahre 1515 auf 1516, in der Vorlesung über den Römerbrief, ja schon zwei Jahre früher in der über die Psalmen hatte er die Geißel über die Verrottung in Kirche und Welt geschwungen; man fühlt sich an seine Sturmschrift vom Sommer 1520, »An den christlichen Adel deutscher Nation«, erinnert, wenn man darin liest, wie scharf er mit dem geistlichen wie dem weltlichen Regiment ins Gericht geht. Aber damit glaubte Luther noch nicht den Kreis zu überschreiten, in den ihn sein Amt, wie er es ansah,

gestellt hatte; als Doctor Sacrae paginae fühlte er sich dazu berufen, für die Ehre und Reinheit der Kirche zu streiten. Formell überschritt er die Schranken, in die Kloster und Universität ihn bannten, nicht einmal mit der Veröffentlichung der Thesen; denn er folgte dabei nur dem allgemeinen Universitätsbrauch und dem Recht, das ihm seine Professur gab, und an dem gerade die philosophische Schule, der er angehörte, mit besonderem Nachdruck festhielt. In Wirklichkeit freilich war er über die Tragweite seines Schrittes nicht im unklaren. Er tat ihn, als ihm seine Beichtkinder die Ablaßzettel vorzeigten, für die sie sich in dem nahen Jüterbogk von dem Mainzer Ablaßkrämer ihre Sünden hatten abkaufen lassen, mit andern Worten, als der böse Feind ihm in die eigene Hürde, in den Bereich seiner Seelsorge eingebrochen war: nun aber sogleich mit einer Wucht und einer Entschlossenheit, die kein Zurück mehr kannte und allen Konsequenzen entgegensah; in das Zentrum des feindlichen Systems, gegen das Herz des Gegners, unmittelbar gegen Rom führte er den Stoß.

An dieser Auffassung der Tat vom 31. Oktober 1517 darf uns nicht irre machen, daß Luther sich in den Thesen so gibt, als führe er im Grunde die Sache des Papstes, spräche dessen eigene Meinung aus, die nur von den Ablaßkrämern gefälscht würde. Das war eine Wand, hinter der er Deckung suchte, ein Schild, den er vor sich hinstellte, um die Gegenstöße der überstarken Macht, gegen die er anging, einigermaßen abzuschwächen. In der gleichen Absicht hat er den »Resolutionen«, d. h. den Erläuterungen zu den Thesen, die er im Sommer darauf ausgehen ließ, ein offenes Schreiben an den Papst selbst vorangestellt, worin er sich dem heiligen Vater zu Füßen legt, sein ganzes Leben und Sein, sein Urteil selbst ihm unterwirft: »Befiehl über Leben und Tod, rufe mich zu dir oder verstoße mich, bestätige oder verwirf, wie es dir gefällt. Ich will deine Stimme als die Stimme Christi, der in dir regiert und spricht, anerkennen. Habe ich den Tod verdient, ich weigere mich nicht, zu sterben.« Liest man dann aber die Schrift selbst, so stößt man auf Sätze über das »römische Babel«, den Schlund, der alle Reichtümer der Welt verschlinge, welche hinter den Episteln Huttens gegen den Blutsäufer Julius II. (der uns übrigens auch in Luthers Vorlesung über den Römerbrief begegnet, sowie in den Resolutionen der blutige Schatten Alexanders VI. auftaucht) nicht zurückstehen. Man wird dem Reformator nicht gerecht, man

würde ihm sogar Unrecht antun, wollte man annehmen, daß er weltfremd und im kindlichen Vertrauen sich dem Oberhirten der Christenheit genaht hätte, als wisse derselbe nichts von den Missetaten seiner Diener und werde sich gern eines Besseren belehren lassen, auch gegen die Übertreter der Lehre Christi einschreiten. Als ob Luther Rom nie gesehen und von den literarischen Fehden der Humanisten gegen die Römlinge auf beiden Seiten der Alpen nie etwas gehört habe! Gewiß: daß er der Anfänger einer ungeheuren Weltverwirrung war, daß er die Kirche des Abendlandes zerreißen und also die Nationen, die bisher in ihrem Schoße geruht hatten, von ihrer Kulturgemeinschaft getragen waren, einer Ära von Revolutionen, einer Umgestaltung von Grund aus entgegenführen würde, ahnte der Reformator nicht, als er sich zum Kampfe stellte. Eher glaubte er an das Umgekehrte: daß er mit dem Johannesruf, mit dem er seine Thesen eröffnete, nicht durchdringen, daß er sich am Ende von aller Welt ebenso verraten und verlassen sehen werde, wie sein Herr und Meister und tausend andere, welche der blöden Menge die Wahrheit verkündet und sich zu ihr bekannt hatten. »Dieser Handel,« so schreibt er, noch vor dem Kolloquium in Leipzig, seinem Vertrautesten, Georg Spalatin, »wird, wenn er von Gott ist, nicht eher enden, als bis, wie Christum seine Jünger, so auch mich alle meine Freunde verlassen haben und die Wahrheit allein bleibt, welche sich errettet mit ihrer Rechten, nicht mit meiner, nicht mit deiner, noch mit der irgendeines Menschen. Und daß diese Stunde kommen wird, habe ich von Anfang an gewußt.« Zu den Optimisten im landläufigen Sinne gehörte Luther nicht, wenigstens nicht, seitdem er Mönch geworden; er wäre sonst nicht ins Kloster gegangen. Auch die Friedfertigen, die nach Versöhnung, Verständigung mit den Feinden Dürstenden konnten ihn nicht zu den Ihrigen zählen, so sehr er sich allezeit nach dem Frieden sehnte. Nur im Sturm, in der Not der Seele erschien ihm das ewige Licht. »Mich wundert, daß ich noch traurig bin« — das ist der Grundakkord in seinem Leben.

Daß er trotz allem durchbrach, sobald er sah, daß die Zeit gekommen war — gerade darin offenbarte sich die Stärke seines Glaubens. Damit soll nicht geleugnet werden, daß der Reformator Schritt für Schritt, bald vorsichtig tastend, bald stürmisch vordringend, vorwärts gegangen ist, und daß er zunächst nicht wußte, wohin die Reise ging. So wie es ein anderer Gewaltiger aus späterer Zeit, auch

er ein Welterschütterer, obschon aus einer ganz anderen Sphäre stammend, im Hinblick auf sich selbst ausgesagt hat: Derjenige komme nicht weit, der sogleich wisse, wohin er gehe. Es war in dem Reformator jene Blindheit der Simsonskraft, welche diejenigen, in denen sie wohnt (und das sind eben die Mächtigen, die ganz Großen in der Geschichte), wohl auf Nebenwege führen kann, sie auch wohl ein paar Schritte zurücktun oder gar straucheln und an Dingen, welche bereits ebenfalls reif zum Untergange sind, vorübergehen läßt; die aber, wenn einmal ein solcher vom Geist Getriebener, von seinem Dämon Geführter seine Hand an die Säule legt, welche ein altgewordenes Weltsystem trägt, sie dann um so gewaltiger anpackt und aus ihrem Grunde reißt.

Wie weit aber der Reformator schon in dem ersten Kampfjahr gekommen war, lehrt uns eben jene Schrift, deren Kirchenbegriff sich gar nicht mehr mit dem der römischen Hierarchie deckt, die von den Sakramenten nur noch drei, neben der Buße Taufe und Abendmahl, nennt und diese allein an den Glauben bindet, den Papst aber und alle Heiligen als irrende und sündenbeladene Menschen bezeichnet. Wenn Luther darin dem Papst noch die Gesetzgebung in der Kirche im Verein mit dem Konzil zuerkennt, so ist auch das nur eine neue Deckung, die er gegen die Summa potestas des römischen Pontifex aufsucht; denn das Konzil selbst ist ihm schon nicht mehr die letzte Instanz: gerade das jüngste, das Laterankonzil Julius' II., verwirft er, und zwar aus dem Grunde, weil es dem Papste die Unfehlbarkeit zugeschrieben und damit selbst gegen die göttliche Wahrheit verstoßen habe. »Die Kirche«, so schreibt er, »bedarf einer Reformation, aber diese ist nicht die Sache eines Menschen, wie der Papst, oder vieler Kardinäle, wie auf den letzten beiden Konzilien, sondern der ganzen christlichen Welt — nein, Gottes selbst, der allein die Zeit dazu bestimmen kann, er, der die Zeiten geschaffen hat.« Schon tönt uns aus dem Widmungsschreiben an Leo X. das Wort von Worms entgegen, an einer Stelle, die im übrigen wiederum anzeigt, wie vertraut dem Wittenberger Mönch auch das Rom des Medizäerpapstes war; denn er spielt darin auf die am römischen Hof heimisch gewordene humanistische Eleganz an, die feinste Blüte italienischer Kultur, der gegenüber er, mit sichtlicher Ironie, in wohlgeformter, feinziselierter Redewendung seine deutsche Ungelenkheit betont. »Was soll ich tun?«, so lauten die Worte: »Widerrufen kann

ich nicht und sehe doch den Haß der Menge gegen mich entflammt; ungern trete ich hinaus in die Gefahren und den Lärm der Welt, ich ungelehrter, beschränkter, nicht feingebildeter Mann in unserm Jahrhundert voll Geist und Schönheit, das einen Cicero in den Winkel drücken könnte. Aber die Not zwingt mich, die Gans muß unter den Schwänen schnattern.« Um dann zum Schluß dem heiligen Vater, vor dem er selbst sich in den Staub wirft, die Majestät des Allmächtigen gegenüber zu stellen, als dessen Stellvertreter auf Erden jenen die Theoretiker des heiligen Stuhles und tausend Bullen rühmen: »Denn Gottes ist die Erde mit allem, was sie trägt: er sei geheiligt in Ewigkeit, Amen; er bewahre auch dich immerdar, Amen!«

Indem aber Luther so in die Arena herabstieg, führte er den Kampf schon nicht mehr, wie bisher, für sich allein, für die eigene Seele, sondern, wie bemerkt, auch für seine Beichtkinder, für seine Mitbrüder und Kommilitionen im Kloster und an der Universität, ja auch für ihren hohen Protektor, Kurfürst Friedrich selbst, der durch sein Amt als der Defensor Ecclesiae in seinem Lande bestellt war, und der dem Orden Luthers und seiner eigenen Pflanzung, der jungen Hochschule in Wittenberg, seine ganz besondere Huld zugewandt hatte. So fühlte sich der Reformator sofort durch hundert Rücksichten gebunden. Er konnte gar nicht damit rechnen, daß der Fürst, soviel Verständnis derselbe für die frommen Lehren seines Doktor Martinus besaß, und so hoch er ihn und seinen Einfluß an der Universität schätzte, alle Schranken, die ihn selbst in Kirche und Reich umgaben, durchbrechen und sich sofort mit seinem ganzen Land für den Bettelmönch einsetzen würde. Und dies nicht bloß um der Gefahren willen, die der Kurfürst damit über sich und sein Land wie über die Universität heraufbeschwor: hätte Friedrich der Weise sich nur von Furcht oder von Motiven des Eigennutzes und der Begehrlichkeit leiten lassen, etwa von der Eifersucht auf seine Nachbarn, die hohenzollernschen Brüder, den Erzbischof, der ihm durch die Ablaßverkäufer sein gutes Geld aus dem Lande zog, und den Markgarfen Kurfürsten, der ihm den Weg zum Magdeburger Stiftsland versperrte, oder von seinen nachbarlichen Irrungen mit dem Vetter in Dresden, dem steifnackigen Herzog Georg — er hätte Luther wahrlich nicht so weit auf seinem dornigen Wege begleitet. Sowie auch der Reformator schwerlich bis Worms gelangt wäre, wenn er, wie die Gegner sofort zu erkennen glaubten, seine Thesen

nur, um dem Fürsten bei jenen Konflikten zur Hülfe zu kommen, veröffentlicht hätte. Beide, Fürst wie Reformator, hatten schwer an der Verantwortung für ihr Tun zu tragen; denn sie sahen klarer als andere die Gefahren, die sich ihnen von überallher auf ihren Wegen entgegentürmten. Wenn Friedrich der Weise nicht bloß die Interessen seines Hauses und die Pflichten gegen sein Land zu berücksichtigen hatte, sondern auch die weitgespannten Netze der allgemeinen Politik, die gerade in diesen Jahren auf die großen Entscheidungen hindrängte, so mußte Luther bei jedem seiner Schritte, die soviel Bande des Alten, Herkömmlichen zerbrachen und dem frommen Kurfürsten tausend Verlegenheiten schufen, ebenfalls auf dessen Stellung im Reich und in der Hierarchie selbst acht geben, die der sächsischen Politik an sich eine vermittelnde Richtung, die Ausgleichung der Gegensätze vorschrieb: er durfte um so weniger daran vorübergehen, als seine universale, von allem Erdenstaub befreite Religion ihrem Ziel und Wesen nach der bürgerlichen Gewalt, der weltlichen Obrigkeit, wie Luther es nannte, ihre Würde zu wahren, ihre Eigenkraft, Freiheit und Selbständigkeit zu befestigen und zu bestätigen gewillt war.

Drei Jahre hindurch haben so Fürst und Reformator gemeinsam den Kampf gegen Rom geführt, nicht ohne allerhand Listen und Kunstgriffe zu gebrauchen, um sich dem Zugriff der römischen Tyrannei zu entziehen. In jeder Phase des Kampfes nehmen wir wahr, wie eng sie miteinander verbündet, und wie wohlüberlegt jeder Schritt des Reformators war, zugleich aber auch, wie unmöglich eine Versöhnung der Gegensätze war, die sich zwischen dieser aus der Tiefe des deutschen Gewissens geschöpften Religion und derjenigen, die von Rom her die Welt gefangen hielt, erhoben hatten.

Daß hier Weltanschauungen miteinander rangen, zwischen denen ein Ausgleich nicht zu erreichen war, darüber waren sich auch die Gegner des Wittenberger Mönchs keinen Moment im unklaren. Wenn Rom dennoch so lange gezögert und verhandelt hat, bevor es den Bannblitz gegen den Rebellen schleuderte, so geschah es in der Hoffnung, diesen zu isolieren, ihn mit seinem Herrn oder mit sich selbst in Widerspruch zu bringen, oder — was den Monsignori fast das liebste gewesen wäre — ihm, wenn nicht eiserne, so doch goldene Fesseln anzulegen, ihn, nach altem Brauch, mit einer reichen Pfründe (man wäre am Ende bis zur Anbietung des roten Huts gegangen)

zu begaben und dadurch mundtot zu machen. Seit dem Sommer 1520, als Johann Eck die Bannbulle über die Alpen brachte, Luther aber in seinen drei großen Reformationsschriften den Abgrund, der zwischen Wittenberg und Rom gähnte, in seiner ganzen Tiefe aufgedeckt hatte, war jedoch jede Aussicht auf eine friedliche Lösung verschwunden. Wenn Luther im Herbst sich durch seine Freunde bei Hof und durch ängstliche Kollegen von der Universität doch noch einmal überreden ließ, die Bulle als untergeschoben auszugeben und an ein Konzil zu appellieren, in zwei Flugschriften, worin er freilich den Verfasser dieses »unechten« Schriftstückes als den Antichrist selbst bezeichnete und den Stuhl zu Rom, falls es wirklich von ihm ausgehe, als den Sitz des Satans, des Erzfeindes Christi, im Namen Gottes des Barmherzigen, seines Erlösers, von sich aus verfluchen zu wollen drohte, so schob er wenige Wochen später auch diese letzte Kulisse beiseite: mit der großartigen Demonstration der Verbrennung der Bulle am 20. Dezember vor dem Elstertor zu Wittenberg in Gegenwart der Dozenten und Scholaren der Universität hatte er die Schiffe hinter sich verbrannt.

Demnach liegt die Bedeutung, die dem Tage von Worms im Lebensgange Luthers zukommt, nicht in der Auflehnung gegen die höchste kirchliche, sondern gegen die höchste staatliche Gewalt, an die er mitsamt seinem Landesfürsten gebunden war, nicht in dem Bruch mit Rom — der nun hinter ihm lag —, sondern mit Kaiser und Reich, mit dem Römischen Reich Deutscher Nation.

Hier aber war Luther nicht der Angreifer; er stellte sich vielmehr willig seinen Richtern. An Versuchungen, ihn zurückzuhalten, hat es nicht gefehlt. Auf dem ganzen Wege von Wittenberg bis Worms haben sie ihn begleitet: in der Angst, dem Mitleid, der Sorge um sein Schicksal, die sich in den Beifall mischten, mit dem er, wohin er kam, aufgenommen ward, in der Nachricht von dem Sequestrationsmandat gegen seine Bücher, das ihn unterwegs, noch in seiner thüringischen Heimat, erreichte, in der Einladung nach der Ebernburg, die ihm Martin Bucer, der Dominikaner, der seit drei Jahren, seit den Tagen von Heidelberg, sein glühender Anhänger geworden war, ihm nach Oppenheim überbrachte, und die auf Lockungen des kaiserlichen Beichtvaters selbst zurückging, und — was für ihn fast das Peinlichste von allem war — in den besorgten Warnungen, die er durch Spalatin von seiten seines kurfürstlichen Freundes erfuhr, den

er in sein eigenes Schicksal zu verwickeln fürchten mußte, fanden dieselben ihren Ausdruck. Für ihn aber gab es kein Schwanken: die Ladung, im Namen des Reiches an ihn ergangen, war für ihn Befehl: er wollte, er mußte nach Worms, und wenn darin so viel Teufel wären als Ziegel auf den Dächern. Das also war die Stimmung, in der er seinen Freunden entgegentrat, als sie ihn vor seiner Herberge im Johanniterhof der alten Reichsstadt empfingen: »Gott wird mit mir sein«, sprach er, als er vom Wagen stieg.

Was seiner dort harrte, war ihm unverborgen. Hatte er im vergangenen Sommer noch seine Hoffnung auf den Laienstand gesetzt, nachdem der geistliche »unachtsam« und »untüchtig« geworden war, dem »christlichen Volk, vornehmlich deutscher Nation« zu helfen, hatte er damals den »christlichen Adel deutscher Nation« und den Kaiser selbst, »das junge edle Blut Carolus«, d. h. die weltlichen Vertreter des deutschen Staates in ihrer Gesamtheit für sich und sein Evangelium aufgerufen, so war er seitdem auch in dem Vertrauen auf sie längst erschüttert. Sah er doch in seinem eigenen Lande, in Stadt und Universität, bei Hofe und an seinem trotz allem so verehrten und treuen Fürsten selbst, wieviel weltliche Interessen sich in ihre Opposition gegen die römischen Zwangsgebote mischten, und wie schwach der Wille entwickelt war, dem »Reiche Gottes«, an das er sich halten wollte, zu dienen. »Verlasse dich nicht auf Fürsten noch auf das Urteil der Menschen«, so hatte er schon im November seinem Spalatin geschrieben, »denn wenn das Evangelium von den Mächtigen der Erde gepflanzt und erhalten werden sollte, würde Gott es nicht den Fischern geoffenbart haben.« »Ich will«, so hatte er den Kaiser selbst, indem er sich zum Verhör anbot, angeredet, »keinen Schutz, wenn ich der Gottlosigkeit und der Ketzerei überführt werde. Das eine bitte ich, daß meine Lehre, sei sie nun wahr oder falsch, nicht verdammt werde unverhört und unüberwunden.« Jetzt war die Stunde da, von der er von Anfang an gewußt, daß sie kommen werde: der Tag der Bewährung, der Moment, wo er verlassen »wie die Blume auf dem Felde« allein bleiben sollte mit der Wahrheit zu seiner Rechten. So trat er nun hin vor Kaiser und Reich; so antwortete er auf die Fragen, die ihm der Anwalt der Stände vorhielt; so verteidigte er sein Evangelium, und so griff er die päpstlichen Irrlehren an, die römischen Tyrannen, welche die Wahrheit zum Verderben Deutschlands gefälscht hätten; so bekannte er seine Freude an der Zwie-

tracht über das göttliche Wort, wie ja der Herr spreche: »Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert, ich bin gekommen, den Sohn zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter«; so wagte er, der Bettelmönch, den jungen Mann, der da im Glanz der kaiserlichen Majestät, von seinen Räten und Dienern und den Fürsten des Reiches umgeben, vor ihm saß, an die vielen Exempel der Schrift zu erinnern, vom Pharao, vom König zu Babel und den Königen Israels, welche gerade dann das Verderben über sich herzogen, wenn sie mit den klügsten Anschlägen ihre Reiche zu befrieden und zu befestigen gedachten. Und so gab er zum Schluß auf das Drängen des Offizials, ohne Umschweife und Ecken zu bekennen, ob er die Sätze des Hus und anderer Ketzer gegen die Beschlüsse der Konzilien, besonders des von Konstanz, aufrechterhalte, jene »unstößige und unbissige« Antwort in den unsterblichen Worten: »Es sei denn, daß ich durch Zeugnis der Schrift überwunden werd' oder aber durch offenbare Gründe (denn ich glaub' weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil es am Tage ist, daß dieselben zu mehrmalen geirret und wider sich selbst geredet haben): ich bin überwunden durch die Schriftstellen, welche ich angeführt habe, und gefangen im Gewissen an dem Wort Gottes; derhalben ich nichts mag noch will widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und gefährlich ist. Gott helf mir, Amen!«

Die beiden Nuntien, Caracciolo und Aleander, die dem kaiserlichen Hoflager von den Niederlanden bis Worms gefolgt waren, hatten an den beiden Verhörstagen durch Abwesenheit geglänzt. Für sie war die Sache abgetan, denn Rom hatte gesprochen. Sie hätten sich und ihrem Herrn etwas vergeben, wenn sie auch nur einen Blick auf den Ketzer, es sei denn, daß er auf dem Holzstoß stand, geworfen hätten. Schon daß er von dem Kaiser freies Geleit erhalten, zum Verhör vor den Ständen des Reiches zugelassen war, war ein Verstoß gegen das Recht der Kirche gewesen, nach dem die weltliche Macht einfach auszuführen hatte, was der Herr der Christenheit befahl; hatte ihm sein Gott doch beide Schwerter in die Hand gegeben! So hatte denn Aleander, dessen besonderer Auftrag die Betreibung des lutherischen Handels war, lediglich seine Pflicht getan, wenn er alles daran gesetzt hatte, um die Hinkunft des Mönches nach Worms zu hintertreiben; wie er denn auch jetzt noch hinter der Szene unaufhörlich seine Gönner und Freunde bei Hof und unter den Ständen

gegen Luther bearbeitete und scharf zu machen suchte. Niemand hatte darum ein brennenderes Interesse als er, zu erfahren, wie sich der Ketzer verhalten, wie er vor den Ständen aufgetreten, was er gesagt, und wie seine Worte aufgenommen wären. Seine Freunde hatten ihm von einer Geste des Bruder Martin berichtet, die sie beobachtet, als er in einem Schwarm von Neugierigen und geleitet von vielen sächsischen Edelleuten den Saal verlassen hatte. Da habe er, so schreibt der Nuntius seinen Auftraggebern, die Hand in die Höhe gereckt, »wie die deutschen Landsknechte pflegen, wenn sie im Kampfspiel über einen wohlgelungenen Hieb frohlocken«. Und ähnliches erzählt ein Spanier: »mit hocherhobenen Armen, die gespreizten Hände ausgestreckt, wie die Deutschen beim Lanzenbrechen zum Zeichen des Sieges zu tun pflegen«, seien der Ketzer und seine Begleiter hinausgegangen. So war es in der Tat: wie ein Sieger vom Kampfplatz, so kehrte Luther zum Johanniterhof zurück. Gerade so hat es ein Deutscher, Sixtus Ölhafen von Nürnberg, von seinem Eintritt in die Herberge noch in derselben Stunde aufgezeichnet: die Hände in die Höhe gehoben, sei Dr. Martinus unter seine Freunde getreten, »und mit fröhlichem Angesicht schrie er: Ich bin hindurch, ich bin hindurch!« Ob aber jene Beobachter, der Deutsche wie die Ausländer, den Sinn jener Gebärde Luthers und des Ausspruchs, mit dem er sie begleitete, richtig verstanden haben? Daß er nun eben den Weg, den Gott ihn geführt, vollendet und das Ziel erreicht zu haben meinte, das er von Anfang an vor sich gesehen hatte: den Moment, wo die Wahrheit allein blieb, wo sie — nicht ihn, aber sich erretten werde, mit ihrer Rechten, nicht mit seiner, auch nicht mit der Spalatins und seines Fürsten, noch mit der irgendeines Menschen?

Wir aber fragen: war dies wirklich bereits das Ziel? Hatte Luther den letzten Schritt getan? Weshalb war er denn nach Worms gekommen? Weil der Kaiser ihn gerufen hatte, im Namen des Reiches, das Gott ihm gegeben, als der Träger des Schwertes, das Gott ihm anvertraut hatte, als der Inhaber der richterlichen Gewalt, die nach dem Willen des Höchsten in seine Hände gelegt war. Eben dieser Gewalt hatte Jesus Christus sich gebeugt. Ihm hätten Legionen der Engel zu Hilfe kommen können: er rief sie nicht herbei; er unterwarf sich dem Spruch seiner Richter, wie ungerecht er war; er bot dem Henker seinen Nacken dar, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird; Geißelung, die Dornenkrone und den Tod am Kreuze

nahm er auf sich, weil er dem Kaiser geben wollte, was des Kaisers war — dem Staate seinen Leib, seine Seele Gott: er bestätigte seine Lehre durch das Opfer seiner selbst.

Luther folgte hierin seinem Herrn und Meister nicht: das Martyrium hat er nicht auf sich genommen. Was Tausende erduldet hatten, seitdem Christus in die Welt gekommen war, mochten sie Ketzer gewesen sein oder Roms Kinder, alle die Heiligen, zu denen er einst gebetet, und die er nun als Sünder, wie er selbst sich nannte, erkannt hatte, vermied er. Er wartete den Rechtsspruch, der nun unabwendbar erschien und den auch die Besprechungen, die in den nächsten Tagen im Beisein des alten Vermittlers, Erzbischofs Richard von Trier, noch stattfanden, nicht mehr verhindern konnten, nicht mehr ab: unter dem Schutz des zugesagten Geleits, das noch ein paar Wochen in Kraft blieb, zog er davon, um, bevor man noch in Worms zum Schluß gekommen war — sich unsichtbar zu machen.

Durfte Martin Luther das? Vertrug sich solche Haltung mit dem Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit, den er predigte, und den seine Lehre verlangte? Lag darin nicht eine Verleugnung des Glaubens, von dem alle seine Bücher sprachen, und zu dem er sich eben erst vor Kaiser und Reich bekannt hatte?

Vergegenwärtigen wir uns, bevor wir auf diese alles entscheidende Frage die Antwort suchen, die allgemeine Lage und die Persönlichkeiten, die im Vordergrunde der Handlung standen.

Wäre alles so gegangen, wie der Kaiser es wünschte, so wäre Luthers Schicksal bald entschieden gewesen. »Der soll mich nicht zum Ketzer machen«, in diesen Worten, die Karl an seine Umgebung richtete, als er den hageren, abgehärmten Augustinereremiten mit den glühenden Augen in dem bleichen Gesicht vor sich stehen sah, malte sich die Stimmung, in der er der Begegnung bereits entgegengesehen hatte. Es war nicht bloß die mit hochmütigster Verachtung gepaarte Ignoranz (was wußte dieser junge Mensch, dessen religiöses Innenleben, soweit davon gesprochen werden kann, die entscheidenden Eindrücke in Spanien erhalten hatte, der weder Latein noch Deutsch genügend verstand, um der Rede Luthers zu folgen, von den Seelenkämpfen des deutschen Mönches!): es mischte sich darin doch auch der Unwille, daß die Stände ihn, den Kaiser (denn das Gefühl der Majestät, die einzige große Leidenschaft, die in dieser schwerblütigen,

melancholischen Persönlichkeit glühte, war schon damals voll in ihm entwickelt), gezwungen hatten, den Ketzer überhaupt zum Verhör vor ihm zuzulassen. Eine Zeitlang hatte er oder wer ihn darin beraten (an erster Stelle also wohl noch der Duc de Chièvres) daran gedacht, den Mönch zu benutzen, um auf den päpstlichen Stuhl zu drücken und ihn von seiner Hinneigung zu Frankreich zu kurieren, wie ja schon der Ahnherr, Kaiser Max, mit solchen Gedanken gespielt hatte; seitdem aber hatte man sich miteinander verständigt, und damit war für die kaiserliche Politik Luther zum Stein des Anstoßes geworden, der aus dem Wege geräumt werden mußte. In diesem Sinne ließ Karl gleich am Morgen des 19. April sich gegen die Kurfürsten und viele andere Fürsten, die er dazu entboten hatte, aus, in einer Erklärung, die er mit eigener Hand in französischer Sprache (eine andere beherrschte er nicht) niedergeschrieben hatte, und die er nun aus dem Original und in deutscher Übertragung vorlesen ließ. Hierzu waren auch die Nuntien herbeigekommen, und sie konnten zufrieden sein, es war mehr, als sie erwartet hatten. Karl gab sich darin so, als sei jetzt alles entschieden, als bleibe den Ständen nichts anderes mehr zu tun übrig, als den überwiesenen Ketzer den Traditionen der Kirche gemäß zur Ahndung seines Verbrechens ihrem kaiserlichen Herrn zu überlassen. Ganz überglücklich war Aleander. Er gab dem Kaiser gleich beide Titel, des allerchristlichsten und des wahrhaft katholischen Fürsten; Karl habe nun soviel für Gott und den Papst getan, daß er und Caracciolo schon mit etwas weniger zufrieden gewesen wären. Er glaubte bei der Verlesung der Erklärung bemerkt zu haben, daß viele der Fürsten so bleich wie der Tod geworden seien.

Wie jetzt der Kaiser, so waren die Spanier von vornherein gestimmt gewesen. Für sie war Reinheit des Glaubens und des Blutes ein und dasselbe, Abfall von der Kirche Verrat an der Nation. Von dem Herzog von Alba (es war der Großvater des Henkers der Niederlande) schreibt Aleander schon in den ersten Wormser Tagen, er würde sich, wie jeder gute Spanier, dem Papst und der Kirche zuliebe das Zeug vom Leibe reißen. »Ins Feuer mit dem Ketzer!« schrien die Trabanten des Herzogs, die am Ausgang des Saales postiert waren, Luther nach, als er nach dem zweiten Verhör fortgeführt wurde. Sie hätten es aber nur wagen sollen, dem Mönch ein Haar zu krümmen! Wo Luther ging und stand, sah er sich von Landsleuten umgeben. Als er zum Verhör in den Saal eintrat, drängten sich sechs oder sieben

Männer so ungestüm mit hinein, daß sie alles beiseite schoben; es war der Westfale Hermann von dem Busche, ein Humanist und so heißblütig wie sein Freund Ulrich von Hutten, mit seinen Gesellen; sie stellten sich als freiwillige Leibwächter dem geistlichen Helden zur Seite. Von persönlicher Gefahr war für Luther in allen diesen Tagen keine Rede. Im Gegenteil, Aleander hatte für sich zu fürchten; wenigstens besorgte er für seine Person das Schlimmste; und über Püffe, die ihm ein »höchst lutherischer Türhüter«, wie er mit schmerzlichem Humor schreibt, versetzt hatte, konnte er in der Tat sich mit Recht beklagen. Er meinte, der Kaiser selbst würde verloren sein, wenn die aufrührerisch Gesinnten ihm an den Leib wollten. Das mochte allzu ängstlich gedacht sein: Kaiser Karl wenigstens ließ sich nicht einschüchtern, auch nicht durch den Zettel mit dem aus den Bauernrevolten bekannten Drohruf »Bundschuh! Bundschuh! Bundschuh!«, den man am Morgen des 20. April, also dem Tage nach jener Erklärung Karls vor den Fürsten, an der Rathaustür und anderen Orten der Stadt angeheftet fand, und als dessen Unterzeichner »400 Edelleute«, vorsichtigerweise ohne ihren Namen darunterzusetzen, sich »bekannt« hatten. Er lachte über die Feigherzigkeit Albrechts (denn dieser war es, der ihm und den Fürsten das Plakat zugesandt hatte, dessen Ursprung vielleicht in seiner eigenen Umgebung, aber sicherlich ohne sein Zutun, zu suchen war) und bemerkte zu den Nuntien, denen es der Erzbischof ebenfalls hatte zugehen lassen, es verhalte sich mit dieser Verschwörung wie mit der des Mucius Scävola, der auch 300 Genossen haben wollte, während er ganz allein stand. Es war die Haltung, die Kaiser Karl auch später, in gefahrvolleren Momenten seines Lebens, bewahrt, und die ihm so oft über die schwierigsten Lagen hinweggeholfen hat — bis zu dem Tage, wo er vor den Heerhaufen des Kurfürsten Moritz über den Brenner flüchten mußte und der Verrat, zu dem er jenen angestiftet, ihm von dem Verräter selbst vergolten wurde; in ihr liegt der Zug der Größe, die der Politik Karls V. bei allen ihren Schwächlichkeiten und Schwankungen eignet.

Mochte nun auch die Sorge des wälschen Prälaten, dem beim Zungen- und Federkampf jedenfalls wohler zu Mut war, als da, wo die Schwerter klirrten, vergeblich sein, so ist es doch nicht zu leugnen, daß der Kaiser in jenem Moment so gut wie wehrlos war; und man kann in der Tat fragen, ob er nicht, wenn es wirklich zum Aufruhr kam, doch mit seinen Spaniern und Burgundern allein geblieben

wäre. Reiter und Knechte hatte jedenfalls nur einer im Reich zur Stelle, das war Franz von Sickingen, dem sie auf allen Straßen zuliefen; der sei, so meldete Aleander es nach Rom, zurzeit König in Deutschland. Nun rüstete Franz allerdings wohl — ganz sicher war jedoch auch das noch nicht — für den Kaiser. Aber zugleich war er der Führer der Reichsritterschaft, von allen öffentlichen Gewalten im Reich diejenige, die sich dem Wittenberger Professor ganz offen zum Kampf gegen Rom und die Römlinge in deutschen Landen zur Verfügung gestellt hatte; ihr Hauptgebiet war gerade die Pfalz; rings um Worms lagen ihre Burgen, die festeste, die nahe Ebernburg, eben der Sitz Sickingens, die »Herberge der Gerechtigkeit«, auf der die Häupter des jungen Deutschlands, Martin Bucer von Schlettstadt, Johann Oecolampad von Basel und der Heißsporn der Poetenpartei, Ulrich von Hutten, des Ritters Gäste waren. Sie hatten eine eigene Presse in dem Hause ihres Beschützers aufgestellt, von der ihre Schriften, vor allem Huttens wilde Invektiven gegen Papst und Kardinäle, die Nuntien und alle Romanisten, wie Brandpfeile ins Land flogen. In Worms fand man sie auf allen Straßen; in ganzen Wagenladungen brachten die Buchführer sie und, dem Mandat zum Trotz, auch Luthers Schriften in die Stadt, und das Volk riß sich um sie und die zahllosen Spottschriften und die kunstlosen Holzschnitte, auf denen es seine Helden abgebildet sah, die Schwertträger Sickingen und, mit dem Lorbeer bekränzt, Hutten, vor allem aber, wie ein Heiliger in der Strahlenkrone, den Mönch, in dem es seinen Messias erblickte; auch Aleanders Porträt (er selbst schreibt es) bot man feil — den aber, wie er am Galgen hing. Und das alles, ohne daß auch nur der Versuch einer Hemmung erfolgte; die Pfaffen auf den Kanzeln, gegen die der Sturm doch ging, predigten selbst im Sinne der neuen Lehre. Man sieht, weshalb der Kaiser nicht daran gedacht hat, im Sinne seines Vorfahren, des Kaisers Sigmund, zu handeln und dem überwiesenen Ketzer das Geleit zu brechen; er hätte den Strom unmittelbar gegen sich gewendet. Nur wenn er die Stände für die Achtserklärung gewann, konnte er hoffen, an Luther heranzukommen.

Nun waren freilich die Fürsten und Städte noch keineswegs sämtlich oder auch nur in der Mehrzahl für Luthers Evangelium zu haben. Der Kurfürst von Brandenburg z. B. stand zu dem Wittenberger Handel von jeher nicht viel anders als der Kaiser. Sein Bruder Albrecht hatte freilich Zeiten gehabt, wo er von so etwas wie einer

nationalen Führerschaft in geistlichen und weltlichen Dingen (etwa nach Art seines Amtsvorgängers Dieters von Isenburg oder gar des großen Grafen Berthold von Henneberg) geträumt hatte, und an das Abenteuer mit Tetzels Aussendung mochte er wohl noch immer ungern und mit leichter Gewissensbeschwerung zurückdenken; aber im Sommer 1520 hatte er gemerkt, daß die Herren in Rom nicht mit sich spaßen ließen, und seitdem wurde er sichtlich, wie eine zwischenweltliche Seele, hin und her gerissen von der Hoffnung, unter römischen und kaiserlichen Auspizien zur Höhe der Position eines Kardinallegaten Germaniens emporzusteigen, und der Aussicht, dem Druck der aus demselben Germanien aufstrebenden Elemente der Tiefe folgen zu müssen, die nirgends stärker wühlten, als in seiner Mainzer Diözese, und ihn noch immer mit sich fortzuziehen suchten. Mit ihrem Primas und Erzkanzler waren auch die andern Glieder der deutschen Kirche, Bischöfe und Prälaten, alles, was von den Ständen geistliche Farbe trug, von dem sächsischen Mönch abgerückt, den anfänglich viele so freundlich begrüßt hatten, seitdem ihnen der Ernst der Lage zu Bewußtsein gekommen war. Auf der Bank der weltlichen Fürsten hielt Herzog Georg an der starren Haltung gegen den Schützling seines Vetters und Nachbarn unbedingt fest, von den andern hatten die wenigsten bereits eine feste Stellung genommen. Wenn der jugendliche Landgraf von Hessen, dessen lebensvolle Persönlichkeit Aleanders besonderes Interesse erregte (er schien ihm ein junger Mann von glänzender Begabung zu sein), seiner Sympathie für den Mönch, den er im Johanniterhof besuchte, unverhohlen Ausdruck gab, so stand doch einem offenen Eintreten für den Reformator seine Feindschaft mit Sickingen und dessen Gesellen, die dem Unmündigen in das Land gefallen, Aufruhr und Verehrung hineingebracht hatten, im Wege; bevor dieser Spahn beigelegt war, durften Luther und die Seinen kaum auf Hilfe von Philipps Seite rechnen. In den Städten, zumal in denen vom Reich, besaß die Bewegung bereits ihre Hauptherde, und die Magistrate hatten schwere Arbeit, um die andrängende Flut in gefahrlosere Bahnen zu lenken; aber zurzeit lag ihnen fast noch mehr daran, einen gnädigen Kaiser als einen gnädigen Gott zu haben; auch hatten sie in der Tat Ursache, zu klagen, denn sie sahen sich auf dem Reichstage überall zurückgedrängt zugunsten der Fürsten, die Reichsregiment und Reichskammergericht nach ihrem Gefallen einrichteten und durch die Zollgrenze, die um das Reich gelegt werden

sollte, dem Handel eine Fessel anzulegen sich anschickten, welche allen Städteboten als etwas ganz Unerhörtes, Unerträgliches erschien; ihrer Hinneigung zu der evangelischen Partei ward dadurch, soweit sie überhaupt vorhanden war, ein starker Dämpfer aufgedrückt.

Aber wie verschieden auch die Interessen der Stände und die Aussichten, die sich Luthers Sache von ihrer Seite darboten, waren, in einer Richtung standen zum mindesten die weltlichen unter ihnen alle beieinander: sobald es gegen Rom ging. Am wenigsten hatte der Hohenzoller in Berlin Ursache sich zu beschweren, da er seine Kirche durch das Konkordat von 1448 fester als die andern in der Hand hielt; an Häkeleien fehlte es aber auch bei ihm nicht; gerade jetzt hatte er Mühe, seinen Kandidaten für den Brandenburger Bischofsstuhl, seinen geistlichen Rat Scultetus, Luthers scharfen Gegner, gegen den Kandidaten des Domkapitels, Georg von Blumenthal, bei der Kurie durchzudrücken. Herzog Georg forderte ebenso energisch, wie die Unterdrückung der lutherischen Lehre, die Herstellung der Kirchenzucht, und Aleander bezeichnete sowohl ihn wie die Wittelsbacher beider Linien ausdrücklich als Feinde des päpstlichen Stuhles. Auch in kirchlichen Kreisen waren solche Stimmungen keineswegs unerhört. War doch die Bewegung mehr von ihrer Seite als von der Laienwelt ausgegangen. Die Führer waren fast durchweg Geistliche; und der Stoß wirkte gerade dadurch so stark und unwiderstehlich, weil er aus dem Schoß der Kirche hervorgebrochen war; die Humanisten selbst waren vielfach, oder gar in der Mehrzahl, Kleriker. In dieser allgemeinen Empörung über die römische Verwaltung, die mit ihrer zentralisierenden Tendenz und durch die selbstsüchtige Ausnutzung der innerdeutschen Parteiungen den in jedem territorialen Bezirk bis zu den Burg- und Dorfgemeinden herunter lebenden Willen zur Zusammenfassung und zum Ausbau der eigenen, partikularen Macht hemmte und damit auch die Ausbildung eines nationalen Gesamtwillens in allen kirchlichen Fragen unmöglich machte, lag der Kern der Bewegung; daher stammte die unerhörte Wucht und Wut, mit der sie zum Ausbruch kam: so daß Aleander mit Recht schreiben konnte, neun Zehntel der deutschen Nation und die Steine selbst schrien: »Luther«.

Wie wenn nun der Reformator die Aussichten, die sich daraus für seine Sache ergaben, benutzt, wenn er jene Strömungen in sein Bett geleitet, sich zum Führer der Nation gegen Rom gemacht hätte?

Daß er den Zusammenhang seines Evangeliums mit den nationalen Hoffnungen und Notwendigkeiten längst begriffen hatte, lehren seine Briefe; mit jedem seiner Schritte war es ihm nur immer klarer geworden, daß er im tiefsten Grunde nicht bloß um das Heil seiner Seele, sondern um die Seele seines Volkes selber kämpfte. Hätte er da nicht hoffen können, auch die Bischöfe und Prälaten hinter sich her zu ziehen, die, mochten sie ihn auch noch verleugnen, weil sie (schreibt Aleander) vor Sickingen und seinen Gesellen zitterten wie die Hasen, die gejagt und verspeist werden sollten, dennoch bereits selbst an den Ketten zerrten, mit denen sie an den römischen Stuhl gefesselt waren?

Es wäre der Weg geworden, den einst Wiclif und Hus gegangen waren. Sie waren dabei gescheitert. Aber seitdem war die Welt ein gutes Stück vorwärts gekommen. Und daß die Gedanken Luthers an sich wohl fähig waren, einen nationalen Staatsbau zu fundamentieren, sollte der Siegeszug offenbaren, den sie noch in demselben Jahrzehnt rund um die Ostsee vollendeten. Die ganze nordische Welt ruhte fortan auf dem Grunde, den der sächsische Mönch gelegt hatte. Auf ihm errichteten in Schweden die Wasas, indem sie das dänische Joch von dem Nacken ihres Volkes nahmen, ihren Staat, der dann dem Norden Gesetze gab. Luthers Lehre verlieh Dänemark selbst, das sich nun gegen den eigenen König erhob, neue Kraft. Sie zerstörte die hierarchischen Formen, in denen die preußischen und baltischen Kolonisationen von ihrer Gründung ab gelebt hatten, und schuf auch hier Staatsgebilde, die den Stürmen der Zeit (und wo waren sie stärker als zwischen der Weichsel und dem finnischen Meerbusen?) Jahrhunderte getrotzt und dem deutschen Geist, der diesen Boden der abendländischen Kultur erschlossen hatte, die Herrschaft neu gesichert, ja nun erst recht ihm den Zugang zu dem Osten ermöglicht haben. Für alle diese Länder, von Grönland bis Narwa und Dünaburg, ward auf Generationen hinaus Wittenberg das geistige Zentrum, allen politischen und völkischen Wirren und Gegensätzen, die in ihnen herrschten, zum Trotz. Auch dann noch, als unter neuen Weltverhältnissen die Starrheit der kirchlichen Formen allgemein nachließ und, jedoch immer noch auf dem alten Grunde, der deutsche Geist sich in neuen Gestaltungen versuchte, blieb diese geistige Einheit gewahrt: man denke nur an die Missionsfahrten des Grafen Zinzendorf und seiner geistlichenBrüder und Schwestern nach Grönlands Küsten,

an die Abhängigkeit, ja die Gleichsetzung und Unterwerfung der dänisch-norwegischen Literatur unter den Geist unserer Klassiker zur Zeit eines Holberg und Steffens, an die innige Verbindung des schwedischen und des deutschen Geistes in denselben Jahrzehnten, und an die bis Charkow und über den Ural hinweg reichende Hegemonie der auf lutherischen Universitäten vorgebildeten deutschen Gelehrten, die hier bis tief in das 19. Jahrhundert hinein ungebrochen blieb. Das gleiche Bild bietet uns Ungarns Entwicklung . In Johann Zapolya, dem Woiwoden von Siebenbürgen, dem Lande der Szekler und der Sachsen, tritt uns wiederum schon in dem Jahrzehnt nach dem Reichstage von Worms zum erstenmal der Vertreter einer magyarischen Nationalpartei entgegen, der den Staat auf den Grund der lutherischen Ideen stellte, kaum 40 Jahre nach dem Tode des Matthias Corvinus, der das gleiche Ziel, den Aufbau eines magyarischen Nationalstaates, in engster Verbindung mit der Kurie verfolgt hatte; durch zwei Jahrhunderte hin ist so das deutsche Evangelium das stärkste moralische Element in der magyarischen Nationalpartei gewesen; die Bethlen, Rakoczy und Tököly waren, wenn auch nicht mehr persönlich Lutheraner, politisch doch alle Nachfolger Johann Zapolyas.

Hätte also Luther, wir wiederholen es, die deutsche Nation nicht auch auf solche Wege führen sollen? Hätte er es überhaupt gekonnt? Oder war etwa, was der nordischen Staatenwelt zum Heil ward, für Deutschland unmöglich?

Ranke, der in seiner Darstellung des Wormser Reichstages diese Fragen (nur etwas anders gestellt) ebenfalls aufgeworfen hat, war noch geneigt, wenigstens die zweite in gewissen Grenzen zu bejahen. Indem er der 100 Gravamina gedenkt, jenes Schriftstücks, in dem alle Vorwürfe und Anklagen gegen die Tyrannei und Simonie des römischen Stuhls, welche die Nation, geistlichen wie weltlichen Standes, seit Jahrzehnten in Erregung hielten, zum Vortrag vor dem Kaiser gesammelt waren, fügt er hinzu: Man könnte sich fast zu dem Wunsche versucht fühlen, daß Luther fürs erste hierbei stehen geblieben sein möchte. Luther hätte dann von den Ständen nimmermehr verlassen werden können; denn er hätte dann nur die Gesinnung der Stände selbst zum Ausdruck gebracht; auch der Kaiser, den der eigene Beichtvater mit dem Zorn des Himmels bedrohte, wenn er die Kirche nicht reformiere, hätte ihr wahrscheinlich nicht widerstehen können. »Es würde«, so schließt Ranke diese Gedanken ab, »die Nation in ihrer

Einheit befestigt, zu einem Bewußtsein derselben erst vollkommen geführt haben, wenn sie einen gemeinschaftlichen Kampf wider die weltliche Herrschaft von Rom unter seiner Anführung bestanden hätte.«

Ich weiß nicht, ob wir den Meister auch nur soweit folgen dürfen. Ranke selbst weist darauf hin, daß die geistlichen Stände bereits schwankend geworden waren, so daß die Räte der weltlichen Fürsten die Eingabe, in der doch ein ganzer Teil den Beschwerden der Geistlichen selbst gewidmet war, vor dem Kaiser allein zum Vortrag brachten, am 22. April, also im Anschluß und, wie es fast scheint, als Gegenzug gegen die kaiserliche Erklärung vom 19. und im Zusammenhang mit der Vermittlungsaktion, die Richard von Trier durch die neue Befragung Luthers in Gang brachte. Erscheint es daher schon an sich mehr als zweifelhaft, ob Luther auch nur die Stände in der Vielgestaltigkeit ihrer Interessen auf diese Parole insgesamt hinter sich gebracht hätte, so wäre es völlig unmöglich gewesen, die kaiserliche Politik, die sich eben erst mit der Kurie verständigt hatte, gerade jetzt, unmittelbar vor dem ersten großen Waffengange Karls mit dem französischen Rivalen, von Rom abzureißen und auf der Linie einer national-deutschen Politik festzulegen.

Wir haben es jedoch nicht nötig, solchen Erwägungen weiter nachzuhängen: hat doch der Altmeister selbst ihre Nutzlosigkeit durch die herrlichen Worte dargetan, die er jener Äußerung unmittelbar folgen läßt, und in denen er sie in einem höheren Sinne beantwortet. »Jedoch die Antwort ist«, so schreibt er: »die Kraft dieses Geistes würde gebrochen gewesen sein, wenn eine Rücksicht ihn gefesselt hätte von einem nicht durchaus religiösen Inhalt. Nicht von den Bedürfnissen der Nation, sondern von religiösen Überzeugungen war er ausgegangen, ohne die er nie etwas gemacht hätte, und die ihn nun freilich weiter geführt hatten, als es zu jenem politischen Kampf nötig oder auch nützlich war. Der ewig freie Geist bewegt sich in seinen eigenen Bahnen.«

Wir bemerkten, daß Wiclif und Hus ein Jahrhundert zuvor bei dem Versuch, den Aufbau ihrer Nationen auf dem Grunde romfeindlicher Gedanken zu erreichen, gescheitert wären. Luther selbst hat, wie man weiß, im Weiterschreiten auf seiner Bahn in der Ideenwelt des böhmischen Reformators seine eigenen Gedanken wieder zu finden geglaubt; und man hat lange Zeit in jenen beiden wirklich die »Vorreformatoren«, in Luther aber eben nur den Fortführer und Vollender

ihrer Ideen sehen wollen. Heute werden wir dies nicht mehr nachschreiben dürfen, auch abgesehen davon, daß dem Tschechen überhaupt die Originalität abzusprechen ist, da er in seinen Schriften, wie wir seit Loserths eindringenden Forschungen wissen, bis auf den Wortlaut von seinem englischen Vorgänger abhängig war. Gewiß, persönlich neigten beide nicht zu den Extremen; die Kirche des Utraquismus, in der der Geist des Gründers des böhmischen Wiclifitismus fortlebte, trug Züge, die in Verfassung und Kultus an die englische Hochkirche erinnern, und die Anschauungen Wiclifs von den Sakramenten, der Schlüsselgewalt des Papstes, vom Heiligenkult und Reliquiendienst, ja von der Gnadenwahl und Kirche selbst deuten ohne Frage bereits auf Luther hin. Es war wie ein Wetterleuchten vor dem Blitzen und Donnern, das in dem folgenden Jahrhundert losbrechen und Segen wie Zerstörung über die Welt bringen sollte. Und niemand wird jenen Männern den Ernst der Überzeugung absprechen dürfen; sie haben beide für ihren Glauben gelitten, Hus hat für ihn, und nicht bloß für die Sache seiner Nation, den Tod des Märtyrers auf sich genommen. Aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß sie von politischen, nationalen Interessen ausgegangen sind und sich immer von diesen und den Parteien, die sich im besonderen zu ihren Trägern gemacht hatten, haben leiten lassen. Beide waren, wie Luther, Theologen und Professoren an ihren Landesuniversitäten. Aber Mönche waren sie nicht; zu jeder Zeit waren sie in die kirchlichen und staatlichen Verhältnisse ihrer Länder tief verflochten. Hus war der Führer der tschechischen Magister gewesen, welche die deutschen Dozenten und Scholaren von der Prager Universität vertrieben, und Wiclif, mochte er selbst, als er dem Parlament bei seiner Opposition gegen die Geldforderungen der Kurie von Avignon seine Feder lieh, und so auch späterhin sich in Schranken halten, hat seine Lehre von dem Recht des Besitzes, an dem der Todsünder keinen Teil habe, und die für jenen Kampf die Rechtfertigung sein sollte, auf Gedanken gestellt, deren Konsequenzen die Taboriten gezogen haben; hat er doch selbst zugegeben, daß sie in vielen Punkten mit dem gegenwärtigen Stand der Gesellschaft unverträglich seien. Luther hingegen war, als er ins Kloster trat, fern von jeder Auflehnung, von jedem Gedanken an einen Konflikt mit der Hierarchie. Was wußte er, der Plebejer, der Mansfelder Bergmannssohn, der Student, der gerade erst die Vorstufe des Fachstudiums hinter sich gebracht, weder

Juristerei noch Theologie studiert hatte, von den Welthändeln? Er glaubte wirklich der Welt Valet zu sagen, für immer in den Mauern des Klosters zu bleiben, als er von den Freunden Abschied nahm und mit seinem Vater, der so viel Hoffnungen auf seinen Martin gesetzt, darüber brach. Ein Gottsucher war er bereits, aber Theologe ist er erst im Kloster geworden. Es war der Gott seiner Kirche, der sich täglich in tausend Wundern offenbarte, der hinter jedem Tüttelchen ihrer Lehre, jeder Willensäußerung, jedem Anspruch, den sie machte, sich verbarg, dessen Macht und Ehre alle Jahrhunderte, Himmel und Erde priesen und bezeugten, vor dem alles, was irdisch, Staub war, und verloren, wenn er zürnte. Daß dieser Gott auch sein Gott sei, war für den jungen Mönch die Voraussetzung, der Boden, auf dem er stand; er hatte ihn niemals verlassen. Was er wollte, war das gleiche, was die Kirche ihm anbot, in dessen Besitz sie war (so sagten ihm ihre Diener), sie allein, das was sie einem jeden gab, und umsonst, wenn er nur danach verlangte, sich ihr anvertraute, die Gnadenmittel annahm, die sie in verschwenderischer Fülle aus Schätzen, die sie seit Jahrhunderten aufgehäuft und unablässig vermehrte, feilbot: die Gewißheit der göttlichen Gnade, die Errettung aus der Sünden Schoß, den Frieden der Seele. Eben deshalb suchte dieser junge Sünder (so betrachtete er selbst sich) das Kloster auf. Denn einen Weg, der sicherer zum Ziel, zu dem Heil, nach dem er dürstete, führte, gab es nach der Lehre der Kirche nicht. Und so schritt er auf ihm vorwärts, durch das Heer immer neuer Anfechtungen hindurch, ohne jeden anderen Ehrgeiz, jeden anderen Gedanken, als den einen, der ihn ins Kloster getrieben — bis er ins Freie kam, oder wenigstens zu einer Lichtung, von wo er den Himmel und seine Sterne über sich erblickte, mochten auch die Schatten der Dämmerung noch um ihn sich lagern.

Von hier aus, von der Weltferne seines Gottesbewußtseins gegenüber dem der römischen Kirche müssen wir die Tat Luthers in Worms betrachten, um ihre Größe und ihre Bedeutung ganz zu ermessen: weil seine Religion so ganz persönlich war, weil sie ihn vor Gottes Angesicht frei hinstellte, keinen andern Mittler anerkannte, als den, in dem er sich selbst offenbart hatte, jedes Feilschen und Markten um die göttliche Gnade ablehnte, dehnte sich ihr Bereich über alle Jahrhunderte und alles, was irdisch war, hinaus, war sie nicht an Zeit noch Stätte gebunden. Eben dies war aber auch der Anspruch Roms. Auch seine Gebote richteten sich zunächst nur an das Indi-

viduum. Dies hielt seine Kirche durch das siebenfache Band ihrer Sakramente gefesselt, das jedermann, der ihr untertan geworden war, von der Wiege bis zur Bahre, an jeder großen Station seines Lebensweges, umschloß. Eben deshalb behauptete sie die universale Kirche zu sein, und war es in der Tat, insofern sie sich um die politischen Formen nicht kümmerte, über nationale Grenzen hinwegsah und alle Parteiungen, jeden partikularen oder allgemeinen Willen nur von sich aus und von jenem Zentralgedanken her beachtete. Gerade dadurch aber umklammerte und durchsetzte sie alle Ordnungen in Staat und Gesellschaft, bannte sie jeden persönlichen Gestaltungswillen in die Grenzen, die sie selbst setzte, ließ sie auf keinem Gebiete, in keiner Höhenlage des Lebens gelten, was ihrem eigenen Willen widerstrebte. Das war das »babylonische Gefängnis«, aus dem Luther sich und seine Nation zu retten versucht hat.

Was hätte es ihm nun genutzt, wenn er die Klagen und Anklagen der deutschen Stände, das ganze Chaos ihrer Wünsche und Interessen sich zu eigen gemacht, sich zum Führer jener antirömischen Bewegung gemacht hätte! Er wäre bald am Ende seines Lateins gewesen. Sie hätten ihn alle für sich zu benutzen, an ihren Karren zu spannen gesucht: Sickingen, Hutten und ihre Freunde ebenso wie die herzoglich Sächsischen, oder die Wittelsbacher, oder Kardinal Albrecht und die Bischöfe. Es wäre ein Wirrwarr, ein Kampf aller gegen alle geworden, in dem er selber den Boden unter den Füßen und seine Ziele rettungslos aus den Augen verloren hätte; in tausend Widersprüche verstrickt, wäre er gerade in die Untiefen gefallen, in die ihn die römischen Diplomaten hatten führen wollen, und nichts hätte die Kirche in ihrem Anspruch, die Versöhnerin, die Friedensstifterin, die universale Mutter aller Christgläubigen zu sein, besser rechtfertigen können.

Diese Kirche hatte in den letzten beiden Jahrhunderten schon stärkere Erschütterungen erfahren, als ihr damit beschieden worden wären: Spaltungen, die um so gefährlicher sich angelassen hatten, als sie nicht, wie im Mittelalter so oft, von der weltlichen Macht, dem Imperium oder einem der Könige des Westens, in die Kirche hineingetragen wurden, sondern von ihr selbst, und zwar von der Spitze her ihren Ausgang nahmen. Jene hatten die Glieder an das Zentrum der Kirche nur noch mehr herangetrieben; im Kampf war die Hierarchie erstarkt, war das Papsttum seiner Macht bewußt ge-

worden, hatte auch die Theorie des kirchlichen Absolutismus ihre schärfste Formulierung gefunden. Als aber das Haupt sich spaltete, wurden alle Glieder mitergriffen und drohte dem ganzen Körper die Lähmung. So unlöslich ward der Konflikt, daß innerhalb der hierarchischen Kreise selbst der Gedanke auftauchen und für den Moment siegen konnte, der Kirche parlamentarische Ordnungen zu geben, die Pyramide (nach dem bekannten Wortbild aus einer modernen politischen Revolution) auf ihre Basis, statt auf ihre Spitze, zu stellen, die Provinzen der Kirche, die Obedienzen, wie man damals sagte, in geschlossenen Verbänden vereinigt zu ihren Trägern zu machen. Allmählich war jedoch die Kurie ihrer Feinde von neuem Meister geworden. Denn daß die Einheit zum Wesen der Kirche gehöre, war von jedermann zugestanden und trat, je größer die Verwirrung war, um so mehr ins allgemeine Bewußtsein. Gerade um diese Einheit wiederherzustellen, kam der Gedanke an ein über den Päpsten stehendes Konzil auf; die Bewegung, die zu den Konzilien von Pisa und Konstanz führte, hatte darin gerade ihren Ursprung. An ihr und der Universalität der Kirche, von der jene ja nur die Konsequenz war, hielten die Gegner des päpstlichen Absolutismus (die Radikalen mit eingeschlossen) ebenso fest wie die Freunde, nur daß die Theorie, der Begriff der Kirche sich änderte. Der Jubelruf »Papam habemus«, der die Wähler des Konzilspapstes empfing, als aus dem Konklave im Kaufhaus von Konstanz der staatskluge Kardinal Otto von Colonna als Papst Martin V. hervorging, brachte zum Ausdruck, wie sehr das Gemeingefühl des Zeitalters nach dieser Lösung verlangte. Und so lange die Kirche ein in sich ruhender, den weltlichen Ordnungen gegenüber souveräner, ja ihre Organe durchsetzender Körper blieb, war ihre Zusammenfassung in einer zentralen, alle Teilgewalten überragenden und ausgleichenden Gewalt das Gegebene. Die Geschichte der Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts hat es bewiesen. Der Versuch eines ständisch-parlamentarischen Wiederaufbaus der Papstkirche überlebte die Regierung Martins V. nur um ein paar Jahre. Aus dem Schoße des zu Basel zusammengekommenen neuen Reformkonzils selbst brach das Schisma aus, zerrüttender und kläglicher noch in seinem Verlauf als der Kampf der Päpste von Avignon gegen ihre römischen Gegner, und das Ende vom Ganzen war die Herstellung des Papsttums zu einer Vollgewalt, wie es sie im ganzen Mittelalter nicht gehabt hat; niemals hatte es sich in der ewigen Stadt so unbesorgt

fühlen dürfen und so glänzend zu repräsentieren verstanden, wie in den 70 Jahren, die ihm, seitdem die geistlichen Rebellen von Basel zu Kreuze gekrochen, noch vergönnt waren, bevor das Ungewitter der Tiefe hervorbrach, in der Epoche der Rovere, der Medici und der Borgia.

Freilich gelang dies nur auf dem Wege des Kompromisses. Denn auch die Obedienzen, oder, besser gesagt, die in ihnen vorwaltenden, in ihrem staatlichen Zusammenhang bereits gefestigten Mächte hatten die große Spaltung ohne Schaden überstanden. Wie diese bereits hinter den Konflikten, die im Zentrum der Kirche zum Ausbruch gekommen, gestanden und in jedem Moment der nachfolgenden Kämpfe ihren Vorteil wahrgenommen, im Zusammenschluß mit der eigenen Geistlichkeit (was denn auch hier Reibungen genug herbeiführte) ihren Staat aufgebaut hatten, so ließen sie sich den Friedensschluß mit der Kurie und ihren Wiederaufbau auch nur wieder abkaufen; nur so gelang es Eugen IV., den Widerstand der Baseler zu brechen, und so konnten auch seine Nachfolger niemals sich gestatten, etwa in der Art eines Gregor VII. oder der großen Päpste des 12. und 13. Jahrhunderts gegenüber den neuen Mächten aufzutreten. Indem sie aber die Macht respektierten, sich auf die Teilung des Einflusses in Konkordaten einließen, konnten sie im übrigen die Zentralisierung der Verwaltung, auch in den Ländern, mit deren Regierungen sie ihre Verträge abgeschlossen, so gut oder besser als in den früheren Zeiten betreiben. Es waren vor allem die großen Monarchien des Westens, in denen diese Vereinbarungen zwischen Staats- und Kirchengewalt getroffen wurden; aber auch die Königreiche des Nordens und des Ostens waren kraftvoll genug oder durch ihre politische Lage so begünstigt, daß sie auf diese Weise einer allzu straffen Anziehung der papalen Gewalt sich erwehren konnten; sogar die italienischen Teilstaaten vermochten sich so oder so mit der Kurie, an deren Bestand in ihrem Lande sie schließlich mehr oder weniger alle interessiert waren, auseinanderzusetzen. Einzig der deutschen Nation blieb dies versagt. Nur zwei Fürstenhäuser gab es hier, denen dies schon beim Abschluß des Baseler Konzils vergönnt war: die Habsburger und die Hohenzollern. Für alle anderen partikularen Gewalten im Reich und für dessen Gesamtorganisation selbst waren die Reformkonzilien, trotzdem sie auf deutscher Erde abgehalten waren, umsonst gewesen: in der allgemeinen Zersplitterung, in dem Durcheinander fürstlicher,

städtischer, ritterlicher und bäurischer Elemente, geistlicher und weltlicher Korporationen und Eigengewalten, war Rom die einzige Macht, die in sich geschlossen und von einem Willen beherrscht war und so die Instanz geworden oder geblieben war, an die sich alle Sonderinteressenten wenden, Gnaden für sich erlangen, oder ihre Abweisung zugunsten ihrer Gegner befürchten mußten. Blieb es hierbei, vermochte sich nicht ein Zentrum, ein Machtwille in der Nation zu erheben, der alle auseinanderlaufenden Strömungen in ein Bett lenkte, einem gemeinsamen Interesse, einer die Nation zusammenschließenden Idee unterwarf, so war nur die Verewigung des Zwiespalts, ja eine wachsende Zerrüttung zu erwarten.

Auch die konziliaren Theorien waren mit dem Scheitern der konziliaren Reformen in Mißkredit gekommen; niemals waren, wir sahen es, die papalen Ansprüche rückhaltloser ausgesprochen und so widerspruchslos als die heiligsten Gesetze der Mutter Kirche ex Cathedra verkündet worden, als von den Päpsten, deren Andenken voll Blut und Wollust der Abscheu der Jahrhunderte geworden ist. Es war dasselbe Rom, um das der Kultus edelster Schönheit unvergänglichen Glanz gewoben hat: genährt von den erhabensten Gedanken der Antike, durchgebildet mit den Formen ihrer Kunst, hatte der italienische Geist im Vatikan seinen schimmernden Thron errichtet; ein Leuchten wie vor dem Erwachen des jungen Tages ging nun von dort, von dem Pontifikat eines Julius II., eines Leo X. durch die Jahrhunderte hin. Und so hat man wirklich in dem Geist der Renaissance die Kraft sehen wollen, welche die Welt erneuert, den Typus des modernen Menschen, einen neuen Begriff der Gesellschaft geschaffen habe. Aber wir brauchen uns bloß daran zu erinnern, daß das Latein des Laterandekrets über die päpstliche Unfehlbarkeit und der Bulle, welche den deutschen Ketzer in den Abgrund der Hölle verwies, von denselben Männern entworfen worden ist, die sich mit jener humanistischen Bildung schmückten, um zu erkennen, daß, wer ihrem Zeitalter solche Vorstellungen entgegenbringt, von den die Tiefen bewegenden, das Antlitz der Nationen und den Aufbau ihrer Staaten bedingenden und gestaltenden Kräften keine Ahnung hat. In Wahrheit hat die Renaissance der hierarchischen Weltgestalt kaum die Haut geritzt. Gewiß ist sie aus dem italienischen Geist in seiner Vermählung mit dem der Antike, in der er sich selber wiederzufinden vermeinte, hervorgegangen und ruht auf den poli-

tischen Fundamenten und Konstellationen, welche das Italien des 14. Jahrhunderts darbot, so wie jede geistige Bewegung aus dem Schoße einer Nation und ihrer politischen Gestaltung geboren wird. Aber schon in der Epoche Petrarcas und Cola Rienzis, in denen die neue Bildung sich dieses Ursprunges voll bewußt ward und wirklich von nationalem Schwunge sich tragen ließ, schloß sie sich von der Menge, von der Welt des Volgare ab, auch wenn sie es gelegentlich meisterhaft handhabte und in klassische Formen goß, und suchte die Höhen, die Welt der Mächtigen auf, in der sie allein atmen konnte und leben wollte. Ihre Vertreter waren und blieben doch nur ein Ausschnitt aus der Nation, ein Kreis von Privilegierten, eine neue geistige Aristokratie; an die Tiefen reichten sie nicht heran, sie scheuten eher mit ihr die Berührung. Die Tiefen blieben durch sie unbewegt; wo sie aber einmal in Konflikt gerieten mit jener Bildung, wie in dem Zank, den die Neapolitanischen Mönche mit Laurentius Valla, dem Skeptiker, hatten, oder bei dem Angriff des großen Bußpredigers Savonarola, des Dominikanermönches von San Marco, auf das medizäische Florenz, versagte die Selbstgewißheit der vornehmen Herren gänzlich, und bewiesen sie damit, daß sie bei aller ihrer Bildung mit dem, was die Masse war und wollte, nichts zu schaffen hatten, zugleich aber, daß sie den auf die Empfindungen und Bedürfnisse eben dieser Masse abgestellten und durch sie bedingten sozialen Institutionen in Staat, Kirche und Gesellschaft nicht gewachsen waren und denselben nichts anhaben konnten.

Vollends dem deutschen Geist standen diese Wälschen durchaus fremd gegenüber. Nichts lehrreicher hierfür als das Auftreten und Verhalten Aleanders in Worms. Auch er war ein Professor wie Luther, einer der namhafteren Humanisten, sein Fach das Griechische; an der berühmtesten Universität der Christenheit, an der Sorbonne in Paris, hatte er vielbesuchte Vorlesungen gehalten, er war ein Gräcist, der sich neben Erasmus, mit dem er rivalisierte, sehen lassen konnte; als Bibliothekar des päpstlichen Stuhles und Kardinal der Kirche ist er gestorben. Aber niemand stand dem Wittenberger Mönch verständnisloser gegenüber als dieser bestgebildete Italiener. Für ihn war Luther immer nur der Rebell, der Hund, der Basilisk, ein Ketzer, tausendmal schlimmer als Arius; sowie er nur den Namen des deutschen Kollegen hinschreibt, steigt ihm die Galle ins Blut. Auch die deutschen Humanisten sieht er kaum anders an. Er kann allerdings nicht

leugnen, daß diese tollen Hunde, die Deutschen, jetzt auch mit den Waffen des Geistes ausgerüstet sind und sich dessen zu rühmen wissen, daß sie nicht mehr die dummen Bestien seien, wie ihre Vorfahren, daß sie das Wasser des Tiber in ihren Rhein geleitet, und daß ihnen Italien die Schätze seines Wissens habe abtreten müssen. Aber Barbaren bleiben sie mit ihrem Hutten an der Spitze für ihn doch; so etwa wie Emil Boutroux, der Pariser Philosophieprofessor, sonst ein trefflicher Mann, der seine Gedanken im wesentlichen aus Deutschland bezogen hat, nach Ausbruch des Weltkrieges und offenbar unter dem Einfluß einer Kriegspsychose von der durch die Wissenschaft verstärkten deutschen Barbarei zu schreiben vermochte.

Und in der Tat, der Gegensatz zwischen dem deutschen und dem italienischen Humanismus war von Anfang an gegeben, und man spürt ihn mit jedem Schritt der deutschen Entwicklung mehr. Gerade in diesem Moment, in den Tagen von Worms, war er auf seiner Höhe. Vor allem: die deutschen Humanisten sonderten sich von ihrem Volke nicht ab, wie sie denn auch meist aus dem Volke stammten, als Bauern- und Bürgersöhne auf den Universitäten studiert hatten, sondern sie standen mitten in der nationalen Bewegung, deren Wortführer sie von jeher gewesen, und der sie in der Mehrzahl eben jetzt, allen voranstürmend Ritter Ulrich von Hutten, ihre Feder liehen. Auch sie mieden nicht gerade die Höfe; Kaiser Max hatte sie sogar geflissentlich an sich herangezogen, und ein Hutten es nicht verschmäht, dem Hohenzoller in Mainz zu dienen; schon als dieser Tetzel ausgesandt, war er an seinem Hofe gewesen. Aber auch dies Verhältnis hatte einen populären Hintergrund; gerade durch die Poeten auf die öffentliche Meinung zu wirken, war die Absicht jener beiden gewesen. Aleander empfand diesen Gegensatz durchaus. »Ich sage es«, schreibt er, »unsern Poeten und Rhetoren, deren ganzes Tun darin besteht, an ein paar Verschen monatelang zu feilen und um eines armen Wortes willen einander zu verleumden, gerade ins Gesicht, daß sie sich vertragen und einmütig in ihren Schriften unsern Glauben verteidigen sollten.« Mit ihren Einsichten und Fähigkeiten, meint er, würden sie mehr als sieben dieser Schreihälse zum Schweigen bringen, die allein mit ihren schriftstellerischen und poetischen Künsten sich bei der Menge in solches Ansehen gesetzt haben, als wenn sie die echte Theologie schon ganz unter die Füße getreten hätten. Diese Schreihälse wurden aber dem

römischen Glauben um so gefährlicher, als sie jetzt, dem Beispiel Luthers folgend, schon dazu übergingen, dem Volke ihre Klagen und Spottreden über Rom und die Romanisten auf Deutsch in Vers und Prosa vorzutragen.

Bei alledem darf man den Einfluß der deutschen Humanisten auf die Nation im Kampf gegen Rom nicht überschätzen. Sturmgeister wie Hutten waren doch die wenigsten. An Spott und Satire hatten sie sich gerne beteiligt, auch so ernste Geister wie schon vor Jahren Professor Bebel in Tübingen. Aber zum Scherz waren die Zeiten nicht mehr angetan. Das bekam Willibald Pirckheimer zu spüren, als der von ihm so grausam »abgehobelte« Eck seinen Namen in die Bannbulle gegen Luther gebracht hatte: er beeilte sich, um nicht mit Rom in Konflikt zu geraten, zu deprezieren. Mut war auch bei den deutschen Literaten (wie man das ja auch zu andern Zeiten finden mag) nicht die Haupttugend, darin stand Hutten ziemlich einsam, dem es daran wenigstens, obschon gerade er nirgends in die Tiefe schürfte, so wenig fehlte wie an echtnationaler Gesinnung. In der Mehrzahl waren sie doch Schulmeister, wie ja die Bewegung von den Schulen ihren Ausgang genommen hatte, und vielfach froh, bei aller Sympathie für den kühnen Professor an der Elbuniversität, so wie etwa der alte Jakob Wimpheling, der nun in Straßburg lebte, und Beatus Rhenanus in Schlettstadt, in ihrem Winkel bei ihren geliebten Büchern bleiben zu können; im Hinblick auf die stolzen Herren an der Tafelrunde eines Lorenzo Medici oder die Tischgenossen Papst Leos X. erscheinen uns diese braven Landsleute kaum viel anders als so, wie Albrecht Dürer sich seinen Hieronymus im Gehäus vorstellte, verglichen mit Rafaels platonischer Akademie.

Jedenfalls, die Führung der nationalen Bewegung behielten die deutschen Humanisten, die sich schon zu spalten begannen (trat doch ein Cochläus schon persönlich in Worms gegen Luther in die Schranken), nicht mehr, seitdem der Mönch von Wittenberg im Vordergrunde des Kampfes stand. Es gab fortan nur noch die eine Alternative: für oder gegen den Reformator.

Man darf aber, um die Größe der Tat von Worms würdigen zu können, überhaupt nicht an der Tatsache vorübergehen, daß das hierarchische System, von außen angesehen, noch an keinem Punkte wirklich durchbrochen war. Die Universitäten, auch die neugegründeten in Wittenberg und Frankfurt, waren noch immer geistliche

Körperschaften, ausgestattet mit päpstlichen Privilegien, organisiert wie alle ihre Mitschwestern im ganzen Abendland, geistlich auch die Fakultäten, die Theologie die Königin der Wissenschaften, die großen Professoren fast durchgehend Kirchenlichter, geistlich und in geistlichen Ordnungen zusammengehalten auch die große Masse der Schüler, erschüttert vielleicht, aber doch im großen und ganzen ungebrochen auch die scholastischen Lehrmethoden, für die der »blinde Heide« Aristoteles, gegen den Luther seinen ersten Kampf geführt hatte, die maßgebende Autorität geblieben war; so heftig die Humanisten gegen die alten Formen ankämpften, durchgedrungen waren sie doch erst an wenigen Stellen, selbst in Wittenberg wurde die Reformierung der Universität mit Hochdruck doch erst nach dem Wormser Reichstag, als Luther auf der Wartburg saß, in Angriff genommen.

Und nicht anders war es mit allen Organisationen, Gewohnheiten, Gebräuchen, in denen die abendländische Welt seit Jahrhunderten sich eingelebt hatte, im Großen wie im Kleinen, in Wissenschaften und Künsten, in der Lebensführung und der Weltanschauung, in der Auffassung der menschlichen und der göttlichen Dinge. So wie es Ranke mit gewohnter Präzision ausgedrückt hat: »Was in Europa bestand, war doch im Grunde jener kriegerisch-priesterliche Staat, der im 8. und 9. Jahrhundert ausgebildet war. Das priesterliche Element war nur immer tiefer gedrungen — also mußte der Angriff den Grund des gesamten Daseins erschüttern.«

Eben dies war Luthers Tat.

Es war das Corpus Christianum, die Res publica christiana, die abendländische Christenheit, deren Einheit er zerstört hat, deren in sich verklammerte Glieder er auseinanderbrach. Er war in der Tat der große Waldrechter, wie er sich selbst bezeichnet hat, der die Axt an die Wurzel legte, aus der alles erwachsen war.

Dabei bleibt völlig bestehen, daß der Reformator von der überkommenen Anschauung der Einheit, auch der politischen Zusammengehörigkeit der abendländischen Welt, überzeugt blieb. Wie hätte er eine Weltansicht aufgeben sollen, die noch länger als ein Jahrhundert in Kraft blieb, von der aus ein Johann Sleidan noch nach Jahren seine »Geschichte des christlichen Staats unter Kaiser Karl V.« und sein Buch von den Vier Monarchien schrieb, aus dem noch ein Friedrich Wilhelm I. von Preußen als Knabe seine Weltgeschichte

gelernt hat! Er stieß aus, was er für seinen Glauben, sein Bekenntnis ausstoßen mußte, und ließ bestehen, ja hielt wohl auch trotziger, als vielleicht nötig gewesen wäre, an dem fest, was ihn darin nicht störte, behielt darum Vorstellungen bei, die uns nichts weniger als modern erscheinen, die von den Männern der Renaissance längst über Bord geworfen waren, und verwarf andere, die der heutigen Anschauung verwandt sind, nahm sogar unter Umständen Ansichten und Sätze zurück, die ihn selbst schon auf dem Wege zu einer neueren, aufgeklärteren Auffassung politischer oder religiöser Probleme gezeigt hatten. Das alles kann uns nicht hindern, in ihm den großen Bahnbrecher, den Simson zu sehen, der die Säule, welche das Weltsystem des Mittelalters bisher getragen hatte, zerbrochen hat. Daß darum das Mittelalter an sich nicht zu Fall gekommen ist — wer wollte dies leugnen! Es ward nur zu bald und zu fest, kurz nach seinem Tode, wieder aufgerichtet und so stark gemacht, daß es noch heute, auch im Vaterlande Martin Luthers selbst, unüberwindlich dasteht. So reinlich pflegen sich leider die Weltepochen nicht voneinander zu scheiden, daß dort das Alte und hier das Neue zu finden ist: die Strömungen laufen vielmehr durch die Jahrhunderte neben und oft im wirren Durcheinander hin, nicht in Querschnitten, sondern in der Längsrichtung; kreuzen sie sich doch zuweilen in der gleichen Brust; in demselben Herzen wohnen oft genug einander feindliche alte und neue Gedanken.

Es kommt immer nur darauf an, den Punkt zu finden, an den die Welterschütterer die Hand gelegt, und von wo aus sie die Zeiten voneinander geschieden, ein neues Element in die Weltentwicklung hineingebracht haben. Hierüber aber kann uns wieder der große Meister unserer Geschichtschreibung belehren: »Indem Luthers Religion ein freies Gebiet anerkannte, welches sie nicht unmittelbar zu beherrschen brauchte, gab er den Begriff des Corpus Christianum, an dem er festhielt, im Prinzip bereits auf«. Er gab der historischen und natürlichen Welt ihr Recht, ihre Ehre vor Gott zurück, stellte auch sie unmittelbar vor das Antlitz des Höchsten, als des Schöpfers, dem sie ihr Dasein verdankt, und aus dessen Hand nichts Böses, sondern nur Gutes kommen kann. Das Recht der Macht, der staatlichen Ordnung an und für sich, unabhängig von der Form des Glaubens, die Grenzen der Christenheit überschreitend, ja über die Grenzen ihrer Zeit in die Jahrhunderte zurückreichend, hat er, unmittelbar

aus seinem Glauben heraus, dessen Korrelat diese Auffassung des Staates lediglich ist, rundum anerkannt und festgestellt. Und darum ist er der Begründer eines neuen Weltalters geworden.

Nun endlich können wir die Frage beantworten, die wir vorhin ungelöst lassen mußten. Luther war nach Worms gegangen, weil der Kaiser als der Träger des Schwertes, der von Gott bestellte Schirmer des Friedens und des Rechtes, ihn gerufen hatte; aus seinem innersten Glauben war sein Entschluß entsprungen. Was er aber in Worms erlebte, war kein Gericht, war weder Verhandlung noch Urteil, sondern ein Diktat, Befehl, ausgeführt durch den Kaiser nach dem Willen jener fremden Gewalt, die den Reformator mit dem Bann belegt, die er aber auch selbst soeben verflucht hatte.

In demselben Worms, in der Stadt der Burgonden, um die einst die deutsche Sage, das hohe Lied von deutscher Treue und deutschem Verrat, ihre goldenen Fäden gesponnen, hatte vor langen Zeiten (es war bald ein halbes Jahrtausend her) ein deutscher Kaiser die Bischöfe des Reiches und viele Fürsten mit ihnen um sich versammelt, um dem Papst seiner Zeit Fehde anzusagen[1]). In einem Schriftstück von grandiosem Pathos hatte er namens der deutschen Bischöfe und kraft des eigenen kaiserlichen Rechtes Hildebrand, dem falschen Mönch, dem Usurpator des römischen Stuhles, dem Tyrannen und Zerstörer der allgemeinen Kirche, sein Descende, Descende zugerufen. Eben gegen diesen Feind Gottes und der deutschen Nation, den Papst, hatte Martin Luther den Kaiser und des Reiches Fürsten um Hilfe angerufen. »Wo bist Du,« so hatte er noch im Sommer geschrieben, »trefflicher Kaiser Karl? wo seid ihr christlichen Fürsten? Ihr habt euch Christo in der Taufe angelobt und könnt diese höllische Stimme des Antichristes ertragen! Wo seid ihr Bischöfe, ihr Doktoren alle, die ihr Christus bekennet? Könnt ihr schweigen zu diesen Greueln der Papisten? Gekommen, gekommen ist der Zorn Gottes über sie,

[1]) Schon Aleander ist die Parallele zu dem Nationalkonzil in Worms von 1076 aufgefallen. Er meinte, die Empörung Heinrichs IV. gegen Gregor VII., die hier in Worms, der alten Brutstätte aller und besonders der gegen den Klerus gerichteten Kämpfe, angehoben, sei noch ein wahres Kinderspiel (viole et rose) gegen die jetzige Empörung gewesen, da damals ganz Deutschland, der Sohn des Kaisers selbst, auf seiten des Papstes gestanden habe, während jetzt nur der Kaiser mit Rom gehe (Brief vom 15./16. Mai, bei Kalkoff, Schr. des V. f. R.-G. XVII, 101). Man sieht, daß die historischen Kenntnisse, deren der Nuntius sich rühmt, doch etwas flüchtig zusammengelesen waren.

die Feinde des Kreuzes Christi und der Wahrheit Gottes, daß sie auch allen Menschen zuwider sind und wehren die Wahrheit zu predigen, wie Paulus sagt zu den Juden.« Sollte er jetzt seinen Nacken dem Henker zum Streich hinhalten?, hätte er dann nicht eben dasjenige als Recht anerkannt, was er bekämpft hatte: den Satz, daß der Papst als oberster Herr des Corpus Christianum, als der Stellvertreter Gottes, in der Tat und Wahrheit beide Schwerter führe? Hatte Christus, dessen Nachfolger zu sein der Tyrann in Rom sich rühmen wollte, das getan, als er sich widerstandslos zur Schlachtbank führen ließ? Hatte Pilatus, der Skeptiker, der, wie auch Herodes, keine Schuld an diesem Menschen fand, der seine Hände in Unschuld waschen wollte, so gehandelt wie Kaiser Karl? Hatte er nicht diesen Sektierer eben nur seinen Richtern, unter denen freilich der Hohepriester Judas war, die aber als die Ältesten die Vertreter, die verordneten Richter ihres Volkes waren, überlassen? Und hatte Jesus nicht als Sohn seines Volkes gerade ihr Richteramt bestätigt, als er sich ihrem Spruch unterwarf, durch den sie den Ketzer, den Verräter seines Volkes, das ihnen darin nun beifiel, ihn und sein Andenken, für ewig zu vertilgen gedachten? Während der Landpfleger, als er jenen, die er verachtete, die Verantwortung für ihre Tat zuschob und nur eben seine Kriegsknechte zur Exekution des Verurteilten hergab, doch auch nur wieder tat, was er als Vertreter seines Kaisers tun durfte, und was seines Amtes war?

Man weiß, wie schwer Luther der Entschluß geworden ist, dem Drängen seiner Freunde nachzugeben und sich auf einen Weg zu begeben, der ihm von der geraden Straße, die er bisher gegangen war, abzuweichen schien, und der seinen Fürsten und sein Volk (niemand sah dies besser als er voraus) in immer neue Gefahren und Wirrsale führen mußte. Noch auf der Wartburg sind ihm diese schweren Gedanken nachgegangen. Wir aber müssen sagen, daß Luther, indem er seinem fürstlichen Herrn folgte, recht gehandelt hat. Weil Kaiser Karl eben nicht gehandelt hatte als der Träger des von Gott ihm anvertrauten Schwertes, als Finder des Rechtes aus dem eigenen Empfinden und Gewissen heraus und nach dem Rate der Ältesten seines Volkes, sondern als Anbeter einer fremden Gewalt, als der Knecht des römischen Antichrists. Es war der Kampf um das deutsche Recht, den deutschen Staat, den Luther führte, und dem Karl, der Fremdling im Reich, der Burgunder, der Spanier, oder was er sonst

war, auswich, nicht bloß dem Papst, sondern weit mehr sich selbst und den weltumfassenden Zielen seines Hauses zuliebe. Diesem deutschen Staatsgedanken diente, wie der Reformator, so auch sein Fürst, in dem Kreise, in den seine Geburt und das Recht seines Hauses ihn gestellt hatte, als Amtmann an Gottes Statt, der seinen Untertanen ein gerechter Herr sein wollte, sie im Frieden zu führen und zu erhalten, zu richten und zu regieren als seine Ehre und seine Pflicht ansah. Ob der Weg, den Kurfürst Friedrich einschlug, um sich und seinen Mönch der Gewalt, die ihren Arm gegen ihn erhoben, für den Moment zu entziehen, richtig gewählt war, mag dahingestellt bleiben; Friedrich hat dabei vielleicht mehr klug als gerade weise gehandelt. Das Ziel und das Ergebnis aber der Tagung von Worms konnte kein anderes sein, wenn das Evangelium Luthers unverfälscht und in fortwirkender Kraft bleiben sollte.

Denn nun mußte an jeden, der im Reich und in der Kirche Deutschlands etwas zu bedeuten hatte, die Frage, der Friedrich zunächst noch auszuweichen für nötig gehalten, von Jahr zu Jahr näher und drohender herantreten: die Frage, ob er protestieren oder sich unterwerfen wolle. Protestieren aber bedeutete zu jener Zeit nicht, Schriftstücke entwerfen, die, mit Unterschrift und Siegel versehen, die Unterwerfung nur bestätigen, sondern Verweigerung des Gehorsams und den Entschluß, wenn es denn nicht anders sein könne, mit der Faust, Macht gegen Macht, für seine Überzeugung einzutreten. Hatte sich der Kaiser als der Vasall Roms enthüllt, hatte er die Vertretung des Reiches selbst durch die Kniffe und Listen seiner Diplomatie hinter sich hergezogen, so konnte dies Edikt, auch wenn es im Namen des Reiches ergangen war, für alle diejenigen, die für ihre Person und ihre Untertanen sich Gott allein verantwortlich fühlten, keine Geltung mehr besitzen.

Dies wird nun das Problem der deutschen Reformationsgeschichte, die sehr viel weiter reicht als bis zum Tode Karls V. Die Losung konnte fortan nicht mehr bloß heißen: los von Rom, sondern auch: los vom Kaisertum, los von den beiden internationalen Gewalten, die Deutschland umklammert hielten und den Aufbau eines Reiches, das dem Genius der Nation gemäß war, verhinderten. Man braucht aber nur die Aufgabe so zu formulieren, um sich der ungeheuren Schwierigkeiten, die sie darbot, bewußt zu werden. Ein Drittel des deutschen Landes war unmittelbares Kirchengut, jeder Fußbreit, jede Pfründe,

jeder Besitztitel darin letzten Endes an Rom gebunden; nirgends, außer etwa in Wien und Berlin, waren die Dynastien, die Städte, große und kleine Stände von der fremden geistlichen Macht abgelöst, und ebenso auch dem Kaisertum, freiwillig oder gezwungen, so oder so, nach Reichsrecht verbunden. Und anderseits waren sie alle wieder in sich zu stark und mit dem Leben von Jahrhunderten zu eng verwachsen, um sich einfach einer, wenn auch ganz national gearteten Einheitsmacht zu unterwerfen. Niemals hätte daher die Reformation Martin Luthers eine nationale Monarchie im Sinne der Nachbarstaaten begründen können. Das Ziel, das vielleicht erreichbar war, und das jedenfalls den besten politischen Köpfen der protestantischen Partei damals vorschwebte, war eine Organisation der nationalen Kräfte nach Art der Generalstaaten, die den Partikulargewalten eine Gewähr ihres Bestandes und der ganzen Nation auf dem Grunde der lutherischen Lehre vor Gott und der Welt Sicherung und eine Stellung unter den großen Nationen der Erde gewährt hätte.

Und darin ist unser Volk gescheitert.

Man kann aber nicht sagen, daß dies nur an dem eigenen Unvermögen gelegen hat. Wenigstens trägt unsere Nation nicht allein die Schuld. Es ist wahr, das Nächste nach Worms war die Zerstörung: in ungeheurem Sturz krachte die deutsche Kirche, ein Bau von acht Jahrhunderten, zusammen. Dem Fall der hierarchischen Ordnungen folgte auf dem Fuß der Aufstand, zuerst die Rebellion der Reichsritter, danach der Bauernaufruhr, beides Teilbewegungen, die erstere von sehr geringem, die zweite von größerem Umfang; doch ging auch der Bauernkrieg im Norden kaum über das Eichsfeld und den Rheingau hinaus, und eng genug waren bei beiden die Ziele wie das Verständnis für die großen Fragen der Nation. Auch die täuferische Bewegung, die besonders in den Schichten der Handwerker wucherte, welche vielfach mit den Bauern gemeinsame Sache gemacht hatten, war, obschon bald hier bald da aufflackernd, dennoch nur von lokaler und vorübergehender Wirkung. Das Evangelium Luthers ließ sich durch alles dies nicht aufhalten. Im Gegenteil, nur um so mehr griffen die Regierungen nach seinen Ordnungen, die ihnen einen Halt in der hin- und herwogenden Bewegung gaben und gewährleisteten. Und so zeigte sich auch die kaiserliche und die katholische Partei im Reiche (denn beides deckte sich schon nicht mehr) nicht imstande, die evangelische Bewegung dauernd zu hemmen: weder das Augsburger

Religionsedikt von 1530 noch die Konkordienversuche, die der Kaiser gezwungen auf die Bahn brachte; auch sein Sieg über die Schmalkaldener, wie entscheidend er war, wollte nichts helfen, so wenig wie das Interim, mit dem er auf der Höhe seiner Macht die deutschen Parteien in sein politisches System einzufangen versuchte. Nicht einmal der Religionsfriede von Augsburg (1555), durch den die Deutschen über den Kopf Karls hinweg ihrem Hader ein vorläufiges Ziel setzten, konnte in den ersten Jahren seines Bestandes die Evangelisierung der Nation aufhalten. Wenn Aleander schon in Worms neun Zehntel der Deutschen der neuen Ketzerei verfallen sah, so war zu der Zeit, da Kaiser Karl die Regierung seiner Reiche in die Hände seines Sohnes legte, Luthers Glaube in den festen Formen des Bekenntnisses wirklich der großen Mehrheit im Reich das bindende Gesetz für ihre staatlich-kirchlichen Ordnungen geworden. Erst im achten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts kam ein dauernder Rückschlag.

Der entscheidende Grund hierfür lag in den Konstellationen der europäischen Politik, von denen sich die Geschicke unserer Nation nicht lösen ließen. Sie waren schon in den drei ersten Jahrzehnten, wo sie im übrigen günstiger als jemals später für das Ansetzen der Keimkräfte der neuen Kirche waren, wirksam, wenn nicht maßgebend: die Friedensschlüsse ebenso wie die Schlachttage Karls V. bildeten ebensoviele Epochen für den Fortgang oder die Hemmung der evangelischen Gedanken. Und danach gestaltete sich dann das Leben der Nation auch in den späteren Generationen, die wir als die Epoche der Gegenreformation zusammenzufassen pflegen.

So ist es nur den Partikulargewalten, die, seit Jahrhunderten vorgebildet, schon mit festeren Formen in das Zeitalter Luthers eintraten, möglich geworden, dem Staatsgedanken seiner Religion sich anzugleichen oder auch ihm zu widerstehen. Das Bekenntnis wurde in jedem Falle (wo in Europa wäre es anders gewesen, wo hätte es anders sein können?) für den Aufbau der deutschen Territorialstaaten der festeste Kitt. Für die Obrigkeiten, die dem alten Glauben treu blieben, war auch der Weg dazu der alte, die Verständigung mit der Kurie, die Teilung der Macht, das Konkordat. Es hat sie für eine Zeit zu Herren in ihren Ländern gemacht; zumal die Bischöfe und Äbte des Reiches haben durch engen Anschluß an Rom, der aber einer völligen Abhängigkeit nicht gleichkam, ihre Existenz, soweit sie nicht dem Sturm ganz erlagen, auf lange hinaus gerettet.

Mit der Zeit aber stellte es sich heraus, daß die Staatsgedanken der Reformation politisch von unvergleichlich viel höherer Kraft waren als der in Trient neu gefestigte, ganz hispanisierte Glaube der römischen Kirche sie darbot. Nun erst, auf dem durch Luthers Wort geweihten Boden konnte der deutsche Genius die Stellung in der Welt erringen, die er im 16. Jahrhundert, soweit auch damals schon seine Wirkungen reichten, doch nicht zu erlangen vermocht, und wie er sie in keinem Jahrhundert vorher entwickelt hatte. Denn im Mittelalter war er, wie lebensvoll und tatenreich er sich erweisen mochte, doch in allen seinen Schöpfungen abhängig gewesen von fremden Kulturwerten; der Humanismus selbst, an dem sich der neue Geist emporzuranken versuchte, stammte noch aus dem Ausland. Nun aber versuchte sich der nationale Genius in originalen Produktionen, zumal auf den Gebieten des rein geistigen Lebens, durch die er alles hinter sich ließ, was frühere Jahrhunderte hervorgebracht, und, man darf es aussprechen, eine Gedankenwelt schuf, die bis an die Sterne reichte.

Es ist neuerdings wieder einmal Mode geworden, Luther von der Scheide der beiden Weltalter, auf der ihn die Nachwelt, auch seine Feinde, zu sehen gewohnt war, fortzustoßen, ihn (seinen Gegnern vielleicht ebensowenig zur Freude, als denen, die noch immer zu ihm halten) in das Mittelalter zurückzuschieben, hingegen die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, also die Epoche eines Thomasius (mit dem die Vertreter solcher Meinungen allerdings selbst gewisse Züge gemein haben) und eines Leibniz als die Epoche der eigentlichen Reformation, der Neugeburt des »europäischen« Geistes (denn als einen deutschen im eigentlichen Sinne fassen sie ihn nicht auf), eines Neuprotestantismus anzuschauen. Theologen und (leider!) auch Historiker finden sich darin zusammen: jene, weil sie zu sehr Systematiker sind, um den politischen Unterbau ihrer Ideologien sonderlich zu beachten, diese, weil sie die unlösliche Verflechtung der gedanklichen und der politischen Welt sich nicht klarmachen.

Hätten diese Verbündeten mit ihrer Auffassung recht, so wäre es ganz unerklärbar, daß der Aufbau der neuen deutschen Gedankenwelt, Dichtung und Philosophie und der in das Gefüge der sittlichen wie der natürlichen Welt furchtlos eindringende Forschergeist, überall sich auf dem Fundamente der evangelischen Staatsordnungen erhoben hat, und daß, wo immer die katholischen Regierungen freien Regungen

Raum gaben, sie nur Nachahmer waren, sich und ihre Länder, zumeist im Kampf mit Rom und dem römischen Geist selbst, dem neuen, oder sagen wir lieber dem deutschen Geiste ergeben haben.

Es ist nicht einmal wahr, daß in dem Zeitalter eines Leibniz und Newton (das auch dasjenige Bossuets und Fénelons, Ludwigs XIV. und Jakobs II. von England war) ein Bruch der kirchlichen Weltanschauung, von dem die Zeitgenossen selbst übrigens gar nichts gespürt haben, erfolgt ist, so wie es jene Neuesten meinen, die dabei offenbar selbst unter dem Einfluß sehr moderner politischer Strömungen stehen. Es war vielmehr, wie im Zeitalter der Renaissance, zunächst nur ein kleiner Kreis vornehmer Geister, vielfach auch sozial höher Gestellter, die einer Annäherung und Ausgleichung der streitenden Bekenntnisse, der Vereinigung in einer höheren Gedankenschicht das Wort redeten: wieder nur Privilegierte, eine Aristokratie des Geistes, der Struktur der politischen Welt entsprechend, die jetzt weit mehr noch als im 16. Jahrhundert den oberen Klassen gehörte. Die breiteren Schichten blieben noch lange von jenen Tendenzen unberührt. Das Richtige an jener Beobachtung liegt lediglich darin, daß das Bekenntnis nicht mehr, wie in der Epoche vorher, das vorwiegend bestimmende Moment in den Konstellationen der europäischen Politik war. Das Motiv hierfür aber lag in der Konsolidierung der Staatsgewalten selbst, die nun ihre Macht mehr als je auf autonomen Kräften, vor allem Waffen und Steuern, aufzubauen vermochten; und dies war wiederum das Ergebnis der Kriege in der ersten Hälfte jenes waffenklirrenden Jahrhunderts, vor allem des letzten großen Kampfes der 30 Jahre, der alles, was Schwäche war, zermalmte oder zermürbte, die frondierenden Elemente unterwarf und die Starken zwang, ihre Kräfte mehr als jemals im Zentrum zusammenzufassen. Der kirchliche Boden, auf dem sie im Kriege oder meist schon vorher gestanden, wurde darum nicht aufgegeben; sie verfolgten, soweit es möglich war, ihre alten Bahnen, in die sie nun einmal unter dem Zwange der allgemeinen Konstellation und durch ihre eigene Entwicklung gedrängt waren. Daher hat Ranke mit vollem Recht als die Epoche der vielleicht größten Gefahr für den europäischen Protestantismus die Jahre 1686 bis 1688 bezeichnet, also die Zeit der Höhestellung der alten französischen Monarchie, als Ludwig XIV. den Kontinent unter dem Schrecken seiner Waffen und seiner Politik hielt und Jakob II. Stuart im Bunde mit ihm England zu rekatholisieren unternahm.

Die Massen aber nahmen an diesen Plänen und Kämpfen noch immer den stärksten Anteil. Sie waren es und ihre Führer, mit denen sie ihr tägliches Empfinden und Wollen verband, welche die Regierungen zu ihrer jeder Toleranz fast durchweg noch abholden Religionspolitik antrieben, oder die, wenn sie ihr widerstrebten, da ihnen ja in der Regel die Waffen zum Widerstande bereits fehlten, eher dazu bereit waren, das Vaterland zu wechseln als ihren Glauben. Es war darin noch ganz wie in den alten Zeiten: vor dem Bekenntnis traten Staat und Nation zurück; wer jenes schützte, dem hielt man die Treue. Wie oft wurde dies (man denke an die Hugenotten oder an William Penn und seine Genossen) die Wurzel, aus der ein neues Vaterlandsempfinden erwuchs!

Bis tief in das 18. Jahrhundert hinein reichte die Herrschaft dieses Geistes. Starb er in den Regierungen allmählich ab, so durchdrang er um so tiefer das persönliche Empfinden und das Leben in der Gemeinde; hielt er nicht mehr die Philosophie und das wissenschaftliche Denken unter seinem Bann, so versenkte er sich um so mehr in die Welt der Gefühle, die ihm am Ende wertvoller wurde, als die Unterscheidungslehren der Konfessionen und die Dialektik ihrer Systeme. Aber das religiöse Gemeingefühl blieb dennoch zunächst unverloren. »Es war ein Zeitalter,« so hat der alternde Goethe im Rückblick auf seine Kindheit und die unmittelbar vorhergehenden Jahre geurteilt, »in welchem die Gefühlsidealität der Massen noch immer lediglich in der Religion war.« Das war der Untergrund für die enthusiastische Aufnahme, die Klopstock, so jung er war, fand, als er, auf den Bahnen Miltons bewußt einherschreitend, sich mit jugendlichem Wagemut an einen noch höheren, heiligeren Stoff, das Leben und Leiden seines Herrn und Heilands selbst, heranmachte; unmittelbar an religiösen Stoffen sammelte die deutsche Muse ihre Kräfte. Und welche Tiefe der Andacht, welche Größe der Empfindung auf dem Boden protestantisch-lutherischer Religiosität noch im Zeitalter eines Diderot und Voltaire bei uns Deutschen lebte, offenbaren uns die erhabenen Klänge Bachscher und Händelscher Musik, die auch wir von dem Geist jener Zeit längst Verlassenen als das Erhabenste und Innigste aller musikalischen Offenbarungen verehren.

Diese Jahre aber waren zugleich die Epoche, in denen die politische Energie, welche die Staaten, die sich zum Protestantismus

bekannt, damit erworben hatten, ihre Kraft überall und mit einer Wucht bewies, vor der alles, was in der kirchlichen und staatlichen Welt unseres Erdteiles katholische Farbe trug, fassungslos zurückwich, um bald, nach den großen Niederlagen seit der Mitte des Jahrhunderts, seine Rettung in der Nachahmung der politischen Institutionen zu suchen, die den protestantischen Staaten Europas ein so entscheidendes, schon über beide Hemisphären hinwegreichendes Übergewicht gegeben hatten.

Das sind nun die Begebenheiten, die Europas Nationen zu neuen Krisen und Katastrophen geführt und durch sie hindurch ein neues Jahrhundert allgemeiner Geschichte heraufgeführt haben.

Wir aber halten hier inne, denn schon stehen wir mitten in neuen Krisen, Nachwirkungen der alten, die alles in Frage zu stellen drohen, was der deutsche Geist auf dem Grunde der Reformation geschaffen hat. Wohin sie führen werden, wie alles enden wird — wer mag das sagen! Halten wir uns jedoch vor Augen, daß die Grundformen der Weltordnung, so wie Luther sie gesehen und im Geist gestaltet hat, nach allen Wandlungen, allen Katastrophen, auch allen Triumphen des menschlichen Geistes und seiner sittlichen wie intellektuellen Kräfte noch unverloren, unerschüttert, unwiderlegt sind, daß sie in dem Chaos der Gegenwart selbst jedem schärferen Auge sichtbar sein müssen; suchen wir in dem Glauben, in dem Bekenntnis der größten Männer unseres Volkes, daß sie auf dem Boden der Reformation ständen, unsern Trost; beherzigen wir den Ausspruch, den der Alte von Weimar einmal über das Zukunftswirken Martin Luthers getan hat, und in dem wir das Wort des sterbenden Faust widerhallen hören: »Er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in ferneren Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu sein, ist nicht abzusehen.«

Schweden und Deutschland im 17. Jahrhundert.

(1922.)

I.

Unsere Betrachtung soll dem Jahrhundert gelten, das für Schweden die Zeit welthistorischer Größe war, für Deutschland aber bis noch vor kurzem als die Zeit seines tiefsten Niederganges hat gelten können: der Epoche, da Schweden als die Großmacht des Nordens das Dominium Maris baltici, einst das Herrschaftsgebiet deutscher Kaufleute und Ritter, in Händen hatte, während Deutschland, im Innern durchwühlt von unendlichem Hader, an seinen Grenzen, im Norden wie im Westen, zum Raube fremder Nationen wurde. Und doch hat es in jenem Jahrhundert einen Moment gegeben, wo die entgegengesetzte Entwicklung möglich schien, wo es den Anschein haben konnte, als sollte dies der Augenblick werden, da unser Volk in den Kreis der großen Mächte, aus dem es seit vier Jahrhunderten ausgeschieden war, zurückkehren und die politische, wirtschaftliche und geistige Einheit erringen würde, welche für jene die Basis ihrer Macht geworden war; als sollte es, wie im Süden, so im Norden, von den Donaulanden bis an das Nordkap Gesetze geben. Das war in den Februarwochen des Jahres 1629, als Dänemark zu den Füßen des habsburgischen Kaisers und seiner katholischen Freunde lag und ihre Räte zu Lübeck mit den Vertretern König Christians von Dänemark zusammenkamen, um den Besiegten den Frieden zu diktieren. Vergebens boten sich Gesandte Gustav Adolfs als Vermittler an: Wallenstein, damals im Vollbesitz der Macht, widersetzte sich ihrer Zulassung; vor den Toren der Stadt mußten die Schweden umkehren. Umsonst versuchte Gustav Adolf den Dänenkönig, mit dem er an der Grenze ihrer Reiche zusammenkam, bei der gemeinsamen Sache festzuhalten. Christian selbst hatte den Anstoß zu der Begegnung gegeben. Aber er verfolgte dabei von vornherein, wie Gustav Adolf sehr bald merkte, kaum eine andere Absicht als sich dem Feinde gegenüber schwer zu machen, um leidliche Bedingungen heraus-

zuschlagen. Vier Jahre hatte der Däne im Kriege ausgehalten. Nun aber hatte er es satt. Alle seine Hoffnungen waren zerronnen. Feld und Geld verloren: keine Aussicht, von sich aus je in den Besitz der deutschen Stifter zu kommen, um derentwillen er letzten Endes sich in den Krieg hatte hineinziehen lassen: dafür die Feinde im eigenen Lande; bis an den Ottensund standen des Friedländers Regimenter; nur noch die Inseln, und was er auf skandinavischem Boden besaß, konnte König Christian sein eigen nennen. Einst hatte er sich in dem stolzen Traum gewiegt, die drei Kronen des Nordens in seinen Besitz und mit der Erneuerung der Union zugleich das Dominium Maris an Dänemark zu bringen; statt dessen hatte er es erleben müssen, daß dieser Jüngste der Wasabrut, dessen Ahnherr die Union zersprengt hatte, von Haparanda bis zur Weichsel mächtig geworden war, und daß nun an allen diesen Küsten die blaugelbe Flagge wehte. Er hätte, wäre er Gustav Adolfs Aufforderung, mitzugehen, gefolgt, doch immer nur, nicht viel anders als die deutschen Fürsten, an zweiter Stelle stehen müssen; denn das Direktorium ließ sich Gustav Adolf, wie er ihm offen sagte, nicht nehmen. Das aber wollte Christian von dem soviel Jüngeren, den er selbst vor Jahren niedergekämpft und zum Frieden gezwungen hatte, sich nicht bieten lassen. Lieber machte er Frieden mit den Feinden seines Glaubens. Schweres Geld mußte er ihnen zahlen, mehr als der Schwede von ihm gefordert hatte; aber sein Land bekam er, bis an die Elbe heran, zurück. So konnte er in Seelands Forsten ruhig das Weidwerk pflegen und hinter dem geliebten Becher sitzen; den Lorbeer und die Gefahren überließ er dem Rivalen.

In keinem Augenblick seines Lebens tritt uns das heldische Gemüt Gustav Adolfs reiner und mächtiger entgegen, als an jenen nordischen Wintertagen auf dem ärmlichen Pfarrhof zu Ulfsbek, als er »bei geringer Kost (so schreibt er selbst seinem Kanzler) und vielem, jedoch schlechtem Wein« den an süßere Getränke gewöhnten Dänenkönig bei sich zu Gaste hatte. Es war der Wendepunkt seiner leuchtenden Bahn. Von Hollands Grenze bis an die Danziger Bucht, an der ganzen Seekante entlang, lagen die Garnisonen des Kaisers und der Liga; nur Glücksburg ward noch von den Dänen und Stralsund auch von schwedischen Truppen gehalten. Schon waren wallensteinische Regimenter unter Hans Georg von Arnim, dem Generalleutnant des Herzogs, der im Sommer Stralsund belagert hatte, auf

dem Marsch nach Preußen; in allen Häfen Ostholsteins und Mecklenburgs wurden Kriegsschiffe gebaut; auch Polen blieb nicht zurück; andere wollte Polen liefern; 22 Orlogsschiffe würden, so erfuhr es Gustav Adolf von seinem Gastfreunde selbst, die Kaiserlichen im Frühjahr in See bringen; zugleich wurden Brander zubereitet, um womöglich des Königs Schiffe in ihren Häfen selbst zu vernichten. Daß man die Feinde im eigenen Lande erwarten müsse, wenn man ihnen nicht mit dem Angriff zuvorkam, stand danach außer Frage; und so groß war doch auch bei Gustav Adolf das Vertrauen auf sich selbst wie auf die Kraft und Hingebung seines Volkes nicht, um sich nicht sagen zu müssen, daß seinem Schweden mit Verlust der Seeherrschaft die Lebensader durchschnitten war. Fiel aber Schweden, so war es, und Gustav Adolf unterließ nicht, den Nachbarn ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, auch um Dänemark geschehen. Den Frieden könne Christian, so bemerkte er, als dieser daran zu zweifeln schien, jeden Tag haben; und er nannte sogleich die Bedingungen: der Kaiser werde ihm sogar Jütland, Holstein und alle die abgenommenen Länder herausgeben. Christian, so heißt es in dem schwedischen Bericht über die Unterredung (die aber deutsch geführt wurde) zuckte mit dem Munde und sagte: »Wenn ich das wiederbekommen kann, will ich es auf Abschlag annehmen.« Worauf Gustav Adolf: »Wenn ich Kaiser wäre, würde ich Euer Liebden das alles geben ohne Bedenken«; und weiter — auf die verblüffte Frage Christians, wie er das meine —: »Ich würde es tun, wenn Euer Liebden nichts gegen mich vornehmen möchten und ich inzwischen meine Flotte fertig bekäme und meine Sachen in Stand und diejenigen zu Gehorsam bringen könnte, die sich etwa noch nicht fügen wollten; später stände es in meinem Belieben, zurückzunehmen, was wiedergegeben war, und Euer Liebden und Schweden zu mächtig und Herr der Ostsee zu werden. Das wäre Euer Liebden und Schwedens Ruin und würde dem Kaiser um so leichter werden, als er Holz, Eisen und alles hat, was er braucht. An Geld kann es ihm nicht fehlen, und ebenso wenig an guten Seeleuten.« Hierauf konnte nun freilich Christian, dem damit jede Deckung fehlte, nichts weiter sagen, als was er schon gesagt hatte: er würde auch mit dieser Aussicht den Frieden nicht abschlagen. Gustav Adolf wies noch auf die strategische Bedeutung hin, die Dänemarks Flankenstellung für Schweden habe: es sei auf dieser Seite gleichsam eine Mauer, deren Untergang — den

Gott gnädig abwenden möge — die ganze Kriegslast Schweden auf den Hals wälzen würde. Er sagte dies, um den Freund dadurch von der Stärke ihrer Position zu überzeugen, wenn sie gemeinsam handeln würden. Aber er wird bei diesen Worten auch an den entgegengesetzten Fall gedacht haben: daß nämlich schon der Friede diese Mauer zu Fall bringen könnte. Denn nachdem Christian den Kampf für sein Land aufgegeben hatte, war es doch sehr die Frage, ob er für die Neutralität desselben, wenn sie in Gefahr kam, mit den Waffen eintreten konnte oder auch nur wollte; und daß die Feinde aus Achtung vor dem Völkerrecht an den dänischen Grenzpfählen haltmachen würden, war nach den Erfahrungen des Krieges nicht zu erwarten: so wie es von jeher zu allen Zeiten und an allen Orten gehalten worden ist und werden wird. Das alles wußte Gustav Adolf — aber nur um so entschlossener war er, alles an alles zu setzen.

Dreißig Jahre war nun bereits Schweden ununterbrochen mit Krieg beladen gewesen. Fast noch ein Knabe, war er selbst mit seinem Vater in die Schlacht geritten und seitdem kaum je aus dem Sattel gekommen. Zweimal war er verwundet worden, noch stak ihm eine Kugel in der Schulter. Er zeigte dem Dänenkönig die Stelle und ließ ihn daran fühlen. Er trage, so sprach er zu ihm, kein Bedenken, wenn es Gottes Wille sei, deren drei zu beherbergen, ja, wenn es nötig sein sollte, sein Leben selbst für sein Vaterland hinzuopfern: »will auch hoffen, daß meine Augen niemals den Tag sehen sollen, da ich den Jammer über meinem Vaterland und meinen Untertanen schauen müßte, den viele andere über den Ihren sehen müssen; ich will lieber sterben wie ein Mann.« Das ist das Löwenhafte in Gustav Adolf: er sieht das Schicksal auf sich zukommen; jedoch die Gefahr stählt nur seinen Mut: er kennt kein Ausweichen, Stillhalten, Zurückgehen; er stellt sich dem Schicksal entgegen; jede Muskel spannt er zum Ansprung: der Löwe aus Mitternacht, wie unsere Väter ihn nannten.

So müssen schwedische Augen zu ihrem Helden, der größten Gestalt in der nordischen Geschichte, emporsehen. Haben wir Deutschen aber Ursache, uns in den Chor, ich will nicht sagen der Bewunderer, denn menschliche Größe verstehen, heißt schon sie bewundern, und uns Deutschen wird es ja von Natur leichter als andern Völkern, fremde Größe anzustaunen, aber der Verehrer Gustav Adolfs einzureihen? Den Manen des Mannes zu huldigen, dessen Eintritt in

den deutschen Krieg unser Land nicht bloß für die 18 Jahre, die er noch währte, sondern für Jahrhunderte zum Schlachtfelde Europas gemacht hat? Bisher war das große Ringen, wie sehr es von jeher durch die Verschiebungen der allgemeinen Konstellation bedingt war, dennoch im wesentlichen ein Krieg des Kaisers und der Stände gewesen. Auch Christian von Dänemark führte ihn kaum anders als seine Vettern auf den deutschen Fürstenstühlen, denen er auch in dieser Hinsicht gleicht, in der Kurzsichtigkeit ihrer Interessen und der Beschränktheit ihrer politischen Ziele. Spanische und englische Völker waren wohl zu Zeiten im Reich gewesen, jedoch nur als Hilfstruppen, und mehr gerufen als freiwillig gesandt; beide Mächte, und Frankreich nicht minder, scheuten bis dahin die Einmischung, wie auch Polens Antlitz gegen den Feind im Norden gerichtet war. Erst Gustav Adolfs Landung in Pommern brachte die Wendung. Seitdem ballten sich die Wolken am europäischen Horizont jedesmal am dichtesten über Deutschland zusammen, und zerrissen ihre Blitze die deutsche Erde. Was Gustav Adolf in Bärwalde einleitete, führte Oxenstierna in Heilbronn zum Ziel: den Bund Schwedens mit Frankreich. Man weiß, was dieser Bund beiden Mächten gebracht hat, der einen das Elsaß, der andern die Stellungen an der deutschen Küste. Eine Freundschaft, die manche Unterbrechung erlitten hat, aber immer wieder erneuert wurde: noch im Weltkriege haben wir ihre Nachwirkungen verspüren können. So wurde Deutschland von der See, die es Jahrhunderte lang beherrscht hatte, abgesperrt, ohnmächtig auch dann noch, als auf seinem Boden bereits die Großmacht seiner Zukunft aufgerichtet war.

Oft genug sind solche Klagen und Anklagen erhoben worden, nicht so sehr in den alten Zeiten (noch Schiller hat den großen Schwedenkönig mit allen Glorien eines Retters der deutschen Freiheit umgeben) als seit der Zeit, da unser Volk sich auf sich selbst zu besinnen begann, da es unter der Losung von Kaiser und Reich um die Selbstgestaltung seines Schicksals rang; seitdem schwankt auch Gustav Adolfs Charakterbild, wie das seines dämonischen Gegenspielers von Nürnberg und Lützen, in der Geschichte. Und nicht bloß die Anhänger Habsburgs und der Liga, die auch im 19. Jahrhundert nicht ausgestorben waren, kämpften unter solcher Maske; sondern auch die nationalen, die evangelischen Historiker selbst haben, wenn sie Gustav Adolf als den Retter des deutschen Protestantismus aus-

riefen, wohl damit geschlossen, daß der große König zur rechten Zeit für seinen Ruhm und für die Freiheit unseres Vaterlandes gestorben sei.

Auch wir würden uns gegen ein solches Urteil kaum wehren können, wenn wir zugeben müßten, daß die Einheit der Nation, die Gustav Adolf in dem Moment, da sie vollendet schien, zerbrach, bereits die Form gewesen wäre oder sie doch hätte hervorbringen können, in der der Genius unserer Nation seine Wohnung gefunden hätte: den Staat, der es uns ermöglicht hätte, nach dem Bismarkischen Wort als große Nation frei atmen zu können unter den Völkern der Erde — wenn anders der Wille in uns lebendig geblieben ist, unser Selbst zu behaupten.

Mithin bestimmt sich für uns Deutsche das Problem dahin, ob dies wirklich die Einheit war, welche jenes Ziel verbürgte, die Macht, welche dem Willen der Nation entsprach, die das zum Ausdruck brachte, was das innerste Sehnen des deutschen Herzens war; ob die Bedingungen, ja auch nur die Möglichkeiten, die in der Entwicklung unseres Volkes, die in jener Epoche selbst in den Konstellationen der europäischen Politik gegeben waren, in dieser Richtung lagen.

Auf alle diese Fragen gibt ein Satz die Antwort: es war die habsburgische Monarchie, die jene Einheit forderte, deren Machtwille dadurch befriedigt, deren Traditionen dadurch erfüllt wurden: das Haus, das im Besitz der Krone Karls des Großen war: die Dynastie, die ihrer Natur nach jeder nationalen Eigenart feindlich sein mußte und, wenn sie sich selbst treu bleiben wollte, geradezu gezwungen war, sie zu unterdrücken. Gegen diese Gewalt hatte das Reich, so wie es in seinen Ständen vertreten war, seit drei Jahrhunderten Stellung genommen, seitdem das kleine Grafengeschlecht, das sich aus der Eidgenossenschaft in dem Moment gelöst hatte, wo diese selbst ihren Verband mit dem Deutschen Reich zu lockern begann, in der Südostecke Deutschlands, in unserm ältesten Koloniallande seine Eigenmacht mit den Mitteln aufgebaut hatte, die ihm seine Stellung im Reiche an die Hand gab. Alle Reformversuche in Staat und Kirche, welche die deutsche Geschichte dieser Jahrhunderte erfüllen, lassen sich unter dem Gesichtspunkt dieses Ringens um die Macht im Reiche verstehen.

Es war die Epoche, in der die Nationen des Westens wie die des Nordens und des Ostens Europas ihre Kräfte in nationalen Monarchien

zu sammeln begonnen hatten. Überall geschah es unter dem Druck schwerer auswärtiger Krisen, von Kämpfen, die sie um ihr Dasein selbst zu führen hatten. So wurden die Träger dieser Kronen, die alle einheimischen Geschlechtern entstammten und seit Generationen mit den Geschicken ihrer Völker verwachsen waren, mehr als je die Vertreter ihrer Machtinstinkte und Ideale. Unser Volk lebte nicht unter diesem Druck. Zunächst stand es noch mitten im Fluß seiner kolonialen Ausdehnung, die es wirtschaftlich und vielfach auch politisch zum Herrn des Nordens und Ostens unseres Erdteils machte. Und als durch die Gegenwirkung der Unterdrückten, sie sich eben in der Sammlung ihrer Kräfte in nationalen Monarchien darstellte, diese Herrschaft zerbröckelte und ihre Wurzeln zu verdorren drohten, halfen deutsche Rivalen eifrig mit, ja taten wohl das Beste, um diese vollends zu zerstören.

Nicht viel anders aber war es bei der Abspaltung der Grenzmarken im Süden und Westen des Reiches. Auch dort wirkten immerfort fremde und einheimische Elemente zusammen; ja es war mehr als einmal weniger von außen wirkende Not als freiwilliger Entschluß, viel mehr Abfall als Entreißen, wenn ganze Volksteile, wie die Eidgenossenschaft und die Niederlande, sich aus dem Verbande des Reiches lösten. So waren es immer nur Teile, die Grenzgebiete der Nation, die von der Einwirkung fremder Mächte betroffen wurden; die Kernlande, auf denen das alte Reich geruht, von denen jene über alle Grenzen hinausstrebenden Kraftäußerungen unseres Volkes ihren Ausgang genommen hatten, wurden kaum erreicht, blieben wenigstens von den an den Grenzen tobenden Stürmen, wenn nicht unberührt, so doch in der Tiefe unerschüttert. Der Druck, unter dem auch sie standen (denn Kampf ist alles geschichtliche Leben), kam von derselben Macht her, die des Reiches Krone trug. Denn indem das Haus Habsburg seine Eigenmacht an der Peripherie des Reiches aufbaute und also den Andrang der von Osten und Süden her stoßenden neuen und alten Mächte auffing, ward es gezwungen, alle Mittel, die ihm seine Stellung im Reiche bot, für sich auszunutzen, dieses selbst in seine Interessen zu verwickeln und, wenn irgend möglich, von sich aus in das Reich hineinzuwachsen und sein Gefüge zu durchsetzen. Es waren dies aber Aufgaben, die auch die alten Kaisergeschlechter vor sich gehabt, in denen sie ihre Größe gesehen, und an denen sie sich müde gerungen hatten. Mit

vollem Recht konnte daher das neue Kaiserhaus sich als ihren Erben betrachten, auch darin, daß es auf diesen Bahnen weiterschritt und seine Macht nach dem slavischen Norden wie nach Italien ausdehnte, dem Boden, auf dem seine Vorgänger ihren Hauptkampfplatz und die Krönung ihrer Macht gesucht hatten, und so weiter fort, immer an den deutschen Grenzen entlang und den Körper der Nation umstrickend.

Nur wenn in diesem selbst, in dem Rumpfe der Nation, wie wir fast schon sagen müssen, von innen heraus ein eigener, alle Teile zusammenfassender Machtwille sich entwickelte, ließ sich hoffen, jene peripherische Macht mit der eigenen Kraft zu durchdringen, die fremden Elemente in ihr auszumerzen und sie so in den Strom des nationalen Lebens zurückzuführen, zu einer einzigen nationalen Gewalt mit ihr zusammenzuwachsen. Schon aber waren die partikularen Gewalten, die in den Tiefen der Jahrhunderte wurzelten, in den Kernlanden des Reiches selbst viel zu stark geworden, als daß sie ihr Selbst hätten aufgeben mögen. Vielmehr dies immer weiter zu entwickeln, ihre »Freiheit«, wie sie es nannten, »die uralte teutsche Libertät« gegen jeden übermächtigen Willen im Reich zu behaupten, war das Interesse, in dem sie alle, wie feindlich sie zueinander stehen mochten, einig waren, — und das sie doch in Wirklichkeit immer wieder gegeneinander führte.

Genau 100 Jahre, bevor das Reich in den großen Krieg hineingerissen wurde (denn dies geschah erst mit der Kaiserwahl Ferdinands II., 1619), schien dennoch der große Augenblick gekommen zu sein: als der sächsische Mönch seinem Volk die Religion gab, die, weil sie die persönlichste, auch die allgemeine war, die männliche Religion, die, indem sie die Seele freimachte von aller Bindung durch äußere Autoritäten, zugleich das Recht der Macht und aller staatlichen Ordnung feststellte und also dem Genius unseres Volkes die Wohnung verhieß, in der er frei, vor jeder Gefahr gesichert, sich zu den höchsten Höhen der Sittlichkeit und der Erkenntnis erheben konnte. Aber gerade da ward unser Volk von dem im Dunkel waltenden Schicksal einer Prüfung unterworfen, fast möchte man sagen, genarrt, wie wir es seitdem nur noch einmal wieder haben erleben müssen; denn eben dies war die Stunde, wo sich der Ring, den jene Macht um alle Grenzen zu legen begonnen hatte, bis auf das letzte Stück schloß. Mehr als je lag nun in der Zersprengung dieser erstickenden Gewalt,

die mit allen der Nation feindlichen Kräften im Bunde war, das Heil unseres Volkes. So galt es nun nicht bloß der Kirche sondern auch dem Kaisertum; es galt den beiden universalen Mächten, die seit acht Jahrhunderten das nationale Leben umstrickt hielten; es galt, die höchste weltliche Gewalt im Reiche ihres internationalen Charakters zu entkleiden, sie aus der Verbindung mit dem Papsttum und allen nichtdeutschen Interessen ihres Trägers loszureißen, sie dem Geist und Willen der Nation zu unterwerfen. Zu der Staatsform, in der jene andern Nationen ihr Leben geführt, ihre Macht entwickelt hatten, wäre unser Volk auch dann nicht gelangt. Denn die »Libertät« der Stände, die stärkste Triebkraft im nationalen Leben, durfte nicht angetastet werden; nur die hierarchischen und alle unnationalen Elemente sollten ausgemerzt, die partikularen Gewalten aber in ihrer Selbständigkeit gerade gesichert, ihr Zusammenleben im Rahmen der Nation ermöglicht werden. Es wäre, wenn es nach den Gedanken der Männer gegangen wäre, die unser Volk auf diesen Weg führen wollten, ein Deutschland geworden, das, unter einer nationalen Krone auf breiter ständischer Grundlage aufgebaut, sich in allen seinen Schichten und Teilen mit der Religion erfüllt hätte, welche, in der Einsamkeit eines Klosters, in den erschütternden Seelenkämpfen eines Bettelmönches geboren, dem tiefsten Sehnen unseres Volkes entsprungen war.

Dies war die Aufgabe, vor die sich die Generation Luthers und Karls V. gestellt sah.

Wir wissen, wie wenig sie die Probe bestanden hat. Jahrzehnte hindurch, in immer neuen Anläufen, haben die Führer der evangelischen Partei, geistliche und weltliche, es versucht: mit Predigen und mit Schreiben, mit Überredung und Zwang, mit Kompromissen und trotziger Opposition, durch Religionsgespräche und mit allen Mitteln und Listen der Diplomatie, auf graden und auf krummen Wegen, in den Formen des Reichsrechts auf den Versammlungen des Reiches und in Sonderbündnissen, und wiederholt mit den Waffen — um schließlich bei einer Lösung anzukommen, die keine Lösung war. Denn sie war nichts als eine Beschränkung auf die Libertät in ihrem engsten Verstande, die Isolierung jeder ständischen Gewalt, die Neutralisierung der alles entscheidenden Frage in dem »Religionsfrieden« von Augsburg mit seinen Klauseln und Reservationen, die nur wieder neue Kämpfe in Aussicht stellten. Es war bereits

die Bankrotterklärung des deutschen Staates. Mochte jeder Stand, jede Regierung, weltlich oder geistlich, sehen, wie sie es treiben und wo sie bleiben würde, auf eigene Gefahr: das Reich kümmerte sich nicht darum, es überließ alles der Zukunft.

Auf so schwankem Boden ruhten nun das Reich und die Stände. Wie hätte nicht ein jeder von ihnen alles daransetzen müssen, um gegen die Gefahren, die im Schoß der Zukunft lagen, und deren Herannahen alle fühlten, gerüstet zu sein! Sie hatten keinen andern Gedanken: die Großen und die Kleinen, Katholiken und Protestanten, vom Kaiser abwärts bis zu den Reichsunmittelbaren vom Adel und den Bauernschaften in Schwaben; sie alle waren nur darauf bedacht, da das Ganze versagte, die eigene Stellung zu verstärken, ihr Territorium, wie groß oder klein es sein mochte, auszubauen, rückhaltlos und rücksichtslos alles abzuwehren oder auszumerzen, was die eigene Bahn kreuzen konnte, es mit einem Geiste zu erfüllen. Nichts war dazu nötiger als die Herrschaft über die Kirche ihres Landes. Die Katholiken setzten sie im Bunde mit der Kurie durch: sie mußten aber die Macht mit ihr teilen, denn Rom gibt nichts umsonst. Die Evangelischen hatten ihre Geistlichkeit besser in der Hand: aber sie waren wieder abhängig von den Spaltungen in ihrem brüchig gewordenen Bekenntnis. Die alten Bünde, die frühere Epochen der Reichsgeschichte beherrscht hatten, verkümmerten und starben ab; nur nach der Konfession suchte jedermann seine Freunde und seine Feinde. Je mehr aber sich jeder Stand auf sich selbst zurückzog, um so größer wurde die Ohnmacht des Ganzen.

Das Ende war — wie hätte es anders sein können! — der allgemeine Krieg, der sich nun langsam durch das Reich hindurchfraß und bald die Nachbarmächte in seinen Feuergürtel mit hineinzog.

Dennoch blieben in allem Hader und unter dem Getöse der Waffen selbst die Formen des Reiches unversehrt. Ja, sie wurden im Kriege fast mehr beachtet als vordem. An ihrer Verstärkung lag keinem etwas, aber ihre Zerstörung strebte niemand an, und alle wollten Anteil haben an den Besitztiteln, den Vorrechten und allen Machtelementen, welche die alte Verfassung immer noch darbot: weil niemand sie dem andern gönnte, blieben sie alle daran gefesselt. Vor allem das geistliche Gut des Reiches war die Braut, um die man tanzte. Die Katholischen mußten, schon um ihres Prinzips willen, an

der Konservierung der Stifter, soweit sie noch unmittelbar unter dem Reiche standen und sich zum alten Glauben hielten, festhalten; niemals hätte die Kirche, an die sie gebunden waren, und für die sie fochten, eine Änderung daran gestattet. Aber die Kapitel und, wenn es ging, die Bischofsstühle selbst mit ihren Anhängern oder Angehörigen ihrer eigenen Häuser zu besetzen, war auch für sie alle ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, und spaltete damit wieder die eigene Partei, ganz besonders deren Häupter, Wittelsbach und Habsburg. Umgekehrt war es für die Protestanten eine Existenzfrage, die seit dem Religionsfrieden noch evangelisch gebliebenen Reichsstifter bei ihrem Glauben zu erhalten; das aber konnten sie nicht besser, und jedenfalls nicht bequemer haben, als wenn sie es ebenso hielten, wie ihre Gegner, und ihre Freunde und Angehörigen mit den geistlichen Titeln und Gütern ausstatteten; denn ihre Inkorporierung, und also der Bruch der Reichsverfassung, war für sie ein noch gefährlicheres Experiment, als wenn es die Gegner mit den katholischen Stiftern so gemacht hätten. Und so war die Erhaltung der »Libertät«, als des Grundrechtes des Reiches, eine Angelegenheit, bei der alle Glieder des Reiches, Freunde und Feinde, und die Kämpfenden so gut wie die Neutralen, sich zusammenfanden.

Überblickt man von hier aus die Gesamtlage des Reiches in jenen Tagen von Lübeck, so sieht man sofort, wie wenig es mit der Auffassung auf sich hat, als habe damals die Einigung der Nation unter Habsburgs Kaiserkrone vor der Tür gestanden, und nur der Einbruch des schwedischen Königs in das Reich habe sie verhindert; und man begreift, daß es selbst dann nur ein rasch vorübergehender Moment gewesen wäre, wenn der Siegeslauf der katholischen Mächte ungehemmt geblieben und bis an die Küste Schwedens getragen wäre. Weil ja die Erhaltung oder die Verstärkung der Machtstellung der katholischen Stände im Reich, jedes einzelnen unter ihnen, die Bedingung ihres Bundes mit dem Kaiser war. Nur eine Macht, die stark genug war, um jeden Sonderwillen zu zerbrechen, Freund und Feind gleichmäßig zu unterdrücken, wäre dazu imstande gewesen, das Werk von Jahrhunderten, die deutsche »Freiheit«, auszurotten. Wie aber hätte Kaiser Ferdinand je hieran denken können! Es wäre der Bruch mit der Liga, es wäre der Bürgerkrieg in der verwirrendsten

4*

Form geworden; er hätte alles, was an der »Libertät« als dem Grundgesetz des Reiches hing, Freund und Feind seines Glaubens, gegen sich aufgebracht; es wäre der Weg gewesen, um auch die neutral Gebliebenen sämtlich auf die Gegenseite zu treiben. Niemals hätte der Kaiser die römische Kurie, die für Wittelsbach von jeher mehr übrig gehabt hatte als für Habsburg, bei sich festgehalten; er würde, wie seine Vorfahren an der Kaiserkrone so oft, den Papst selbst sich zum Feinde gemacht haben. Zumal da es dann keinen Stillstand auf dieser Bahn, keine Beschränkung auf Deutschland für ihn gegeben hätte; er hätte die imperalistische Politik seines Ahnherrn, zu der ihn die Spanier auch jetzt verführen wollten, wieder aufnehmen müssen. Die deutsche Nation aber wäre, und je stärker Ferdinand wurde, um so mehr, nur ein dienendes Glied in dieser über alle nationalen Interessen hinweggreifenden Monarchie geworden; in Ungarn und gegen die Türken, in Italien und in Frankreich, in den Niederlanden, wie in den nordischen Bereichen hätte sie dem Kaiser gegen seine Feinde helfen müssen; nicht der Friede, sondern eine Kette von Kriegen, an denen die Nation keinerlei Interesse gehabt, wäre ihr Lohn gewesen.

Nun hatte zwar Ferdinand ein Heer im Reich, wie es Karl V. niemals besessen, und der General, dem er es anvertraut, wäre ihm in diesem Moment wohl auf jene Bahnen gefolgt, ja es schien fast, als ob er selbst ihn dahin führen wollte, über die Alpen und bis Konstantinopel, Zielen entgegen, wie sie dem Ahnherrn nur in seinen kühnsten Träumen vorgeschwebt hatten. Es war des Kaisers Untertan, Albrecht von Waldstein, der Böhme, der Konvertit, die »hochmütige Bestie«, wie seine Standesgenossen, die böhmisch-mährischen Rebellen, ihn einst genannt, der Überläufer, der Verräter an ihrer Partei und der Religion, wie sie ihn gescholten hatten. Nun hatte er dem Kaiser, dem er im böhmischen Aufstand nur ein Regiment hatte zuführen können, eine Stellung in seinen Erb- und Kronlanden und auch im Reich verschafft, wie sie keiner seiner Vorfahren besessen; Ferdinand aber hatte ihn dafür mit Geld und Gütern überschüttet, ihn in Böhmen zum Fürsten, in Schlesien zum Herzog gemacht und nun, da er das Reich in seinen Fäusten hielt, ihn in den Reichsfürstenstand selbst erheben müssen. Auf des Kaisers Namen war das Heer geworben, ihm hatten Offiziere und Mannschaften den Treueid geleistet: aber Herr im Lager war allein der Friedländer, der General. Von ihm, dem »Impresario des Krieges«, hingen sie alle ab, kein Wille galt

hier als der seine; seine Gelder, sein Kredit waren die Basis, auf der alles ruhte: an sich mußte der Wallensteiner denken, wenn er warb, marschierte, sich einlagerte, wenn er mit den Ständen, neutralen und kriegführenden, mit den fremden Mächten, mit Freund oder Feind seines Kaisers verhandelte, wenn er die Schlacht anbot oder ausschlug, angriff oder zurückwich. Eine Macht war es mit zwei Häuptern: eine eiserne Säule, angelehnt an einen halb vermorschten Stamm, dessen Wurzeln aber weit verzweigt tief in dem Erdreich einer Geschichte von Jahrhunderten lagen. Nur des Kaisers Name hatte dem General den Weg ins Reich geöffnet, ihm das Recht oder den Vorwand, die Möglichkeit gegeben, seine Werbungen zu veranstalten, Kontributionen auszuschreiben, immer neue Regimenter zu bilden, ihnen Löhnung und Verpflegung zu verschaffen, alle Klagen der Bedrückten zu überhören und jeden Eigenwillen im Reiche zu zerbrechen. Des Kaisers Politik zu unterstützen war ihm als das Ziel seiner Kriegführung gesteckt worden —, aber deren Bedingungen waren alle von ganz persönlichen Wünschen und Interessen durchsetzt und von einem Schwarm niedrig gerichteter Leidenschaften getragen und gelenkt. Würde es dem Habsburger gelingen, dies Instrument der Macht, das im Feuer des Krieges gehärtet war, nach seinem Willen zu lenken, es wie einen Stab in seiner Hand zu bewegen, hierhin und dorthin, ihn auch wohl beiseitezulegen nach getaner Arbeit, so wie er es auf der Hochschule zu Ingolstadt von seinen Lehrern, den frommen Vätern Jesu, gehört hatte, wenn sie die Tugend des Gehorsams in immer neuen Wendungen priesen? Mußte er nicht fürchten, daß die eiserne Säule ihm entgleiten, daß sie, was er im Reiche besaß (Rechte und Pflichten, überlieferten Einfluß, Freunde, Bundesgenossen, und was ihn nach Amt und Herkommen sonst daran fesseln mochte), zerdrücken oder gar gegen ihn selbst sich wenden, auf sein eigenes Haupt zerschmetternd niederfallen könnte? Schon drangen von allen Seiten die Klagen über die Ausschreitungen der Wallensteinischen Soldateska, über den »neuen und unhergekommenen Dominat, der zu endlicher Eversion der löblichen uralten Reichsverfassung eingeführt werden solle«, an das Ohr des Kaisers. Konnte Ferdinand, durfte er überhaupt seinem General auf Wege folgen, die ihn in immer schwerere Konflikte mit dem Reich, auf dem seine kaiserliche Majestät ruhte, bringen mußten und ihn dabei von dem Herzog, je weiter dieser vorankam, um so

abhängiger machten? Das waren die Erwägungen, die an ihn herantraten, als im Sommer 1630 die nächst ihm höchsten Vertreter des Reiches, die Kurfürsten, mit dem Bayernherzog, Kurfürst Max an der Spitze, ihn auf dem Tage zu Regensburg vor die Alternative stellten, den Friedländer oder sie selbst aufzugeben. Wir können es dem Kaiser nachfühlen, wie schwer ihm ein Entschluß werden mußte, der ihn aufs neue machtlos machte, ihn unter die Hand des Wittelsbachers beugte; aber die Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein: die Verfassung des Reiches, wie verwittert sie war, war doch noch stärker als die jedes seiner Glieder, und mochte es mit der Kaiserkrone selbst und einer Waffengewalt, wie sie noch nicht dagewesen, ausgestattet sein. Das Reich selbst, das die Nation umschloß, war das Erdreich, in dem Habsburgs Stamm wurzelte, und aus dem er sich nicht loslösen ließ, ohne selbst zu verkümmern. Es handelte sich, mit einem Wort, darum, ob Ferdinand seinem Hause die Kaiserkrone erhalten wollte. Denn das war es, was ihn nach Regensburg gezogen hatte: die Wahl seines Sohnes zum römischen König, das hieß nach ältestem Reichsrecht zu seinem Nachfolger. Ohne die Krone war auch er nur ein Stand des Reiches, wie die andern, sein Feldherr aber nur wieder sein Untertan; alle Rechte, die der General im Namen des Kaisers für sich in Anspruch genommen, wären mit einem Schlage dahin gewesen. Es war nicht anders: um sich und sein Haus in der obersten Würde des Reiches zu behaupten, mußte Ferdinand den Mann preisgeben, der ihn groß gemacht hatte.

Für Gustav Adolf ein Erfolg, wie er ihn vor einem Jahr sich noch nicht hatte träumen lassen können. Es war, als ob die katholische Front ganz auseinanderbersten müßte; durch ganz Deutschland ging die Erschütterung, bis in die kaiserlichen Garnisonen an der pommerschen Küste merkte man den Stoß. Man kann zweifeln, ob es Gustav Adolf andernfalls so leicht geworden wäre, festen Fuß auf deutschem Boden zu fassen. Es war ein Sieg, der mehr als eine Schlacht aufwog. Fortuna hatte ihn dem König zugewandt. Aber niemals hat das alte Wort, daß das Glück dem Tapfern hold ist, mehr Wahrheit gehabt: es war der Lohn des Helden, der sich, als er sich von aller Welt verlassen gesehen, ganz allein dem heranwogenden Unheil entgegengestemmt hatte.

Weniger erfreut durften die deutschen Protestanten über die Beschlüsse von Regensburg sein. Denn ihre Lage war jetzt bedrohter

als vordem. Der Kampf für die gemeinsame katholische Religion hatte Habsburg und Wittelsbach zusammengeführt; es war das einzige Band, das unzerrissen geblieben war. Von Wallenstein hätten die Protestanten am Ende sogar Duldung ihres Glaubens erhoffen können: von Kurfürst Max hatten sie keine Schonung zu erwarten. Gelang es diesem, dem jetzt die gesamte katholische Streitmacht mit Tilly als Generalissimus unterstellt war, die Krisis zu überwinden, so war nach menschlicher Berechnung das Evangelium in Deutschland verloren.

Daß Gustav Adolf der Retter des deutschen Protestantismus geworden ist, kann danach keinem Zweifel unterliegen. Und auch über seine religiöse Stellung, ob er nicht vielleicht doch mehr Politiker als Glaubensstreiter gewesen, ob der Protestantismus mehr Vorwand als Antrieb für ihn gewesen sei, seine Armee über die Ostsee zu führen, und was dergleichen Zweifelsfragen mehr sind, sollte wohl endlich die Diskussion geschlossen sein. Wer so urteilt, hat kein Verständnis für das Jahrhundert der Glaubenskämpfe, ja er versteht es überhaupt nicht, Fragen an die Geschichte zu stellen. Als ob Wille und Macht, die Tat und der Gedanke, der sie beseelt, je voneinander geschieden werden könnten: sie sind vielmehr so eng ineinander verkettet, wie die Macht selbst und das allwaltende Schicksal.

Gewiß, Gustav Adolf stand mit beiden Füßen auf dem Boden seines Staates, des Schwedens, das der Ahnherr auf den Grund der protestantischen Idee gestellt hatte: des Evangeliums, das vom deutschen Boden her seinem Volke gebracht war. Dies war das Band gewesen, das den Zweig der Wasas, dem Gustav Adolf entstammte, mit dem Lande, in dem das Geschlecht wurzelte, verknüpft hatte, dem Lande, das der Vater und der Großvater gegen äußere und innere Feinde verteidigt hatten, dessen Macht er selbst zunächst an des Vaters Seite, dann aber allein mit jugendlicher Kraft von Ingermanland bis zur Weichsel ausgedehnt hatte. Alle seine Feldzüge waren von diesem Gedanken getragen gewesen; niemals hatte er den Zusammenhang mit der Umwelt, mit den universalen Ideen, die ganz Europa in zwei feindliche Lager zerteilten, aus den Augen verloren, so wenig wie einst in ihrer Weise Elisabeth von England oder Philipp II. von Spanien. Das war es, was uns neben ihm die Politik des Dänenkönigs so dürftig erscheinen läßt, dem es, wie Gustav Adolf von ihm sagte, nur darum zu tun war, einen Fuß in das Reich zu setzen, Hamburgs Hafen durch seine Zollstätten zu kontrollieren und sich ein

paar Stifter aus dem deutschen Fischteich herauszufischen. Turmhoch steht Gustav Adolfs Persönlichkeit und Politik über dem Nachbarn und seinen deutschen Vettern, deren Politik jede Großzügigkeit vermissen läßt. Ihn bezeichnet das Wort, mit dem er im Mai 1630 von seinen Ständen Abschied nahm: »Die Kirche Gottes und Schwedens Majestät sind es wohl wert, daß man für sie Beschwerlichkeiten, ja selbst den Tod erleide.«

Dies, die Hingabe an seine Idee, ist die Quelle, aus der alles bei ihm hervorquillt: die staatliche Einsicht und die klare Linienführung in seinen Plänen, die Zucht, in der er sich selbst und die Seinen hält, der unerschütterliche und doch stets besonnene Mut und in der Schlacht die todverachtende Kühnheit, seine aufrichtige und doch so weitherzige Religiosität, der nie erlahmende Glaube an die Gerechtigkeit seiner Sache, der Herrscherwille selbst, und die Kraft, mit der er festhält, was er einmal angepackt hat — kurz der ganze Flor von Herrschertugenden, der diesen Helden jedem teuer machen muß, wem immer Sinn für historische Größe gegeben ist.

So ist Gustav Adolf der Schöpfer der schwedischen Großmacht geworden.

Hat er aber — und das ist eine Frage, deren Beantwortung größeren Bedenken begegnen könnte — dem Volke, dem er helfen wollte, das Heil gebracht? Hat er unserer Nation den Weg in die Zukunft gewiesen, den Staat ihr gegeben oder doch sein Werden ermöglicht, an dessen Aufbau, so oft sie ihn von sich aus versucht hatte, sie gescheitert war? Das Ziel, das Gustav Adolf sich setzte, hat er selbst mit Sicherheit bezeichnet, und seine Handlungen, wie das Zeugnis der Seinen, vor allem seines nächsten Gehilfen, seines Axel von Oxenstierna, der es erst nach dem Tode des Königs abgegeben hat, haben es bestätigt. In einer auf der Grundlage der Religion organisierten Gemeinschaft, einem Corpus Evangelicorum, wollte der König das protestantische Norddeutschland mit seinem Stammlande und den Eroberungen an den Ostküsten des baltischen Meeres vereinigen, also daß die slavische Welt, ob katholisch oder byzantinisch, auf immer von der deutsch-schwedischen See abgeschlossen worden wäre. Die deutsche »Libertät« wollte er nicht verletzen, vielmehr als der Retter der »teutschen Freiheit« betrat er unsern Strand, und so ward er von der Masse der Nation, so weit sie evangelisch war, begrüßt und gefeiert. So ist es — wie oft! —

dem toten Helden ins Grab nachgerufen worden. So lesen wir es schon in dem Schreiben, das des Königs Generalleutnant, Gustav Horn, den er in Süddeutschland zurückgelassen, vom Schlachtfeld von Lützen her erhielt: »und hat dieser incomparabilis Heros, für dessen langes Leben soviel tausend Seelen ohnzweifelig geseufzet haben, und dessen Tod von männiglich betrauert wird, Germaniae libertatem et religionem endlich mit seinem Blute bezahlen müssen.« Und so waren denn seit seiner Landung bald alle verjagten Häupter der deutschen evangelischen Partei in dem Lager des Königs versammelt: die böhmischen Exulanten mit ihrem geschäftigen Grafen Thurn, dem Königsmacher von 1619, an der Spitze, der Winterkönig selbst, der aus seiner Verbannung im Haag herbeigeeilt war, die Ernestiner, Ernst, Wilhelm und Bernhard, denen der König, wie so manchen andern Fürsten, hohe Kommandos in seiner Armee gab, und die Menge der Grafen und Herren, die ins Elend gejagt waren und nun die Herstellung in ihren Besitz und militärische Posten von dem fremden Herrscher erhofften.

Doch war er nicht jedermann willkommen. Nur unter dem Druck der Waffen nahm gleich der erste Fürst, der sich ihm anschloß, der Pommernherzog Buslav den König in seine Hauptstadt auf; und nur in der Pressung zwischen der katholischen und der schwedischen Macht bewilligte der Brandenburger seinem Schwager den Durchzug durch sein Land, stellte sich danach Johann Georg von Sachsen mit seinem Heer unter die schwedischen Fahnen. Denn freilich, Widerstand duldete der Retter des deutschen Evangeliums so wenig wie Neutralität; wo er stand, wollte er auch befehlen, und was er einmal in der Hand hatte, hielt er fest. Er wußte, daß nur die Macht das Bündel dieser auseinanderlaufenden Interessen zusammenschloß. Diese Macht mußte aber unter seiner Faust bleiben, denn er allein wußte sie zu gebrauchen. Auch hatte er allein eine Gewalt hinter sich, die unzersplittert und, so lange er lebte, frei von Gegensätzen war, einen Staat, wie er selbst einmal gesagt hat, in dem König und Stände, Höhere und Niedere, an Gottes Statt die Königliche Hohe Majestät vertraten. Gustav Adolf verlangte gar nicht einmal, daß sein Haus für alle Zeit im Besitz des Direktoriums jenes Corpus Evangelicorum sei. Hat doch der Söhnelose daran gedacht, seinen Neffen, den jungen Kurprinzen von Brandenburg, der als der Große Kurfürst in der Geschichte fortlebt, zu seinem Nachfolger

zu machen, und noch Axel von Oxenstierna hat diese Idee erwogen. Aber daß Schweden die Hegemonie in diesem germanisch-protestantischen Reichsverbande des Nordens behalten und nicht etwa an Brandenburg-Preußen abgeben müsse, war selbstverständlich für König und Kanzler. Friedrich Wilhelm hätte, wenn sich ihre Pläne hätten erfüllen lassen, so gut wie sein Vetter Karl Gustav von Zweibrücken, am Mälarsee residieren und von dort aus das Dominium Maris baltici behaupten müssen. Doch waren das für Gustav Adolf Sorgen der Zukunft. Noch stand er auf der Höhe des Lebens, und so lange er von sich sagen durfte, daß er allein das Ruder führen könne, dachte er eben nicht daran, es in andere Hände zu geben.

Wäre aber einem solchen Bundesstaat, oder wie man dies politische System nennen will, Dauer beschieden gewesen?

Die geistige Einheit dieses Machtgebildes war gewiß so groß oder eher größer als zu jener Zeit, damals wenigstens, die der nationalen Monarchien des Westens. Hier aber war nicht Schweden, sondern Deutschland der gebende Teil. Wittenberg war das geistige Zentrum dieser Macht. Von Thüringens Bergen und von den Ufern des Main bis hin zum Nordkap und rund um die Ostsee herrschte seit hundert Jahren der deutsche Glaube in seiner ursprünglichsten Gestalt. Hunderte von deutschen Federn verkündigten noch immer die Gedanken des Doktor Martinus; zu vielen Tausenden wurden die Erzeugnisse norddeutscher Druckerpressen nach allen Ländern des Nordens verbreitet; hin und her wanderten zwischen deutschen und skandinavischen Universitäten Professoren und Studenten; deutsche Schreiber saßen in den Kanzleien des schwedischen Königs; deutsch schrieb und sprach er selbst wie seine Muttersprache, in deutscher Sprache hat er sein herrliches Glaubenslied gedichtet, eine deutsche Fürstentochter war ihm als Gemahlin angetraut, deutsche Knechte und Reiter füllten in Masse seine Heere, deutsche Edelleute und Fürstensöhne befehligten neben schwedischen Kommandeuren seine Armeen und Regimenter.

Und dennoch, so müssen wir sagen, — es zeigte sich schon, während Gustav Adolf noch im vollen Leben stand — ist sein Plan nicht anders zu beurteilen als alle Versuche, den Frieden in unserer Nation auf dem Grunde eines einzigen Bekenntnisses zu errichten. Das Reich hätte er zerrissen. Denn niemals hätten sich der Kaiser und die Liga die Rolle, die ihnen, wie ihrer Religion, eine solche Ordnung zuteilte, gefallen lassen. Doch wäre dies am Ende nicht das

Schlimmste gewesen, wenn nur der König sein Werk in dieser Begrenzung hätte halten können. Aber die Exulanten und alle Bedrängten, die auf ihn harrten und hofften, waren ja gar nicht bloß Norddeutsche; sondern gerade im Süden, in Baden und Württemberg, so auch in der Pfaffengasse am Main und am Rhein, in den Erblanden des Kaisers selbst, in Oberösterreich, Steiermark und Tirol, und vor allem in Böhmen und Mähren, dem Brandherd, auf dem das Feuer des Krieges sich entzündet hatte, und wo die Gluten unter der Asche noch brannten, warteten Hunderttausende Evangelischer auf den schwedischen König als ihren Befreier.

Er selbst wünschte sich nichts Besseres. Er werde, so hat er einmal gesagt, nicht ruhen und rasten, bis er den Feind an der Gurgel gepackt, bis er, wie er es ein andermal ausgedrückt hat, den Papisten das Knie auf die Brust und den Degen an die Kehle gesetzt habe und zu ihnen sprechen könne: so oder so macht nun Frieden! Noch lag, wenn es so Gottes Wille war, ein langes Leben vor dem Helden, der kaum das 37. Jahr überschritten hatte, als er im Feld vor Lützen, nicht weit von dem Ort, wo er seinen größten Sieg erfochten, sich zum zweitenmal dem General in den Weg stellte, der ihm allein noch Widerstand zu leisten vermochte. Es scheint fast, als ob der König geglaubt habe, damit schon die Palmen des Sieges gewinnen zu können, die ihm jenen Frieden sichern würden. Da rief ihn sein Gott, dem er sich auf Leben und Sterben angelobt hatte, in die ewige Heimat.

Und damit war für unser Volk jede Hoffnung, seine Einheit auf dem Grunde der tiefsten Lebensgemeinschaft aufzubauen, begraben. Es gab fortan für die Glieder des Reiches keine andere Form des Zusammenlebens als das Prinzip der Libertät, die Einschnürung in die territorialen Grenzen. Ob der Friede auf solcher Grundlage schon möglich sei, das allein war die Frage, vor die sich die Nation nach dem Tode Gustav Adolfs gestellt sah.

Der Mann, der sie bejahte, war kein Geringerer als der große General, den Gustav Adolf nicht hatte besiegen können. So hat Wallenstein selbst schon im Frühling 1633 zu böhmischen Exulanten sich ausgesprochen, Agenten Oxenstiernas, die ihn auf seinem Schlosse zu Gitschin aufsuchten, um ihn, bereits zum zweitenmal, mit der böhmischen Krone zu ködern: man müsse, so erklärte er ihnen, die Armeen zusammenführen und den erwünschten Frieden, den man

dann in den Händen haben werde, machen, dem Kaiser und den Pfaffen zum Trotz, den Katholischen und Evangelischen zu Gutem: wofür der König die Waffen ergriffen habe, damit den Geängstigten und Bedrängten geholfen würde, das wolle er nun auf sich nehmen; nur das allgemeine Beste und die Herstellung der Verjagten liege ihm am Herzen. In Wirklichkeit war es doch etwas ganz anderes, was der Herzog plante, so ähnlich er seine Worte den Gedanken seines Gegners stellen mochte. Nicht die Rolle Gustav Adolfs, sondern die des Kurfürsten Moritz von Sachsen, des Verräters an der evangelischen Sache, war es, die der Friedländer durchzuführen hoffte. So lange Gustav Adolf im Leben gestanden, war Wallenstein sein Feind gewesen; denn für sie beide, das hatte er bald gemerkt, war im Reiche kein Platz. Nun aber sah er niemand mehr, der ihm den Rang noch streitig machen konnte. So wollte er denn auf seine Art Frieden machen. Denn daß dies der Gedanke war, der allem, was er seit Lützen unternommen, zugrunde lag, duldet keinen Zweifel. So hat er es noch in den Tagen von Pilsen bekannt. »Fried, Fried!«, so hörte damals Herzog Franz von Lauenburg, des Kurfürsten von Sachsen Unterhändler, den von der Gicht auf das Lager gestreckten Schwerkranken stöhnen. Und noch auf dem Wege, der den Herzog nach Eger führte, hat man Ähnliches von ihm gehört. Noch hatte er den Gedanken nicht aufgegeben, die Armeen der Kriegführenden in seine Hand zu bekommen: auf dem Sammelplatz vor Prag wollte er sie zusammenbringen: nicht bloß die des Kaisers und der Liga, sondern auch die Truppen Brandenburgs und Sachsens, ja selbst die Regimenter, die Herzog Bernhard von Weimar unter den Schweden führte. Da aber wird ihm gemeldet, daß auch der Oberst Beck, von dem er es am wenigsten erwartet hat, zu den Gegnern übergegangen und also der Weg nach Prag ihm selbst versperrt sei. Und nun entfährt ihm ein Wort, das tiefer in sein Innerstes hineinleuchtet als alles, was man sonst von ihm vernommen hat: »Ich hatte den Frieden in der Hand — Gott ist gerecht.« In der Tat, wer hätte, wäre ihm jener Plan geglückt, noch widerstehen, wer das eigene Los, sei es des Glückes oder des Verderbens, anders als aus der Hand des Herzogs erwarten und empfangen können! Er hätte seine Freunde, die Sachsen und die Brandenburger, und gewiß auch den Ernestiner, nicht unbelohnt gelassen; den Verjagten würde er die Rückkehr in ihr Land, die Herstellung in ihre Güter verschafft haben; die Franzosen

dachte er mit Geld abzufinden; die Schweden sollten sich mit pommerschen und mecklenburgischen Häfen begnügen; denn ihn selbst gelüstete es nicht mehr nach dem Herzogshut im Reich. Rache wollte er an dem Bayernfürsten nehmen, der ihm den größten Schimpf seines Lebens angetan hatte; dem hatte er das Verderben geschworen. Was aber nahm er (denn er pflegte sich doch nicht zu vergessen) als seinen eigenen »Recompens« in Anspruch, wenn er die Stellung an der Ostseeküste aufgeben wollte? Und was hatte er mit dem Kaiser im Sinn? Fragen, deren volle Lösung wohl für alle Zeit unmöglich sein wird — weil der Herzog selbst sich die Antwort erst von den Ereignissen hätte diktieren lassen. Daß aber die böhmische Krone, mochte er es auch gelegentlich ableugnen, im Hintergrund seiner Gedanken gestanden, läßt sich gar nicht verkennen; und ebensowenig, daß er dem Habsburger das Los des Bayernfürsten bereitet haben würde, wenn jener sich geweigert hätte, den Frieden aus seiner Hand und nach seinem Willen anzunehmen; er hätte ihn, wir wissen es aus seinem eigenen Munde, wie einst Kurfürst Moritz den Kaiser Karl V., bis in die Tiroler Berge gejagt.

So sah Ferdinand die eiserne Säule, die er in der höchsten Not diesem Dämon des Krieges zum zweitenmal anvertraut hatte, wiederum auf sich zukommen. Ein Ausweichen war nun nicht mehr möglich. Er mußte, koste es, was es wolle, sie in seine Hand bekommen — oder sie würde ihn, und mit ihm Kurfürst Max, mit dem die gleiche Not ihn längst wieder zusammengeführt hatte, zugleich zermalmen. Und das ist diesem Habsburger geglückt — auf demselben Wege, den Wallenstein gegen ihn vor Jahren beschritten, und den er niemals ganz verlassen hatte: den Verräter fällte der Verrat.

Fortuna hatte von neuem die Lose geschüttelt, und das Todeslos des Generals war das Glückslos seines Kaisers geworden. Denn nun besaß und behielt Ferdinand für sich und sein Haus das Instrument der Macht, das ihm der Untertan, der Kondottiere, in dem Feuer des Krieges geschmiedet hatte. Was andere Monarchen in offenem Kampf oder in mühseliger Friedensarbeit sich schufen, brachte dem Habsburger die Mordtat von Eger.

Der erste große Lohn war der Sieg von Nördlingen, der Breitenfeld wettmachte und den Kaiser zum Herrn in Süddeutschland erhob, während der Wittelsbacher fortan in die Nebenrolle gedrückt war. Es folgte der Prager Friede, der den kaiserlichen Heeren auch

Norddeutschland wieder öffnete; bis an die Küste, an die sie sich noch gerade klammerten, sahen sich die Schweden zurückgedrängt.

Dennoch konnte Ferdinand, konnten auch die katholischen Stände nicht mehr darauf rechnen, die Stellung, die sie in Lübeck eingenommen, je wieder zu erlangen. Der Friede selbst bedeutete für den Kaiser den Rücktritt von seiner katholischen Politik, um derentwillen er zweimal mit Wallenstein gebrochen hatte. Er mußte dessen Ideen gewissermaßen wieder aufnehmen; denn nur so gewann er den Beitritt der beiden norddeutschen Kurfürsten zum Kriegsbund gegen Schweden. Es blieb immer das Gleiche: die Neutralisirung der Religion war die Vorbedingung für den Frieden im Reich. So kündigte sich in den Prager Traktaten bereits der allgemeine Friede an, der nach dreizehn neuen Kriegsjahren in Münster und Osnabrück zustande kam — ein Friede der Erschöpfung.

II.

Mit Recht ist neuerdings darauf hingewiesen worden, daß die landläufigen Schilderungen von den verderblichen Wirkungen, die der 30jährige Krieg für Deutschland hatte, in allzu dunklen Farben gehalten sind; man gewinnt daraus fast die Vorstellung, als sei die entfesselte Kriegsfurie volle 30 Jahre hindurch mit immer gleicher Wut über unser Land hingefahren, als habe der Krieg nichts als Trümmer, Verwüstung und sittliche Verwilderung hinterlassen[1]. In Wirklichkeit läßt sich nördlich wie südlich vom Main keine einzige Landschaft nennen, die unausgesetzt unter dem Druck des Krieges gestanden hätte, und mehr als eine, die er niemals erreicht hat. Durchmärsche und Einquartierungen waren freilich eine schwere Last, und wohin Sedes belli gelegt wurde, folgten Mord und Brand auf dem Fuße; wie ein fressendes Feuer fiel das fremde Kriegsvolk plündernd und sengend über das schutzlose Land und seine Bewohner her, Dörfer und Klöster gingen in Rauch auf, und die festen Häuser auf dem Lande, die Mauern der kleineren Städte zerbrachen unter dem Donner der Kanonen. Aber das Unwetter ging gewöhnlich so schnell vorüber, wie es gekommen war; länger als ein paar Monate wurde eine Landschaft selten heimgesucht. Mit den Schrecken des heutigen Krieges, der ganze Provinzen zur Einöde macht, Millionen

[1] Robert Hoeniger, Der Dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur, Preuß. Jahrbücher, Bd. 138, Heft 3.

von Kriegern gegeneinander führt, Staaten und Nationen in den Abgrund der Vernichtung reißt, läßt sich die Kriegführung jener Zeiten nicht von ferne vergleichen. Von den großen deutschen Kommunen erlitt das einzige Magdeburg solches Schicksal, und der Brand, der große Teile dieser Stadt in Asche legte, ist, wie man heute weiß, nicht von den Siegern, Tilly oder Pappenheim, befohlen worden, sondern vermutlich mehr durch Zufall als absichtlich entstanden und verbreitet. Auch war es vornehmlich das letzte Jahrzehnt, in dem der Krieg diesen bösartigen Charakter trug. Gustav Adolf hielt seine Heere in Zucht, und ebenso verstand es Wallenstein, der große Organisator des Krieges, durch sein Kontributionssystem die Erhaltung seiner Armee und die Konservierung des Landes, das sie ernähren mußte, einigermaßen im Gleichgewicht zu erhalten. Auch kann ein Land, das dreißig Jahre hindurch die Armeen aller Parteien ertrug, dessen Söhne zu Tausenden unter allen Fahnen fochten, ja den Hauptteil aller dieser Heere stellten, nicht so menschenarm gewesen sein, wie es die landläufigen Vorstellungen wollen. Überwog doch im letzten Jahrzehnt des Krieges die Kavallerie, die schon immer die Hauptwaffe des Zeitalters gewesen war, die Infanterie oft sogar zahlenmäßig! Woher aber hätte man die Pferde und alle Zufuhr anders bekommen können als aus dem Lande selbst? Städte, wie Nürnberg, Augsburg und Ulm, Straßburg und alle Rheinstädte, so auch die Vororte der Hanse, Bremen, Hamburg und Lübeck, und im Osten Danzig, haben nie einen Feind in ihren Mauern gesehen. Sie durften sich nicht bloß auf ihre Politik, die zwischen den Parteien vortrefflich zu lavieren verstand, verlassen, sondern auch auf ihre starken Wälle, Gräben und Bastionen; und wenn Gustav Adolf bei der Zusammenkunft mit König Christian in Ulfsbek meinte, daß man sich vor den Herren in Hamburg und Lübeck nicht so sehr zu ängstigen brauche, sein Geschütz werde ihre veralteten Befestigungen schon zerbrechen, »man müsse es diese Speckhökers lehren«, so fand er doch keine Gelegenheit, dies kecke Wort wahr zu machen; Christian aber hatte sich, wieviel er gegen beide Städte auf dem Kerbholz hatte, wohl gehütet, mit ihnen anzubinden; der Krieg flutete, als er auf die jütische Halbinsel übergriff, mehrmals an ihren Mauern vorüber, und Hamburg hat, als der große Umschlags- und Geldplatz des Nordens von allen Parteien umworben, gerade im deutschen Krieg den Grund zu seiner Stellung als größter Handelshafen des Kontinents gelegt.

Von den hohen Ständen hat nur der Kaiser vom ersten bis zum letzten Jahr die Waffen in den Händen gehalten; Kurfürst Max von Bayern, der bis ans Ende bei ihm aushielt, kam ihm doch erst im zweiten Jahr des Krieges zur Hilfe. Kursachsen trat zu ihnen, als es sich die Lausitz aus der Konkursmasse des Winterkönigs holen wollte; danach blieb gerade Johann Georg dem immer weiter sich ausbreitenden Brande fern, bis ihn 1631 Tillys Einfall in sein Land auf Gustav Adolfs Seite hinüberdrängte. So suchte auch Georg Wilhelm von Brandenburg seine Länder, so lange es irgend anging, aus dem Kriege herauszuhalten und bei der ersten Gelegenheit wieder herauszukommen; niemals waren diese beiden, wie übrigens die meisten ihrer Standesgenossen, zuverlässige Freunde, sei es des Königs oder des Kaisers. Am schwersten hatten es die Durchmarschgebiete, wie Thüringen, auch Kurbrandenburg, um das das Kriegsgewitter seit dem Einbruch der Mansfelder und der Wallensteiner sich immer von neuem zusammenballte; noch nachdem er seinen Frieden mit den Schweden gemacht, mußte Georg Wilhelms Sohn, der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm, ihnen die Straßen durch sein Land freigeben. Am allerbesten kamen des Kaisers Erblande davon; seine Hauptstadt blieb, so nah ihr zuweilen der Feind kam, immer verschont, und die Alpenländer, Steiermark, Kärnten, Tirol haben niemals feindliche Gäste zu beherbergen gehabt.

Übrigens war Deutschland ja nicht das einzige Land, das in dem Jahrhundert der Reformationskriege dreißig Kriegsjahre durchzumachen hatte. Nahe an vier Jahrzehnte, und viel tiefer noch war ganz Westeuropa zur Zeit der Hugenottenkriege von Krieg und Revolution durchwühlt worden, und diese Kämpfe, eng ineinander verflochten, erscheinen oft wie ein einziges Ringen um Sein und Nichtsein jener Nationen. Sie setzten in dem neuen Jahrhundert nach kurzer Pause wieder ein; und erst durch sie ward Deutschland, das sich bis dahin nahezu freigehalten hatte, in den allgemeinen Brand hineingezogen. Dreißig Jahre hatte, wie bemerkt, Schweden bereits Krieg geführt, als Gustav Adolf an Pommerns Küste landete, und schon im siebenten Jahr nach dem Westfälischen Frieden führte Karl X. Gustav abermals ein schwedisches Heer auf den deutschen Boden hinüber und erfüllte sich der ganze Norden von neuem mit dem Lärm der Waffen. Will man aber etwa behaupten, daß das England Elisabeths und Cromwells, die Niederlande unter den Oraniern, oder das Frankreich Hein-

richs IV., Richelieus und Mazarins unter der Last dieser Kriege zerdrückt und erniedrigt worden seien? Es war vielmehr die Epoche, in der diese Nationen zu ihrer welthistorischen Stellung, zu eigenartiger Größe und Bedeutung gelangten: Macht und Kultur vereinigten sich in ihnen zu engstem Bunde; die Waffen selbst machten sie reich, führten den Aufschwung aller Künste und höchste geistige Produktion herbei.

So wenig ist es wahr, daß nur der Friede ernährt. Auch Krieg und Revolution können Kraft erzeugen; auf den Sieg allein kommt es an und auf die Macht, die er schafft.

Der Sieg blieb unserer Nation versagt. Jedoch auch nur insoweit, als sie eine politische Einheit war und sein wollte: das Reich, das sie umschloß, brach fast in Stücke, fremdem Willen folgten die auseinander gerissenen Teile, und es war den Zeitgenossen wohl, als müsse alles Leben aus seinen Formen entweichen. Wer es aber wagte, sich seiner Haut zu wehren, durfte noch hoffen. Es war eine Zeit für Heldengröße und Helden hat es auch unter den Deutschen jener Tage gegeben. Der Starke oder auch nur der stark sein Wollende arbeitete sich empor; der Schwache und mehr noch der Schwächliche ging zugrunde; dem Mutigen allein gehörte die Zukunft.

So ist der große Krieg auch für uns Deutsche ein Kraftsammler geworden. Nicht für das alte Reich, das er vielmehr an den Rand der Ohnmacht brachte: aber für seine Glieder, soviele in dieser Welt des Kampfes sich zu behaupten die Macht und den Willen besaßen. Nicht der Krieg der dreißig Jahre ist die entscheidende Krisis für unsere Nation gewesen; er führte nur die Entwicklung weiter, die unabwendbar geworden war, seitdem die im Bunde von Schmalkalden vereinigten deutschen Protestanten — damals noch vom Auslande allein gelassen und im Rahmen des Reichsverbandes und seiner Organe — den Krieg für ihr Bekenntnis gegen Kaiser und Papst gewagt und verloren hatten; der Westfälische Friede bestätigte und ergänzte nur den Religionsfrieden von Augsburg.

Zu einer Lösung der deutschen Frage, zum Aufbau des nationalen Staates war man auf diesem Wege, der nicht weiter als bis zur Zerstörung des alten Reiches führen konnte, auch in Münster und Osnabrück nicht gelangt. Es blieben die universalen Formen, in denen die deutschen Stämme sich zum erstenmal zur Einheit der Nation zusammengefunden hatten: das katholische Kaisertum und, soweit

es noch anerkannt wurde, das Papsttum selbst; es blieben die ältesten Säulen des Reiches, die geistlichen Stifter in den altfränkischen Gauen am Main und zu beiden Seiten des Rheinstroms. Geschlossen standen sich am Reichstage zu Regensburg die katholischen und evangelischen Stände in Sonderkorporationen gegenüber. Auch war kein Stand des Reiches stark genug, um bereits der Einheit des Bekenntnisses entraten zu können; wo es einmal geschah, erfolgte es unter dem Druck der Verhältnisse, und wenn Andersgläubige in den Frieden des Staates Aufnahme fanden, ward ihnen darum noch keine Teilnahme an den Organen seiner Macht gewährt. Je stärker aber der Einzelstaat wurde, je mehr er sich auf sich selbst verlassen konnte, und das waren vor allem die protestantischen Fürstenhäuser, um so leichter wurde es ihm, fremde Kirchengemeinschaften in seinem Machtbereich zu dulden und ihre Anhänger durch Schonung ihrer religiösen Meinungen zu nützlichen Bürgern zu erziehen.

Es war nichts anderes, als was wir auch sonst innerhalb der abendländischen Welt in dieser Epoche beobachten. Was sich für Frankreich und England als das Ergebnis der Kämpfe, die diese Monarchien seit einem Jahrhundert bis in ihre Fundamente erschüttert hatten, herausgestellt oder wenigstens angebahnt hatte, die Konsolidierung der Staatsgewalt, ihre Unabhängigkeit gegenüber den inneren religiösen Parteiungen, das ward in Deutschland wenigstens für die Glieder des Reiches durch den großen Krieg erreicht oder doch ermöglicht; je stärker sie wurden, je mehr sich ihre Eigengewalt auf autonome Kräfte, auf Waffen und Steuern und auf eine straff gegliederte Beamtenschaft gründete, je unabhängiger vom Reich und seinen alten, hierarchisch bedingten Formen sie wurden, um so weniger sahen sie sich gezwungen, zur Aufrechterhaltung ihrer kirchlichen Politik nach auswärtigen Bundesgenossen des gleichen Bekenntnisses zu suchen. Dadurch aber vollzog sich eine tiefgreifende Abwandlung in der allgemeinen Konstellation: wie im Reich das Zeitalter der Unionen und Ligen ablief, so im europäischen Staatensystem das der staatszersetzenden konfessionellen Allianzen. Innerhalb der Staaten blieb die Einheit der politischen und kirchlichen Gewalt, die für Spanien und den Norden Europas, und so auch für die Staaten Italiens schon im Beginn der Periode nach geringen Erschütterungen bewahrt war, im wesentlichen erhalten, und die völlige Säkularisierung der Staatsgewalt wurde nirgends erreicht; auch blieben die Sym-

pathien zwischen den Bekenntnissen über die Landesgrenzen hinweg noch lange lebendig: aber um diese zu zerbrechen, um die Staaten selbst in ihre Kämpfe mit hineinzureißen, reichte ihre Kraft nicht mehr aus; ihrer politischen Macht entkleidet, mußten die kirchlichen Parteien froh sein, wenn sie innerhalb der Staaten ihren Einfluß behielten oder auch nur von den Regierenden im Frieden gelassen wurden.

Nun ist es von Interesse, die Rückwirkung zu beobachten, welche diese Entwicklung der europäischen Politik auf das Reich selbst ausübte. Statt, wie man denken sollte, durch die Erhebung seiner Glieder zu souveränen, europäisch orientierten Staatswesen immer weiter in den Hintergrund geschoben zu werden, umkleideten sich seine Formen wie mit neuem Leben. Während Chemnitz, der im schwedischen Solde schrieb, ihm den nahen Untergang prophezeit und fast gewünscht hatte, und Pufendorf daran verzweifeln wollte, das wunderliche Gebilde in irgendeiner Kategorie seines Staatsrechts unterzubringen, behauptete sich dies »Corpus irregulare tantum non monstro simile« nicht nur in allen seinen Würden und Ehren, sondern es wurde gerade jetzt mehr als je der Mittelpunkt, um den sich seine Glieder zusammenschlossen, wenn sie eine gemeinsame Front gegen seine Feinde bilden wollten. Der Rheinbund, den Frankreich, dem Kaiser zum Trotz, zusammenbrachte, dauerte doch nur wenige Jahre, und seine Mitglieder, darunter die höchsten geistlichen Stände im Reiche, dachten darum nicht daran, ihren Zusammenhang mit den alten Ordnungen zu lösen, sondern sie stellten sich selbst wohl als ihre wahren Vertreter hin und vindizierten dem fremden König, dem sie sich unterworfen hatten, die Rolle eines Protektors der deutschen Freiheit; wie denn in der Tat Ludwig XIV. zu dem Reichsheer, das dem Kaiser gegen die Türken zuzog und ihm den Sieg bei St. Gotthard gewinnen half, gleichsam als Reichsstand sein Kontingent zusandte. Wenige Jahre später aber wurde, zum erstenmal wieder seit der Zeit Karls V., der Reichskrieg gegen Frankreich selbst erklärt und sammelten sich am Rhein und im Elsaß die Truppen aller Stände, um die Grenzlande des Reiches gegen den Erbfeind des deutschen Namens zu verteidigen und das verlorene Reichsgut wieder zu gewinnen. Immer noch, so lange die Religionskriege währten, waren die Kämpfe mit den Türken die kritischen Momente für die habsburgische Politik gewesen; zumal

die deutsche Linie des Hauses war dadurch in dem Aufbau ihrer Hausmacht wie in der Vormachtstellung im Reich in gleicher Weise gefährdet worden. Nichts hatte das Emporkommen der Protestanten in dem abgelaufenen Jahrhundert mehr gefördert als der Druck, unter dem die Osmanen die kaiserliche Politik gehalten hatten; und nur der Rückgang ihrer kriegerischen Kraft, der Verfall des Sultanats, der zum Frieden von 1612 und fast zu ihrer Ausschaltung aus der europäischen Politik führte, hatte es Ferdinand II. ermöglicht, noch einmal sich an der Restitution der Kirche im Reich zu versuchen. Wenn er aber die katholischen Stände hierin — unter manchen Schwankungen freilich — auf seiner Seite gehabt hatte, so waren sie, sobald es dem Feinde im Osten galt, niemals zu finden gewesen; in der Verweigerung der Türkenhilfe hatten sie es, zumal die Wittelsbacher in München, Habsburgs älteste Rivalen im Reich, den Protestierenden womöglich zuvorgetan. Jetzt aber, in eben der Zeit, da unter dem Vezirat der Köprilis der alte Offensivgeist des Islams in Konstantinopel noch einmal erwacht war, wetteiferten die deutschen Stände, und die Protestanten mehr fast als die Altgläubigen, dem in seinen Erblanden bedrohten Kaiser zu Hilfe zu eilen, wie bei St. Gotthard, so 1683 beim Entsatz von Wien und 1686 bei der Erstürmung von Ofen. Niemals hat ein Kaiser willigere Reichsstände gehabt als dieser »Leopoldus Magnus«, der unkriegerischste aller Kaiser, die je die Krone Karls des Großen getragen hatten; sie haben seinem Hause dazu geholfen, das Ziel, das ihm, seitdem es in den Osten verpflanzt war, vorgeschwebt hatte, den Aufbau der Donaumonarchie, endlich zu erreichen.

Aber auch dem Ausbau des Reiches selbst und seinen Organen wandten nun die Stände mehr als je ihr Interesse zu. Und wieder sehen wir dabei die Starken, ohne Unterschied des Bekenntnisses, mit am Werke. Denn wie Habsburg die kaiserliche Würde und die daran geknüpften Vorrechte für sich ausnutzte, so war es auch für die Reichsstände vorteilhaft, sich eine führende Stellung in den Reichskreisen zu sichern; und die protestantischen Häuser mußten um so mehr hierauf bedacht sein, als die beiden katholischen Vormächte, Bayern und Habsburg, durch ihre Verbindung mit der alten Kirche in den dem Reich noch verbliebenen Stiftern ein natürliches Übergewicht besaßen.

So geschah es, daß der Westfälische Friede, obschon er im Grundgedanken mit dem Religionsfrieden von Augsburg übereinkam und in der Tat zur Auflösung des Reiches geführt hat, zunächst ein Band

ward, das der ganzen Nation teuer wurde. Deutschland blieb die Arena, in der die deutschen Stände, deren Souveränität darin anerkannt war, und die damit zu vollberechtigten Gliedern der europäischen Staatenfamilien wurden, ihre Machtkämpfe miteinander ausfochten; aber der Umsturz der Reichsverfassung lag nicht mehr in ihrem Interesse. Man sah in dem Friedensinstrument von Osnabrück das Grundgesetz der deutschen Freiheit und in den Ordnungen des Reiches, des Corps germanique, wie es bald in der Sprache der europäischen Diplomatie hieß, das Fundament der nationalen Existenz. Ein Reichspatriotismus, ein Gemeingefühl bildete sich aus, das sich aus der Sphäre der hohen Politik auch auf die abhängigen, die regierten Kreise der Nation ausbreitete und eine unserm Volke bis dahin unbekannte Atmosphäre des Behagens schuf, die für die deutsche Kultur des 18. Jahrhunderts die Vorbedingung und für alle ihre geistigen Hervorbringungen von einer nicht zu ermessenden Bedeutung geworden ist. Alle Erschütterungen, von denen das Reich in den kommenden Generationen heimgesucht wurde, das Gegenkaisertum des Wittelsbachers Karl VII., der siebenjährige Reichskrieg gegen den mächtigsten Stand des Reiches, alle Machtkämpfe der großen Staaten Europas, die Deutschland immer wieder zu dem allgemeinen Schlachtfelde machten, ließen die Verfassung des Reiches bestehen. Derselbe Fürst, der als Rebell gegen Kaiser und Reich der Acht und Aberacht verfallen war, hat am Ende seiner glorreichen Regierung den Fürstenbund zusammengebracht, der, angeblich auf den Grundlinien des Schmalkaldischen Bundes, die deutsche »Freiheit« gegen Habsburgs Dominatsgelüste zu erhalten bestimmt war. Die Nation aber war ihm dafür nur dankbar; denn nicht seine Siege über Österreich und dessen Verbündete haben Friedrich dem Großen die deutschen Herzen, die er dadurch eher abstieß, gewonnen, sondern eben jener Bund, der nicht die nationale Reform bringen, sondern die Ohnmacht des Reiches konservieren wollte. Aus dieser Stimmung heraus konnte ein Justus Möser, in dem die nationale Geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts fast ihren Anfänger und Begründer hat sehen wollen, in jenen Jahren den Gedanken an eine deutsche Reichsgeschichte fassen, die mit der Reichsreform von 1495, »dieser großen und glücklichen Konföderation«, welche unter dem Namen des Maximilianischen Landfriedens bekannt sei, anfangen und von da ab in der ganzen deutschen Geschichte, »in allen vorfallenden Reichs-

handlungen«, das Ziel einer immer vollkommeneren Konföderation nachweisen müsse: sich mit vereinten Kräften jedem auswärtigen Angriff und jeder innerlichen Zerrüttung zu widersetzen.

Alle diese Verhältnisse muß man sich vor Augen halten, wenn man die Stellung Schwedens zu Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege verstehen will. Für den Staat Gustav Adolfs bedeutete der Westfälische Friede, der, wie gesagt, nur das Werk des Prager Friedens fortführte, eine Schranke, die ihm den Einfluß auf die deutschen Geschicke mehr und mehr verwehrte. Wie hätten die schwedischen Staatsmänner jetzt noch daran denken können, einen Bund mit den deutschen Protestanten zustande zu bringen, der das Reich zerrütten und zerreißen mußte! Karl X. Gustav, der es versuchte, konnte sich als Staatsmann wie als Feldherr mit seinem großen Vorgänger vielleicht messen. Es war echte Wasapolitik, wenn er seine stürmische Laufbahn mit dem Feldzuge gegen Polen begann; wie ja auch Gustav Adolf sich zuerst im Osten, in seinen Kriegsfahrten gegen die slavischen Reiche, Luft gemacht hatte, bevor er an das eigentliche Ziel, den Kampf contra domum Austriacum, heranging. Und es war wiederum ganz im Geiste des königlichen Glaubenshelden, wenn auch Karl Gustav, der Sproß eines altprotestantischen deutschen Fürstenhauses, sobald er an der Weichsel Fuß gefaßt hatte, das Bistum Ermland säkularisierte und die Jesuiten aus dem Lande trieb. Wenn er aber gemeint hatte, Friedrich Wilhelm von Brandenburg ebenso leicht hinter sich her ziehen zu können, wie es Gustav Adolf mit dem Vater gemacht hatte, so sollte er bald eines besseren belehrt werden. Er selbst sah sich genötigt, als er ins Gedränge geriet, jenen um Hilfe anzugehen; und der Sieg, den er dann auf den Feldern vor Warschau gewann, der größte Erfolg, den der Kriegsgewohnte bisher davongetragen, mußte er mit dem jungen Vetter, der noch niemals im Kampf gestanden hatte, teilen; statt, wie er gehofft, der Kette, die Schwedens großer König um die Ostsee gelegt, ein neues Glied einzufügen, mußte er, nur um des Brandenburgers Hilfe sich zu sichern, ihm weiteren Anteil an dem Dominium maris baltici versprechen. Wieder, wie vor dreißig Jahren, griff nun der Kaiser in die Verhältnisse des Nordens ein, diesmal aber getrennt und unabhängig von der spanischen Linie seines Hauses und dafür

Seite an Seite mit der jungen Vormacht des norddeutschen Protestantismus. Nichts wollte fortan dem König mehr glücken. Auch den Sieg, den er in schnellem Ansturm über die Dänen gewann, verdarben ihm die Feinde. Sie entrissen ihm die Außenwerke in Pommern und Preußen; sie folgten ihm auf die dänischen Inseln, zerschlugen ihm Heer und Flotte; von allen Freunden verlassen, von der Übermacht der Gegner umdrängt, der eigenen Stände nicht mehr sicher, sank der tapfere Kriegsmann ins Grab, bevor noch sein Land den Frieden erkauft hatte. Einen Frieden, der Schweden alles zurückgab, was es vor dem Kriege besessen hatte, der aber trotzdem ein Akt schwerer Demütigung und die Aussaat neuer Niederlagen war. Denn es verdankte ihn allein der Dazwischenkunft Frankreichs, derselben Macht, die einst am Rhein vor Gustav Adolf zurückgewichen war; und es zog sich dadurch den unversöhnlichen Haß des deutschen Fürsten zu, dem es seit dem großen Kriege Pommern vorenthalten hatte, und der sich nun zum zweitenmal um sein Erbe betrogen sah. Dies war die entscheidende Krisis für die baltische Großmacht. Seitdem war Schweden nicht mehr Herr seiner Politik. Schon als Mitglied der Tripleallianz, die Ludwig XIV. im Verlauf des Devolutionskrieges den Weg verstellte, blieb es hinter England und Holland zurück. Halb gezwungen folgte es ein paar Jahre später dem französischen König in den Krieg, den dieser durch den Überfall Hollands entfesselt hatte, und der die schwedischen Waffen auf das Schlachtfeld von Fehrbellin führte, zu der größten Niederlage, die es seit Nördlingen erlitten. Wenn es aber damals die evangelische Sache im Reich gegen die vereinigte Macht Habsburgs und der katholischen Stände verteidigt hatte, so mußte es jetzt dem Stoß der einen protestantischen Territorialmacht erliegen: als Vorkämpfer des Reiches, jedoch ganz aus eigener Kraft, trieb der große Kurfürst, wie die Zeitgenossen den Brandenburger von da ab nannten, die Geschlagenen vor sich her; von Stralsund bis Riga verloren sie alle ihre Besitzungen jenseits der See, und nur aus Frankreichs Händen, das seine Vasallen nicht im Stich lassen durfte, erhielten sie dieselben zum zweiten Mal zurück.

»Es ist das Königreich Schweden bei dem jüngsten Kriege dergestalt erschüttert und an Kräften ausgesogen worden, daß es, eben wie ein Körper nach ausgestandener gefährlicher Krankheit, eine Stütze und Diät nötig hat, im Fall es nicht in eine Recidiv geraten

und der gänzlichen Destruction gewärtig sein will«, so lesen wir in einem »Bedenken über den Zustand des Königreichs Schweden«, das ein schwedischer Staatsmann und doch ein Deutscher, kein Geringerer als Esaias Pufendorf, des großen Samuel Bruder, ein paar Jahre nach dem Frieden von St. Germain dem König Karl XI. eingereicht hat[1]). Mit kältester Überlegung, unberührt durch irgendwelche nationale oder religiöse Sentimentalitäten, stellt er dem Staate seiner Wahl das Horoskop. Die Gefahren sieht er nicht auf Seiten der alten Gegner Schwedens. Der Kaiser, der Bayer und selbst der Pole würden eher für als gegen Schweden sein. Zu trauen ist freilich keinem von ihnen. An Höflichkeit werden die »Herren Oesterreicher« vermutlich gar nicht sparsam sein, sondern mit vielen Worten bezeugen, daß die Freundschaft der Krone Schweden ihnen lieb und angenehm sei; aber darüber hinaus werden sie nicht gehen; ihnen wird es genug sein, wenn sie Schweden von Frankreich abziehen können. Nicht anders ist Hollands Wohlwollen für Schweden einzuschätzen; sein Interesse ist es, die Kräfte zwischen Schweden, Dänemark und Brandenburg so verteilt zu erhalten, daß sie einander die Wage halten, »damit bei kontinuierender Jalousie solcher drei Nachbarn Holland seinen Ostseehandel, als welcher die rechte Mutter aller Commercien ist, den an selbiger See wohnenden Nationen zum höchsten Präjudiz ungehindert exerzieren und dadurch Mittel haben könne, andere impune zu insultieren und Monarchiam Commerciorum zu behaupten«. Und so im ganzen Umkreis des europäischen Horizontes. Mit England muß die Krone Schweden Freundschaft halten und »selbige Nation karessieren, eben wie von etlichen Indianern geschrieben wird, daß sie den Teufel anbeten, damit er nicht schade«, aber einen reellen Nutzen, Vorschub oder Hilfe wird man von dorther niemals erwarten dürfen. Spanien bedarf selbst anderer Leute Hilfe; auch wäre ihm wenig daran gelegen, ob die Ketzer im Norden wohl oder übel fahren und ein halb Dutzend Provinzen mehr oder minder besitzen. Die Schweiz hat schon geraume Zeit auf dem europäischen Theater eine servilische Figur gemacht; in Italien wird niemand für Schweden ein Interesse haben, wie auch von Portugal nur ein allgemeines Wohlwollen zu erwarten ist.

---

[1]) Dr. Bruno Schirrmacher hat sich das Verdienst erworben, dies hochinteressante Schriftstück, das er unter den Manuskripten der Rostocker Universitätsbibliothek ausfindig gemacht hat, herauszugeben (in einem Programm der Realschule vor dem Lübecker Tor zu Hamburg, 1907).

Frankreich allein war die Macht, auf die Esaias Pufendorf für Schweden rechnen zu können glaubte. Es war das Frankreich Ludwigs XIV., das sich im Jahr zuvor Straßburgs bemächtigt hatte; die Monarchie, die schon jetzt am ganzen Rheinstrom mächtig geworden war, mit der nicht bloß die drei geistlichen Kurfürsten, sondern auch Dänemark und Brandenburg, Münster und der Hof von Celle verbunden waren: nur durch die Eingliederung in diese Allianz meinte der Bremische Kanzler die schwedische Krone vor ihren Feinden, die dadurch selbst gefesselt würden, sichern zu können. Es war der Verzicht auf eine eigene Politik, die Abdankung als Großmacht, die freiwillige Gleichstellung mit den deutschen Ständen, welche Gustav Adolf vor fünfzig Jahren unter den Dominat Schwedens gebeugt hatte. Nicht für immer nach der Meinung des Kanzlers; denn der Sinn seines Ratschlages ging gerade dahin, den Staat so stark zu machen, daß er seiner Außenwerke an den deutschen und baltischen Küsten wieder sicherer werden, seine Stellung als die Großmacht des Nordens behaupten könne. Aber für den Moment wußte er für Schweden keinen andern Ausweg, als daß es sich, wie er schreibt, »auf sein innerlich restablissement mit ganzen Kräften appliziere«. Mit der Vasallenschaft unter Frankreich wollte er der Krone die Ruhejahre erkaufen, deren sie für die inneren Reformen bedurfte.

Aber das eine war bereits so unmöglich wie das andere. Die Basis, auf der Gustav Adolfs Macht geruht hatte, war geborsten. Was dem Kurfürsten von Brandenburg unter dem Druck äußerer Not, im Kampf um die Existenz seines Hauses gelang, die Niederzwingung des ständischen Eigenwillens, die Aufrichtung der absoluten Monarchie, mißglückte den Nachfolgern des großen Königs. Das Band, das Gustav Adolf um Krone und Stände Schwedens geschlungen hatte, zerriß; statt gemeinsam mit ihrem König die Aufgabe, die das Schicksal der Nation gestellt hatte, zu tragen, benutzten Schwedens vornehme Geschlechter ihre sozialen und politischen Vorrechte, um dem Träger der Krone die Macht im Staate streitig zu machen. So ward Schwedens Kraft gelähmt in derselben Zeit, da jene »drei unversöhnlichen und anjetzo formidablen Nachbarn« ihre Macht auf dem gerade entgegengesetzten Prinzip aufbauten.

Das Bekenntnis aber, das wie nichts anderes zur Unterbauung der schwedischen Großmacht gedient, hatte diese Kraft eingebüßt, seitdem durch die Konsolidierung der staatlichen Gewalten, von

der wir sprachen, die Religion als Energiequelle aus der internationalen Politik mehr oder weniger ausgeschaltet war. Es konnte für Schweden um so weniger bedeuten, als jede Gegenwirkung von München und Wien her, wie sie vor fünfzig Jahren gedroht hatte, bereits fehlte. Niemals war die Einheit des baltischen Kulturkreises inniger und fester gewesen als in der Epoche, da die beiden Pufendorf, Sachsen von Geburt, der eine als Staatsmann, der andere als Professor und Historiograph, der schwedischen Krone dienten — um ihre Laufbahn bei zweien unter den drei Erbfeinden Schwedens abzuschließen, Esaias am Hof von Kopenhagen und Samuel in Berlin, als Historiograph desselben Fürsten, der Schwedens Macht bis auf den Grund erschüttert hatte. So wenig empfand man in diesen Bereichen die nationalen Gegensätze. Die politischen freilich um so mehr: wenigstens in den Kreisen, die überhaupt Anteil und Interesse am Staate nahmen; während die auf dem Boden der lutherischen Religiosität erwachsene Kulturgemeinschaft auch in der Politik alle Gegensätze ausglich und überdauerte.

Ein Stück der schwedischen Machtstellung gab es dennoch, das von ernstesten religiösen und nationalen Gefahren bedroht war, und dies um so mehr, als es selbst von nationalen Gegensätzen nicht frei war — das waren die Provinzen nördlich und südlich vom Finnischen Meerbusen, von der Memel bis hinauf zum Eismeer. Nur der Krieg gegen die ottomanische Pforte und der Kampf mit den Kosaken um die Ukraine, so urteilte der Bremische Kanzler, habe den Zaren, der schon im Nordischen Kriege das gleiche gewollt, davon abgehalten, Ingermanland und Livland anzugreifen und sich an der Ostsee einen festen Fuß zu schaffen: man dürfe aber nicht denken, daß er seinen Haß und seine Rachgier gegen Schweden abgelegt habe; sobald er den Frieden mit der Pforte erreicht und die inneren Unruhen gestillt habe, werde er ihm auf den Hals fallen; und dies würde ihm dann um so leichter sein, »wenn unterdessen die in den an Rußland grenzenden Provinzien wohnenden Untertanen nicht genugsam encouragieret werden sollten, sowohl die Kultur der Länder als ihre Affection gegen die Krone zu kontinuieren und diesem grausamen Feind sich mit Gut und Blut entgegenzusetzen«. König Karl XI. wünschte sich in der Tat nichts Lieberes. Aber der Widerstand der baltischen Barone war noch stärker als der seines einheimischen Adels. Sie hatten keinen andern Gedanken als ihren

Besitz und ihre soziale Vormachtstellung zu behaupten, und vergaßen darüber, was sie dem Lande, das ihre Vorfahren der deutschen Kultur unterworfen hatten, und der Zukunft ihrer Nation schuldig waren.

Schon aber ließ eine neue Abwandlung der europäischen Politik der schwedischen Krone keine Zeit mehr für innere Reformen; und wiederum blieb ihr nichts anderes übrig als dem Strom, der sich diesmal gegen Frankreich richtete, zu folgen; sie mußte der neuen Koalition gegen die Macht beitreten, die sie zweimal vor der Überwältigung durch eben die Reichsstände gerettet hatte, mit denen sie nun Schulter an Schulter stehen mußte. Die Früchte, die sie in dem Frieden von Ryswik davontrug, entsprachen solcher Rolle; sie konnte nur gerade noch ihre Stellung behaupten. Die Erneuerung der europäischen Krisis, die in dem spanischen Erbfolgekrieg ihren Höhepunkt erreichte, befreite Schweden endlich von dem Druck, unter den es seit dem Frieden von Oliva geraten war. Indem die Konflagration ihr Zentrum in dem Süden und Westen des Erdteils fand und zu dem Kampf um die Herrschaft über das Mittelmeer und die Ozeane sich auswuchs, blieb die nordische Welt sich selbst überlassen; mitten durch Deutschland, über dem die Flammen des allgemeinen Brandes seit drei Generationen jedesmal am stärksten zusammengeflossen waren, ging jetzt die Linie, über die das Kriegsfeuer, so weit es vom Westen her um sich fraß, nicht hinausgriff. Selbst der Sohn und Nachfolger des großen Kurfürsten wandte, von dem Glanz der Königskrone geblendet, seine Augen von Pommern ab und ließ seine Regimenter den kaiserlichen Fahnen folgen. Und so wagte Schwedens junger König, der soeben, nach der an Enttäuschungen überreichen Regierung Karls XI., den Thron bestiegen hatte, es noch einmal, um das Dominium maris baltici zu kämpfen.

Die Politik Karls XII. hat von jeher eine sehr entgegengesetzte Beurteilung gefunden, und mehr noch als der Entschluß zu dem Kriege, der Schwedens Machtstellung endgültig zerbrach, ihre Durchführung und die Persönlichkeit des jungen Herrschers selbst; was die einen verdammten, haben andere gerechtfertigt oder gar bewundert. Wir wollen uns solcher Urteile, sei es des Besserwissens oder der Zustimmung, enthalten: genug, wenn wir das Bild des Kampfesfrohen so festhalten, wie er uns im Ringen mit dem Schicksal entgegentritt. Denn das ist doch der Kern der Dinge und die Tragik in diesem Heldenleben, daß der Kampf, den Karl führte, unvermeidlich, und

der Sieg, das Ziel, das er erstrebte, dennoch nicht zu erreichen war. Auch dann nicht, wenn die Sterne günstiger gestanden hätten und das Schlachtenglück ihm treu geblieben wäre, wenn er etwa die Feinde getrennt und seinem Lande noch einmal einen Frieden von Oliva erworben hätte; es wäre doch nur eine Pause gewesen in dem Niedergang der Macht, die seine Vorfahren aufgebaut hatten. Das Schicksal Schwedens als der nordischen Großmacht war längst entschieden, die Uhr war abgelaufen; ein Mehr oder Weniger an Klugheit oder Glück, Trotz oder Wagemut konnte das Ende, das unabwendbar war, nur um ein kleines beschleunigen oder aufhalten. Nicht in persönlichen Momenten lagen die Gründe, sondern in der Abwandlung der europäischen Konstellation, in ihrer Erweiterung nach dem Osten wie im Westen und Süden, und in der damit gegebenen Verdrängung alter und dem Emporkommen neuer Mächte. Dann aber muß uns der Anblick dieses Recken, der, gleich dem Vorfahr, das Schicksal nicht erwarten will, sondern ihm entgegengeht, kühn, ja verwegen, in unbändigem Trotz, hart, wie das Granitgestein seiner Heimat, in der Tat zur Bewunderung hinreißen, und das Wort unseres Dichters drängt sich uns auf die Lippen: »Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!« So hat ihn Ranke aufgefaßt, wenn er ihn seinem Rivalen, dem Zaren, den Germanen dem Slaven, gegenüberstellt, in dem Moment, da er auf den Kampfplatz tritt: »großgesinnt und einfach, ohne Flecken in seinem Lebenswandel, ganz ein Held, wahr in seinen Worten, kühn in seinem Vornehmen, gottesfürchtig, hartnäckig bis zum Eigensinn, unerschütterlich«.

Indem nun aber die barbarische Macht des Ostens sich in den germanisch-protestantischen Kulturkreis hineindrängte und die Herrschaft im Norden mit einem Schlage an sich zu reißen drohte, lag auch das deutsche Schicksal auf der Wagschale. Würde sich — das war die weltgeschichtliche Frage, vor die sich unser Volk nun gestellt sah — auf deutschem Boden eine Großmacht entwickeln, stark genug, um europäische Politik zu treiben, unbekümmert, wie der Staat der Wasas, um Kaiser und Reich? Eine Macht, die, genährt aus deutschen Elementen, doch einer Anlehnung an die Reichsgenossen und die Reichsformen nicht mehr bedurfte? Die gerade durch diese Ungebundenheit fähig wurde, sich neben die europäischen Mächte zu stellen, für oder gegen sie auf der eigenen Kraft zu ruhen? Und die eben dadurch imstande war, alle widerstrebenden Gewalten in der Nation unter sich zu beugen, im Reiche selbst sich auszubreiten und

so am Ende das zu erreichen, woran die alten Verbände, die Unionen und Ligen, die uns die Fremden ins Land gebracht hatten, immer gescheitert waren: eine ihrem Geist und Willen entsprechende Form an Stelle der verfallenen Reichsordnung zu setzen? Für Habsburg war dies von jeher unmöglich gewesen; oder es hätte sich selbst aufgeben müssen. War dies Haus doch gerade dadurch in die Höhe gekommen, daß es die Formen des Reichsrechts für sich ausgenutzt hatte! So hatte es schon König Rudolf gemacht bei der Erwerbung der Südostmarken und der Ansprüche auf Böhmen, so seine Nachkommen bei ihrer Verbindung mit Burgund und Spanien; so hatte Ferdinand II. die tief erschütterte Macht der Dynastie in Böhmen wieder aufbauen können; so wurden Leopoldus Magnus und seine Nachfolger Herren in Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien; und so sicherte danach Maria Theresia, indem sie ihre Hand dem Lothringer reichte und damit die Kaiserkrone ihrem Hause erhielt, von neuem auch das Erbe ihrer Vorfahren. Nur im Reiche selbst hatte das Geschlecht die Gewalt niemals erlangen können, die seinen Traditionen und dem Geiste seiner Politik entsprach; sein Einfluß reichte dort immer nur so weit, als es die Formen des Reichsrechts für sich in Anspruch nehmen konnte; und so war es immer wieder gezwungen gewesen, sich für sie einzusetzen und sie zu konservieren. Jeder Versuch, sie zu beseitigen oder zu verfälschen, war stets auf einen nicht zu besiegenden Widerstand gestoßen; wie auch die Reichsstände zueinander stehen mochten, gegen die Aufrichtung eines habsburgischen Dominats im Reich hatten sie sich allezeit zusammengefunden. Niemals, so sahen wir, war diese Gefahr höher gestiegen als in dem Moment, da die vereinigte Offensive Ferdinands und der Liga die Küsten der Nord- und Ostsee erreicht hatte. Und gerade da war der Kaiser, und nicht erst durch die Erhebung Schwedens, sondern schon auf dem Kurfürstentage in Regensburg, durch den Abfall der katholischen Stände unter Führung des bayerischen Rivalen, von dem Ziel, das er nahezu vor Augen sah, aufs weiteste abgetrieben worden. Danach aber führten wiederum die Siege, die der Habsburgischen Monarchie die Wege nach dem Balkan und Italien öffneten, dahin, daß sich ihr Zusammenhang mit dem Körper der Nation immer weiter lockerte und ihr antinationaler Charakter immer deutlicher an das Licht trat.

Und so wuchs die norddeutsche protestantische Macht, wuchs Brandenburg-Preußen in die Stellung hinein, welche vom Genius

der Nation gefordert wurde. Mehr noch, wie wir sagen müssen, durch die Gunst der Lage und des Geschickes als durch die Kraft seiner Herrscher. Auch diese aber haben nicht gefehlt, Männer, welche die Gelegenheit zu benutzen, den Zufall zum Zwecke zu gestalten wußten: Genius und Glück haben, wie es noch immer in den Epochezeiten der Weltentwicklung war, zusammenwirken müssen, um Hohenzollern groß zu machen und alle Segensmächte der Nation um Preußens Thron zu versammeln.

Werfen wir von hier aus noch einmal den Blick auf die Bilderfolge, die wir in raschem Fluge an uns vorübergleiten ließen, und stellen wir ihr die Gegenwart gegenüber, so entschleiert sich uns der Zusammenhang der Zeiten, und wir umfassen wie mit einem Blick alles, was uns mit jener Epoche verbindet und was uns von ihr scheidet. Nichts muß danach abwegiger erscheinen als die Auffassung, daß der nationale Staat für uns auf immer verloren gewesen wäre, wenn Gustav Adolf sein Ziel, die Niederwerfung des Hauses Habsburg und die Errichtung eines um die Ostsee gelagerten evangelischen Staatenbundes unter der Hegemonie der schwedischen Krone, erreicht hätte. Vielmehr, wenn es wahr ist, daß Bismarcks Reich auf den preußischen Substruktionen ruhte, Preußen selbst aber auf den Ideen der Reformation aufgebaut war, daß diese ihm die moralischen Energien verliehen hat, die es zu seiner Stellung in der Welt, zur Niederzwingung Habsburgs und zur Hegemonie in Deutschland stark machten, so wird, wenn einer, Gustav Adolf mit unter den Vätern des Reiches genannt werden müssen. Und insofern ist der große Kurfürst, den der König selbst zu seinem Nachfolger hatte machen wollen, in Wahrheit sein Erbe geworden. Aber wir sahen ja, daß Friedrich Wilhelm, wie in dem Feldzug von Fehrbellin, so schon im nordischen Kriege den Kaiser zur Seite und das Reich im Rücken hatte, und daß er, ein wie guter Protestant er war, dennoch nie daran gedacht hat, den religiösen Zwiespalt im Reiche zu erneuern: daß der Westfälische Friede die Basis seines politischen Systems war. So aber ist es geblieben, nicht bloß so lange das alte Reich noch bestand, sondern auch zu den Zeiten des Deutschen Bundes. Ja, mehr noch — Bismarck selbst hat sein Reich auf diesem Boden errichtet. Der Grundgedanke jenes Friedens, die Libertät der Stände, war auch der seine: die Territorialstaaten, Fürstenhäuser und Stadtrepubliken, soviele sich

durch den Zeitensturm hindurchgerettet hatten, blieben die Pfeiler, auf denen sein Bau ruhte. Wohl ist der Schöpfer des neuen Deutschlands sich des Zusammenhanges seines Werkes mit dem Geiste der Reformation stets bewußt gewesen, weit mehr als alle Liberalen, welche die Führung der Nation auf dem Wege zur Einheit an sich zu reißen versucht hatten; daß in Rom die Existenz Preußens noch immer als ein »ketzerischer Mißbrauch« betrachtet wurde, lesen wir bereits in einem seiner Berichte vom Bundestage in Frankfurt. Auch war ihm niemals verborgen, daß die katholische Partei im Grunde ihres Herzens den legitimen Sitz ihres Deutschlands noch immer in Wien erblickte. Wenn er gleichwohl mit diesen stärksten und unversöhnlichen Gegnern eines evangelischen Deutschlands Frieden geschlossen, ja zu Zeiten, so noch am Ende seiner Regierung, den Bund mit ihnen gesucht hat, so gehorchte er nur der Notwendigkeit, in der er allezeit seine Herrin sah! Aber er hielt trotz allem an der Hoffnung fest, daß der Geist, in dem er das Reich gegründet, sein Volk mit der Zeit zu einem Ausgleich der miteinander ringenden Kräfte drängen und führen werde, eben weil er an Preußens Macht und an die moralischen Energien, die in ihr lebten, glaubte.

Wie aber in Bismarcks politischem System alles aus einer Wurzel entsprossen ist, eins das andere stützt und jedes einzelne zum Ganzen strebt, so bemerken wir auch in seiner auswärtigen Politik Analogien zu der Wendung, welche die deutschen Geschicke seit dem Tode Gustav Adolfs, oder wenn man will seit Nördlingen, genommen haben. Wenn er das Haus Habsburg aus seiner hegemonialen Stellung ausstieß, so trat er nach dem Siege doch wieder in ein ähnliches Verhältnis zu ihm, wie wir es auch bei dem großen Kurfürsten wahrnahmen. Gleich diesem wahrte er dem russischen Koloß gegenüber eine freundliche, jedoch der eigenen Macht bewußte Haltung und zeigte sich stets bemüht, das Band, wo es sich einmal gelockert hatte, neu zu knüpfen; während er Frankreich in die Stellung zurückwarf, in der Gustav Adolf es noch festgehalten, die es aber nach seinem Tode sofort durchbrochen hatte. Als aber das Zartum, popularen Stimmungen, denen Bismarck stets, nach außen wie im Innern, den staatlichen Willen entgegenstellte, nachgebend, die österreichische Monarchie mit der Zerstörung bedrohte, bot der Kanzler dieser seinen Schutz an; so etwa, wie brandenburgische oder andere reichsständische Hilfstruppen dem Kaiser Leopoldus gegen

die Türken zugezogen waren. Daß er sich dennoch niemals einer Politik verschrieben haben würde, die ihn und die Nation den Zielen des habsburgischen Ehrgeizes unterworfen hätte, bedarf bei einem Staatsmann, der, wo immer er stand, Herr seiner Entschlüsse blieb, keines Wortes.

Dem entsprach Bismarcks Haltung in den nordischen Fragen. Über die Linie, die er hier im Kampf um die Einheit der Nation erreicht hatte, ging er nicht hinaus: seiner eigenen Küsten und ihrer Gewässer war nun Deutschland, nach der Wiedergewinnung der Nordmark, völlig Herr, seine Flüsse, einst »fremder Nationen Gefangene« (noch im Kriege gegen Dänemark waren sie es gewesen) frei und die Pforten für die mächtig sich entfaltende deutsche Wirtschaft zum Weltmeer: aber das Dominium maris baltici hat Bismarck niemals angestrebt; ihm genügte es, wenn in den nordischen Bereichen die Neutralität aufrechterhalten und den angrenzenden Mächten der Anteil an der See überlassen blieb, der ihren in der Vorzeit erworbenen Rechten und dem Maße ihrer Kraft entsprach; allen Versuchungen (an denen es nicht fehlte), nationalen Velleitäten zuliebe an fremde Hoheitsrechte auch nur zu rühren, hat er dauernd sein Ohr verschlossen.

Erst der Weltkrieg, in den wir uns durch den Offensivgeist der gegen uns vereinigten Großmächte hineindrängen ließen, hat die Wendung gebracht: als unsere siegreichen Waffen uns, wie im Osten und Westen, so auch im Norden unseres Erdteils Wege öffneten, die zu beschreiten auch nach Bismarcks Tode unsere Regenten niemals geplant hatten. Nun schien es wirklich Wahrheit zu werden, was der Schöpfer des Reiches als eine »kindische Utopie« bezeichnet hatte: die Abdrängung der byzantinisch-slavischen Macht des Ostens von den Zugängen zu dem baltischen Meer, die Wiederaufrichtung eines einheitlichen protestantisch-germanischen Herrschaftsgebietes, das Ziel, für das Gustav Adolf gestritten und in den Tod gegangen war. Nur daß nicht Schweden, sondern unser Land, das Land Martin Luthers, dessen Glaube, der deutsche Glaube, das geistige Band für diesen Machtkomplex geworden war, die Führung haben sollte. Nicht, wie Schwedens Helden, von Norden nach Süden, sondern von Tannenbergs Feldern nordwärts führte uns der Weg. So ward Riga, die älteste Kolonie des deutschen Kaufmanns in den baltischen Provinzen, unser, so von Memel bis Reval alles Land,

das einst deutsche Ritter der deutschen Kultur unterworfen hatten, mit den Inseln an seinen Küsten; so nahmen wir Dorpat, die Hochschule der Wasas, unter unsere Obhut; wir zerbrachen das Gibraltar des Nordens, die vor den Toren der schwedischen Hauptstadt auf den Alandinseln breit hingelagerte russische Zwingburg, und befreiten Finnland vom Joch barbarischer Unterdrücker; über Ingermanland und Karelien hinweg und bis an die Küsten des äußersten Nordens brandete die deutsche Flut.

Kaum vier Jahre sind seitdem vergangen, und wie eine Ewigkeit liegen schon jene Tage hinter uns, als unsere Truppen zugleich in Narwa standen und in Pultawa, in den Pässen des Kaukasus und in den Fruchtgefilden von Tiflis, auf dem Hochlande Armeniens und an den Rändern der arabischen Wüste; während unsere Batterien in den Bergen Makedoniens und jenseits der Alpen, auf den katalaunischen Feldern und an der flandrischen Küste donnerten. Niemals in allen Jahrhunderten hat sich Germaniens Kraft so gewaltig und seinen Feinden so furchtbar erwiesen.

Jedoch ist hier nicht der Ort, solchen Gedanken nachzuhängen. Und so sei nur noch eines Momentes gedacht, das uns an der Heldengestalt Gustav Adolfs, der im Vordergrund dieser Betrachtungen stand, unmittelbar bewußt werden muß.

Was die Macht ist, und was sie in der Geschichte bedeutet, lehrte er uns kennen. Wahrlich nicht das Böse schlechthin, wie das schlimme Wort lautet, das, vor langen Jahrhunderten ersonnen, von Phantasten und Philosophen, von Gläubigen und Zweiflern, und oft genug von den Machthungrigen selbst in tausendfacher Variierung gepredigt und von den Armen im Geiste nachgebetet worden, heute aber mehr als je das Evangelium der Massen und aller Philister geworden ist. Macht für sich genommen ist weder gut noch böse, sondern nicht viel mehr als ein Nichts, leeres Wort, bloßer Schall. Erst der Wille, der die Masse, die zunächst nur das Träge, das Nichtswirkende ist, bewegt, weckt in dieser das Leben, schafft sie zur Macht um, verleiht ihr Form und Gestalt; der Zweck aber, dem sie sich dann unterwirft, der Gedanke, der sie treibt und trägt, gibt ihr die Seele, Sinn und Bedeutung.

Napoleon und das Schicksal.

(1913.)

Es mag Befremden erwecken, in dem Jahr, das an jedem seiner Tage das Gedächtnis an die Großtaten unserer Väter erneuert, dem Manne ein Gedenkblatt zu widmen, der das Joch, das jene zerbrachen, auf die Schulter unseres Volkes gelegt hat. Wieviel näher, so könnte man einwenden, müßte es liegen, in das Lob der Helden einzustimmen, die unserm Volke den Weg zur Freiheit gewiesen, und der ungezählten Namenlosen, die mit ihrem Blute den Glauben daran besiegelt haben! Wenn ich es dennoch wage, die Blicke meiner Leser einmal nach der entgegengesetzten Seite zu lenken, auf den Mann, gegen welchen alle diese Kräfte sich wandten, so geschieht es nicht etwa, weil mir als einem neuen Cato die Sache des Besiegten besser gefiele, sondern weil der Zusammenhang der Dinge, die Gründe der Erhebung, die Kräfte, die dabei in die Wagschale gelegt wurden, von keinem Punkte aus besser zu übersehen sind und also die Bedeutung jener Helden selbst nur in um so helleres Licht treten kann.

Auch das Maß der Schuld, das auf Napoleon lastet, wird dann um so deutlicher werden. Niemand in der Welt ist mehr gehaßt, und auf keines Menschen Haupt sind die Anklagen voller gehäuft worden, als auf das seine: aber auch niemand hat jemals stärker gebüßt als der Gefangene von St. Helena. Und vergessen wir nicht, daß dies Europa, welches ihn ausstieß, ihm einst fast ausnahmslos zu Füßen gelegen, daß die Feinde von heute Freunde von gestern gewesen, daß nur allzuviele unter ihnen ihm willig gefolgt waren, sich ihm verbrüdert und verschwägert, Provinzen und Kronen aus seiner Hand genommen, ihre Staaten mit seiner Hilfe von Grund aus neu aufgebaut hatten. Man darf ja gar nicht einmal von einer Erhebung der deutschen Nation sprechen. Es war zunächst ein Kampf Deutscher gegen Deutsche, mit fremden Alliierten oder unter fremden Fahnen, wie alle Kriege, die seit Jahrhunderten auf deutschem Boden geführt worden waren. Nicht die Begeisterung für Deutschlands

Ehre und Freiheit führte Österreichs Armeen nach langem Schwanken den Preußen und Russen zu; und erst als Napoleons Macht bei Leipzig niedergebrochen war und seine aufgelösten Divisionen dem Rhein zustrebten, legten sich ihm die Bayern vor, — um ihm zum letzten seiner Siege auf deutschem Boden zu verhelfen. Rheinbundtruppen standen von der Weichsel bis zur Elbe in den preußischen Festungen, welche für die aus Rußland zurückflutende Armee Sammel- und Stützpunkte wurden, und füllten aufs neue die Cadres, welche die ungebrochene Energie des Kaisers gegen die norddeutschen Rebellen aufgestellt hatte. Dem Aufstande des Volkes ging der Abfall der Regierungen zur Seite oder voraus: von Provinz zu Provinz, von Land zu Land, so wie die rollende Lawine hinter dem Fliehenden herstürzt.

So aber war es gewesen, seitdem Napoleon die Blicke der Welt auf sich gelenkt: solange er Kriege geführt, hatte er auch Alliierte gehabt; und nur dadurch hatte er siegen können, daß er ihren Ehrgeiz befriedigte, ihnen Anteil an der Beute gab, ihnen zu Hilfe kam, wenn ihre kaum geschaffene Macht angegriffen war. Noch im Jahre 1814 hat er Bundesgenossen gehabt: die Italiener, die unter seinem Stiefsohn Eugen für die Zukunft ihrer Nation gegen Österreich stritten; wenn er damals den Frieden aus der Hand der Gegner nicht hat annehmen wollen, geschah es auch deshalb, weil er diese letzten Freunde nicht im Stich lassen konnte oder wollte. Einzig in dem Feldzuge von Waterloo hatte er nichts weiter hinter sich als Frankreich. Er selbst sprach in seinen Bundesverträgen immer nur von seinen Alliierten und den gemeinsamen Interessen; als »Chef der kontinentalen Liga« hat er sich selbst bezeichnet. Durch die Kräfte des Festlandes wollte er das Meer erobern.

In Wirklichkeit galt freilich, so weit sein System reichte, kein Wille neben dem seinen. Wenn er seine Brüder erhöhte, ihnen die Reiche gab, die wie eine Kette von Bastionen um Frankreich her gelagert waren, so erhielten auch sie damit keine andere Stellung als die Bayern, die Polen, die Österreicher, die Preußen und jedermann, der von dem Übermächtigen in die Allianz gezogen oder gezwungen ward. Sie durften die Kronen, die er ihnen gab, gar nicht zurückweisen; jeder Versuch, eine ihren Ländern eigentümliche Politik zu verfolgen, ward ihnen als Verbrechen angerechnet, das sie mit Absetzung oder der Beraubung ihrer Staaten zu sühnen hatten. Nicht einmal persönlich frei zu sein, als Privatmann über sich und

sein Los, seine Familie zu verfügen, gestattete der Kaiser seinem Bruder Lucian. »Ich habe Europa nicht besiegt,« sprach er zu ihm, »um vor dir zurückzuweichen. Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Fügst du dich nicht meinem System, so bist du mein Feind, und Europa ist zu klein für uns beide.« »Der Himmel kann einfallen, ich werde meine Ansicht nicht ändern.« »Man mag mich für ungerecht und grausam halten, wenn mein System nur vorwärts geht.«

Der Erfolg aber war, daß dieses »System«, das Netz, in dem der Eine jeden fremden Willen einfing, immer enger und fester wurde, daß aus den Bundesgenossen Vasallen, aus den Vasallen Untertanen wurden, daß Frankreichs Grenzen sich immer weiter ausdehnten, bis nach Albanien an der einen und bis Lübeck an der anderen Stelle, und daß die Hoffnungen, die man auf den Emporkömmling gesetzt, die Sympathien, die man ihm anfangs entgegengetragen, sich immer mehr in Furcht und Haß verwandelten. Nichts hat das Reich, das Napoleon aufbaute, fester zusammengekittet, als das Konkordat, das er mit dem Papste schloß; woran die Revolutionäre vergeblich gearbeitet: die Unterwerfung der universalen Kirche unter den nationalen Staat war dadurch möglich geworden. Aber das Ende war die Annexion des Kirchenstaates, die Gefangennehmung des Papstes, die Entfremdung der Untertanen, die Zerrüttung der französischen Kirche; und wenn der Friede mit Rom dem Usurpator die Freundschaft der gesamten katholischen Welt erworben hatte, so ward die Feindschaft mit dem Papst der stärkste Ansporn für den Haß der katholischen Nationen, die nun in ihm auch noch den Häretiker sahen.

Napoleon war kein Tyrann in dem gewöhnlichen Sinne des Worts: der nichts sieht außer sich selbst, ohne Ziel und ohne Idee, der nur die Macht um der Macht willen liebt, nur der Zügellosigkeit seines Willens und der Befriedigung seiner Leidenschaften dient. Niemand hat sich stärker in der Gewalt gehabt als er; dem Zorn selbst, wenn er ihn übermannte, gesellte sich oft genug die Berechnung hinzu. Er konnte nicht bloß verzeihen, sondern auch vergessen. Er belohnte gern, und nicht bloß um die Menschen sich zu verpflichten sondern aus wirklicher Dankbarkeit und einer Anhänglichkeit, welche keinen Unterschied machte zwischen den Freunden seiner Kindheit und seines Glanzes, seinen Dienern und den Genossen seiner Herrschaft.

Dieser Verächter der Ideen, für den die Religion nur den Wert einer »Kuhpockenimpfung« besaß, einer Schutzhaut für die Blindgeborenen gegen die Betrüger wie gegen die Not und das Elend des Lebens, für den alle Philosophen, Kant so gut wie Rousseau, Charlatane waren, hatte dennoch ein volles Gefühl für das Heroische und das geistig Große in der Geschichte wie im Reiche der Gedanken. In der Vergangenheit war es Alexander, dem seine Bewunderung galt, der Eroberer so vieler Reiche, der Gründer so vieler Städte, der Erweiterer der Kulturwelt durch das Schwert, dessen Nachruhm drei Erdteile erfülle. Wie oft hat er sein eigenes Geschick mit dem dieses letzten der griechischen Heroen verglichen! Auch wohl darin, daß sein Werk das gleiche Schicksal haben, daß die Diadochen sich auch auf seinem Grabe schlagen würden. Denn er empfand vollauf die Tragik, die an allem Großen in der Welt haftet: die Übermacht des Schicksals über die Kraft auch des Stärksten, das niederdrückende Gewicht der Masse gegenüber dem Genius. In dem Kampf des Genies mit der Umwelt und ihrer blindwirkenden Gewalt sah er alle Geschichte beschlossen; weil sie dies lehre, nannte er sie die »einzig wahre Philosophie«. Nichts anderes war es, was ihn zu der klassischen Tragödie hinzog, zu seinem Corneille, dessen Werke ihn in seine Feldzüge begleiteten, und dessen heroische Gestalten ihm in den entscheidenden Stunden des eigenen Lebens entgegentraten. Er sah in seinen Versen den Widerschein des eigenen Schicksals. Und nicht anders sahen ihn selbst und sein Werk die größten seiner Zeitgenossen an, Goethe wie Hegel, dem er an dem Tage vor Jena, als er über den Marktplatz der kleinen Universitätsstadt ritt, wie das Schicksal selbst, wie die Weltseele erschien. Daß die reife Saat der deutschen Gedankenwelt unter seinem ehernen Tritt verderben müsse, fürchteten jene Beiden nicht. In der Zeit, da Fichte dem deutschen Geist, dem Geist der Freiheit in seinem Berliner Universitätsplan ein letztes Asyl gegen den Dämon aufbauen wollte, trug Goethe sich mit dem Gedanken, sein Jena, seine eigenste Schöpfung, zu einer deutschen Zentraluniversität unter dem Protektorat des Allmächtigen auszugestalten. »Unter einem solchen Herrscher,« schreibt er dem Freunde Graf Reinhard, »wer möchte da nicht streiten, wenn es auch mit Aufopferung und Unbequemlichkeit geschehe!«

Und war es nicht wirklich so, daß die liberalen Ideen auf Seiten Napoleons, und die der Reaktion auf seiten seiner Gegner waren?

Die Revolution blieb die Voraussetzung seiner Herrschaft; die Welt der Privilegien war abgetan und wurde beseitigt, wo immer der Korse jenseits von Frankreichs Grenzen neue Staaten gründete oder alte umschuf, ebenso in Spanien, dem er die Verfassung von Bayonne gab, wie in den Rheinbundstaaten, die bis heute auf diesen Grundlagen ruhen. Aber freilich, das alles trat zurück, sobald die Gedanken der Beherrschten eine Richtung nahmen, die der Politik des Kaisers entgegenlief. Dann erwachte in ihm sofort der Tyrann, der nicht Gnade noch Erbarmen kannte und jeden freien Hauch erstickte. Das mußte der unglückliche Palm erfahren, als ihn die Kugeln in dem Festungsgraben von Braunau niederstreckten, das Ernst Moritz Arndt und der Freiherr vom Stein, als sie Haus und Heimat verlassen und in die Fremde flüchten mußten, oder Madame de Staël und ihre liberalen Freunde in Frankreich. »Die Zeit der Scherze ist vorbei,« sprach der Kaiser, als er Joseph Chénier für ein allzu freies Wort einsperren ließ: »mag er still sein, das ist das einzige Recht, das er hat.«

Daß Napoleon von Natur nicht grausam war, haben auch seine Feinde, haben sogar Madame de Staël und die Rémusat anerkannt; »ich liebte es nicht, Blut zu vergießen,« so hat er selbst im Angesicht des Todes gesagt: aber wohin seine Wege ihn führten, folgten ihm, so lange er Herr war, Ströme des Blutes. Als den Friedebringer begrüßte ihn nach dem 18. Brumaire das französische Volk, das durch ein Jahrzehnt der Revolutionen und der Kriege hindurchgeführt war; darum verzieh es ihm den Staatsstreich, und Europa pries mit ihm den Sieger von Marengo als den Stifter des Weltfriedens — aber auf jeden Frieden, den der Sieg ihm gab, folgte ein neuer Krieg, und unaufhörlich schoben sich die Grenzen seiner Macht vor und vermehrte sich das Heer seiner Vasallen. Mit dem Manne, der im Kampf mit den Fluten des Meeres die Deiche immer weiter hinausschiebt, hat ihn ein französischer Historiker verglichen. Jedoch ist dies Bild nur halb richtig. Denn nicht Fruchtgefilde und fette Triften waren es, die Napoleon den Wogen abgewann, sondern darum mußte er die Dämme fort und fort erneuern und weiter hinausführen, weil keiner hoch und fest genug war, um den Andrang der ringsum wogenden Flut zurückzuhalten: Lachen und Sümpfe bildeten sich überall im Innern des Walles; aus dem Boden selbst, den er gewonnen, sickerte das Wasser herauf, jeden Versuch des Anbaus binnen kurzem hemmend

und zerstörend. Nur ein Wille, so unzerbrechlich wie der seine, eine Härte, die unerbittlich jeden Widerstand niederschlug, eine Kraft, wie die Welt sie noch nicht gesehen, war imstande, dem ungeheuren Gegendruck für ein paar Jahre standzuhalten.

So gleicht dieser Welterschütterer dem Reiter auf Hennebergs Bild, der in rasendem Lauf auf dem Balken, unter dem der Abgrund gähnt, hinter der Glücksgöttin hersprengt, die lockend und gleißend auf rollender Kugel vor ihm hinweggleitet.

Oder hätte seine Eisenfaust den Renner herumreißen, ihn mit einem Ruck parieren und umkehrend im Schritt auf das feste Land zurückführen können? Lag es, unbildlich gesprochen, in Napoleons Hand, den Frieden zu erhalten? Gab es irgendeinen Moment, wo er ihn für immer hätte schließen können? Einen Frieden, der Frankreich auch nur die Güter und die Grenzen gelassen hätte, die schon in seinem Besitz waren, als der Name des jungen Offiziers noch kaum in der Welt genannt wurde? Hätte England sich mit den Stellungen begnügt, die ihm Abukir gebracht, und die es, den Friedensbedingungen von Amiens zum Trotz, behauptet hatte: mit dem Besitz von Malta und Ägypten und den Kolonien, die es Frankreich und seinen Verbündeten, Spanien und Holland, an Afrikas Küsten, in Ost- und Westindien abgejagt hatte? Hätte es wohl dafür Belgien und Holland bei Frankreich gelassen: Länder, welche die Republik erobert, bevor Napoleon bei Montenotte gesiegt hatte? Oder würde Österreich die italienischen Provinzen, die ihm Eugen von Savoyen erobert, und seine Hegemonie über die italienischen Dynastien und Republiken, auch über die Kurie, die seit Jahrhunderten die Verbündeten Habsburgs gewesen war, für immer aufgegeben haben? Würden die französischen Parteien, die Emigranten, mit der alten Königsfamilie an der Spitze, ebenso wie alle anderen Fraktionen, die seit 1789 sich in der Herrschaft über Frankreich abgelöst, die neue Ordnung der Dinge anerkannt, dem Sieger von Marengo sich unterworfen haben? Hätte Alexander von Rußland die ererbten Hoffnungen auf die Ausdehnung der russischen Macht über Polen und über die byzantinische Welt fahren lassen, und hätte, mit einem Wort, irgendeine europäische Macht, die sich durch Bonapartes Siege beeinträchtigt fühlte oder aus seiner Niederlage Vorteil zu ziehen hoffen konnte, die friedlich gewordene Revolution in Frieden gelassen? Das alles muß bejahen, wer Napoleon zum Herrn über

das Schicksal machen, die Freiheit des Entschlusses, die Wahl der politischen Stellung in sein Ermessen stellen will.

In der Tat ist dies die Auffassung, welche Jahrzehnte in Deutschland geherrscht, zu der sich die ersten Historiker unseres Volkes, ein Häusser und Treitschke, ein Sybel und Duncker, bekannt haben, und die wohl noch heute auf den meisten Kathedern gelehrt wird. Napoleon selbst aber hat sich jederzeit als den Knecht seines »Systems« bezeichnet. »Ich bin,« so lautet ein berühmtes Wort von ihm, »der größte Sklave unter den Menschen; ich muß einem Herrn gehorchen, der kein Herz hat, der Berechnung der Umstände und der Natur der Dinge.« »Je größer man ist,« so ein anderes aus derselben Zeit, an Josephine gerichtet, »um so unfreier wird man; man hängt ab von den Ereignissen und den Umständen — ich bekenne mich als den größten Sklaven unter den Menschen; mein Herr hat kein Herz, und dieser Herr ist die Natur der Dinge.« »Ich habe mich«, so ein drittes, »niemals damit abgequält, die Umstände meinen Ideen anzuschmiegen; ich ließ mich gemeinhin von ihnen führen. Wer kann im voraus über die zufälligen Umstände, die unerwarteten Begebenheiten gebieten?« »Ich bin das Geschöpf der Umstände, ich bin stets mit ihnen gegangen.« »Es ist weise und politisch, das zu tun, was das Geschick befiehlt, und die Straße zu gehen, auf der uns der unwiderstehliche Lauf der Ereignisse führt.« Alle diese Aussprüche stammen aus der Zeit, da Napoleon auf der Höhe seiner Laufbahn stand, als seine mächtige Faust die Staatenwelt des Kontinentes wie Ton zerbrach, um sie in neue Formen zu gießen, als er wie das Schicksal selbst durch die Welt schritt. Aber er hat jederzeit so gesprochen: solange er mit dem Schicksal rang, und auch nachdem er von ihm gebändigt und erdrückt war. War das nun alles Selbsttäuschung oder bloßer Vorwand, Heuchelei und Lüge? Kein Vorwurf ist ihm häufiger gemacht worden als dieser. Aber er sagte damit doch nichts anderes, als was alle Mächtigen, die dem Schicksal ins Auge gesehen und den Kampf mit ihm gewagt haben, empfunden und tausendmal ausgesprochen haben: mögen sie es nun Zufall nennen oder göttliche Lenkung — immer bekennen sie dadurch ihre Inferiorität gegenüber den durch die Welt, die sie bekämpfen und umgestalten, ausgebreiteten Gewalten. »Fert unda nec regitur«, so lautet das Motto, das Bismarck seinem Werke vorgesetzt hat. So bot auch Napoleon die breite Brust den Wogen und Stürmen des Lebens dar; scheiternd

oder landend vertraut er seinen Göttern. Er sieht sie nicht in den Wolken; nicht aus den Höhen erwartet er die Blitze des Schicksals; nicht als Werkzeug des Allmächtigen hat er sich betrachtet: seine Feinde haben ihn die Gottesgeißel, den neuen Attila genannt. Für ihn lag das Fatum, das Unabwendbare in den historischen Zusammenhängen, in den Konstellationen der Politik, in den Traditionen, welche Frankreich wie seine Verbündeten und Gegner, die ganze Staatenfamilie Europas miteinander verknüpften, in dem Ehrgeiz, den ein jeder unter ihnen besaß, in allem, was Natur und Geschichte in ihn gelegt, in den Existenzbedingungen und dem Willen des Staates zur Macht. Das ist die »Natur der Dinge«, das »eherne Gesetz«, dem sich jede Partei und jeder einzelne zu fügen hat, die Arena, in der sie fechten müssen, die Schranken, die ihrer Freiheit gesetzt sind, die Chancen für ihr Emporsteigen und ihr Fallen, die Notwendigkeit, die über ihnen schwebt. »Die Parzen,« so schreibt der Kaiser kurz vor Austerlitz, »weben das Leben der Menschen; das Schicksal hat jedem Staate seine Dauer zugewiesen.« Er meinte damals, ein blindes Geschick treibe das Haus Habsburg dem Untergange zu. Am Abend vor der Schlacht, im Biwak, brachte er das Gespräch auf das Theater, auf seinen geliebten Corneille. »Welche Kraft der Erfindung!«, rief er aus. »Das wäre ein Staatsmann geworden! Die Politik muß der Stoff für die moderne Tragödie werden. Sie muß unserm Theater die antike Schicksalsidee ersetzen — das Schicksal, das den Ödipus zum Verbrecher macht, ohne daß er schuldig ist Es ist ein Irrtum, die tragischen Stoffe erschöpft zu sehen: in Fülle liegen sie vor uns in der politischen Notwendigkeit. Ein anderes Schicksal, aber ebenso herrisch, ebenso unwiderstehlich wie das antike: der Schrecken, gemildert durch die Notwendigkeit.« »Man muß«, so schloß er, »leben wollen und zu sterben wissen.« Denn — so deuten wir dies Wort — man darf dem Kampf mit dem Schicksal nicht ausweichen, man muß siegen wollen, auch wenn man sterben muß. So spricht der Held: Ich muß meinem Stern folgen, und ich will ihm folgen.

In diesem Sinne hat Napoleon auf St. Helena allen denen, die sein Andenken schmähen würden, prophezeit, daß sie auf Granit beißen würden, hat er die Nachwelt zur Richterin seiner Taten aufgerufen. So haben auch seine Getreuen geurteilt. Niemand war ihm vertrauter, niemand ergebener als Maret, der Herzog von Bassano, der ihm als Minister des Auswärtigen in den Jahren der

Krisis und der Katastrophe diente. »Für die Geschichte«, so urteilt dieser Zeuge, dessen vornehmen Charakter auch die Gegner nicht haben schmälern können, »hat die bonapartistische Monarchie begonnen am 20. Brumaire. Seitdem hat sie nur Abwandlungen erfahren. Zunächst war sie Wahlmonarchie, dann lebenslänglich, schließlich erblich. Diese letzte Phase wurde vorbereitet durch die unaufhörlich wiederkehrenden Konspirationen, die viel mehr darauf eingewirkt haben als der Einfluß der Höflinge. Die Natur der Dinge drängte zur Erblichkeit. Die Anschläge gegen das Leben des Oberhauptes beschleunigten ihre Einführung. Den Konsul auf Zeit konnte ein Handstreich beseitigen, den Konsul auf Lebenszeit ein Mörder. Napoleon nahm die Erblichkeit an wie einen Schild. Fortan handelte es sich nicht bloß darum, ihn zu töten: man mußte den Staat umstürzen. Das ist die Wahrheit, das ist der Grund der Begebenheiten, das ist es, was die Geschichte sagen wird, wenn einst ihr Historiker kommt.«

Von hier aus finden wir die Antwort auf alle Fragen, die wir vorhin stellten. Napoleon hatte die Revolution geschlossen, aber verleugnet hat er sie nie. »Ich bin die Revolution,« sagte er, als er den Herzog von Enghien erschießen ließ, »und ich werde sie aufrechterhalten.« Er war ihr Erbe und wollte ihr Vermächtnis bewahren, ihren Geist und ihre Ergebnisse behaupten. Er hatte den Staat der Revolution so stark gemacht, daß er alle Parteien in ihn aufnehmen durfte, welche aus ihrem Schoße geboren und von ihr wieder ausgestoßen waren, oder die sie von jeher bekämpft hatten; so stark, daß er selbst Verschwörer wie Moreau nicht mehr aufs Schafott zu schicken brauchte. Nicht mit Unrecht hat er auf St. Helena von sich gesagt: »Wer unter den Monarchen kann sich rühmen, so wenig Gegner wie ich dem Henker überliefert zu haben?« Und nur um ein Exempel zu statuieren, um der Welt zu beweisen, daß er noch den Geist der Revolution in sich trage, hat er den jungen Bourbon aufgreifen und beseitigen lassen: er vergalt damit ja nur Gleiches mit Gleichem. Denn die Flammen waren nur gebändigt, nicht erstickt; sie glühten im Innern und wurden von außen durch tausend Hände, durch den Ehrgeiz der fremden Mächte, der siegreichen wie der besiegten, und durch die Ausgestoßenen, die Unversöhnlichen, unablässig geschürt. Nur die Macht konnte sie fesseln, jedes Nachgeben gab ihnen Luft und neue Nahrung. Sieg oder Untergang blieb das

Los des Alleinherrschers, wie es das Los der Terroristen und der Führer aller Parteien in der Revolution gewesen war. Darum konnte Napoleon nur als Sieger Frieden schließen: noch auf St. Helena hat er dies als den Kern seiner Politik bezeichnet. Das Frankreich der Revolution, die demokratisierte französische Gesellschaft blieb die Basis seiner Macht. Und nicht bloß ihm waren die Bahnen gewiesen, seitdem er sein Schicksal mit dem Frankreichs verknüpft hatte, sondern diesem selbst. Denn die Revolution war nur wieder eine Stufe in dem Gange, den die Geschichte Frankreichs seit Jahrhunderten gegangen war; wie Napoleon ihr Erbe, so war sie die Erbin der alten Monarchie. Was diese versucht hatte, führte sie durch; oder sie scheiterte daran, wie die alten Könige selbst. Sie erweiterte die Grenzen Frankreichs bis zum Rhein und seine Vorherrschaft über Deutschland und Italien, und sie erfüllte damit Pläne, welche die Träger der alten Krone immer gehegt hatten; sie nahm auch den Kampf gegen England wieder auf, das letzte große Unternehmen der bourbonischen Monarchie, an dem diese recht eigentlich sich verblutet hatte: alle Kräfte hielt sie auf dieses Ziel gerichtet. Wenn aber ein Lazarus Hoche, der General der Republik, den die heutige französische Geschichtsschreibung recht eigentlich als den Antipoden Napoleons, als die Verkörperung des französischen Genius, als denjenigen feiern möchte, der den Geist der Revolution wahrhaft in sich dargestellt habe, noch in seinem letzten Lebensjahr den Kampf gegen England als das höchste Ziel seines Ehrgeizes anstrebte — wie hätte da der Korse, der Fremde, eine andere Politik treiben dürfen als diejenige, auf die Revolution und Königtum, Gegenwart und Vergangenheit Frankreichs hingedrängt hatten! Wir müssen vielmehr sagen, daß die Friedensschlüsse, die Napoleons Siege vorbereiteten, und die sein Werk waren, Campoformio ebenso wie Luneville und Amiens, die ausgreifenden Pläne der republikanischen Regierung sogar eingeschränkt haben, und daß die Organisation, die er dem Staate gab, die Rückkehr der Emigranten, die Errichtung der Alleinherrschaft, das Konkordat mit dem Papste Konzessionen waren an die Besiegten und Verjagten und ein Innehalten auf dem Wege der republikanischen Propaganda. Um so weniger aber durfte er einen Frieden schließen, der Frankreich hinter die Grenzen, welche die Republik bereits vor ihm gewonnen, zurückgeführt und die Fundamente des Staates der Revolution verschoben hätte. Er war in den

Fesseln des »Systems« bereits an dem Tage, als er sich zum Herrn Frankreichs aufwarf. Das war die Frage, um die der Kampf ging: ob die Interessengemeinschaft, welche die Revolution jenseits der Grenzen Frankreichs vorfand, und welche die Siege Napoleons jenseits der Alpen wie des Rheins, in den Niederungen der Weichsel und am Sunde wie an den Ufern des Bosporus noch hinzu erwarben, sich auf die Dauer stärker erweisen würde als die Gegenkräfte, die, von England geführt, ebenfalls über den ganzen Kontinent hin ausgedehnt, ja in Frankreich selbst lebendig geblieben waren. Vielleicht, daß er ihrer mächtig geworden wäre, wenn er noch dieselben Gegner vor sich gehabt hätte, mit denen die Revolution ihre Kriege geführt hatte: die mit ihren Aristokratien verbündeten Dynastien, für welche die Masse der eigenen Untertanen nichts bedeutet hatte. Denn eben dadurch hatte die Revolution gesiegt, daß in ihr das moderne Staatsprinzip lebendig geworden, Staat und Volk zusammengewachsen, die Nation zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht war; so war sie nach dem Worte des Propheten (schon Ranke hat es zitiert) auf die alte Staatenwelt gefallen wie eine eiserne Stange auf irdene Töpfe. Napoleons Kriege aber gingen über die der Revolution auch darin hinaus, daß sie allerorten Gegenkräfte erweckten, gleichartig im Wesen, wenn auch verschieden im Ziel, mit denen, welche die Revolution in Frankreich geweckt hatte: die Geister der Nationen erhoben sich unter seinen eigenen Tritten und warfen ihn nieder.

In den verschiedensten Formen haben sie sich entladen; je nach den Voraussetzungen, welche die Geschichte geschaffen hatte. Aber überall kamen sie den alten Regierungen zu Hilfe; mit dem Prinzip der Legitimität vereinigt, wurden sie unüberwindlich. Napoleon hatte dieser Verbindung nichts entgegenzusetzen. Die Spanier wiesen die modernen Ideen, die er ihnen in der Verfassung von Bayonne aufdrängen wollte, mit Abscheu von sich, wie demokratisch und national sie im übrigen ihren Widerstand organisieren mochten. Die Italiener, die Polen hörten wohl auf den Weckruf, den er an sie richtete: aber er konnte ihnen nur halb gewähren, was sie wünschten; die allgemeine Politik duldete es nicht anders; und so folgten auch sie ihm nur halbwillig; schon 1807 und noch mehr 1812 in Rußland bekam er es zu spüren. Die Rheinbundregierungen bildeten ihre Staaten nach seinem Willen um: aber die Landsleute Haspingers, Speckbachers und Hofers fühlten wie die Spanier; sie wollten von dem

modernen Staat nichts wissen, sahen darin nur die Unterdrückung, die Herrschaft der Fremden; mit Kruzifix und Skapulier standen Mönche und Pfarrer bei den Landesschützen, die für das »heilige Land Tirol« und ihren Kaiser fochten; in Bayern selbst nahm der Gegensatz, wo er gegen das französierende Regiment sich regte, alsbald reaktionäre Formen an. Und überall folgten die Verbündeten, die Freunde, und mochten es die eigenen Brüder sein, dem Kaiser grade solange, als die Interessen ihrer Regierungen mit seinem System, seiner Politik zusammengingen. Sobald der Sieg sich auf die Seite seiner Gegner neigte, begann, von Tauroggen ab, der Abfall; mitten in der Schlacht, die über seine Herrschaft in Deutschland entschied, gingen die Sachsen zu den Verbündeten über; hinter dem Geschlagenen, dem Fliehenden her wälzten sich die Wogen.

Kaum daß sie an Frankreichs Grenzen haltmachten. Mochte auch die Nation ihrem Herrn zunächst noch gehorsam bleiben und die neuen Heereskräfte, die er forderte, stellen: der Geist, der sie einst um die Trikolore geschart, vor dem die Heere des alten Europas in den Staub gesunken, war erloschen, erstickt durch das despotische Regiment, das, lange bevor Bonaparte es in seine Faust genommen, aus ihrem Schoße sich erhoben hatte. Napoleon durfte ihn gar nicht wieder erwecken: er hätte nur die alten Parteien ins Leben zurückgerufen, den Bürgerkrieg neu entfacht und also die Proklamationen, mit denen die Fremden in das Land kamen, gerechtfertigt. Die Bändigung der Parteien, die Einheit der nationalen Kraft war die Basis seiner Macht und das Prinzip seiner Herrschaft gewesen; er wollte es auch im Untergange nicht verleugnen. Einst hatte das Feuer nationaler Leidenschaft, dies Gemisch von Haß und Liebe, auch in seinen Adern geglüht: solange sein Herz für Korsikas Freiheit geschlagen hatte. Aber seitdem er mit den Seinen, einem Felsstück der korsischen Küste vergleichbar, von dem Boden der Heimat losgerissen und an Frankreichs Ufer geschleudert war, hatte er diese Gefühle in sich ausgelöscht und die Verachtung der nationalen und aller liberalen Ideen dafür eingetauscht. Sie hatten ihm seitdem wohl als Elemente seiner Politik gedient: aber niemals hatte er diese nach ihnen gerichtet. Macht und abermals Macht war das Wort geworden, an das er glaubte, und das Ziel, nach dem er strebte. »Chimären, ja wohl, Chimären,« rief er aus, als ihn auf dem Schlachtfelde von Arcis sur Aube General Sebastiani, der Landsmann und Waffengefährte von

den Pyramiden und dem 19. Brumaire, aufforderte, die Nation zum Kampfe aufzurufen: »eine Erhebung der Nation fordern wollen in einem Lande, in dem die Revolution die Edelleute und die Priester vernichtet hat und ich selbst die Revolution vernichtet habe!«... Vielmehr mußte er es alsbald erleben, daß der Abfall im Heere und im Volke um sich griff. Zu den Ideologen gesellten sich die Verräter: ihnen beiden erlag der Tyrann. So wollte es die Rache des Schicksals.

Werfen wir zum Schluß noch eine Frage auf. Was wäre geschehen, wenn den Gewaltigen der Allbezwinger nicht sobald von der Welt, die einst zu klein für seinen Ruhm gewesen war, hinweggenommen hätte? Er hatte noch nicht das zweiundfünfzigste Lebensjahr vollendet, als es geschah. Neunzehn Jahre später warf, von dem Herrscher Frankreichs selbst gesandt, das Schiff auf der Reede von St. Helena Anker, das die Asche des Helden nach Frankreich zurückbringen sollte, damit sie inmitten seiner Trophäen ruhe. Es war eine Huldigung, die bereits die Angst der damaligen französischen Regierung, der zweiten Dynastie seit dem Sturze des Kaisers, verriet vor dem gigantischen Schatten, der für Frankreich der Inbegriff nationaler Größe und nationalen Ruhmes geworden war. Längst war der Bund der vier Mächte, dem der Kaiser erlegen war, zerfallen; England zuerst hatte sich, schon ein Jahr nach seinem Tode, von den Alliierten losgemacht. Ganz undenkbar wäre es gewesen, zumal seit der Julirevolution, seitdem England in allen Erdteilen die Fahne der Freiheit emporhielt, daß Napoleon die Freiheit verweigert wäre.

Das Schicksal hat es nicht gewollt. Die ungeheure Tragik, die über diesem Lebenslauf liegt, sollte sich ganz vollenden. Wie dem Titanen der griechischen Sage der Geier, der Bote des rächenden Zeus, die Leber zerfleischte, so mußte dieser moderne Titane unter den mörderischen Griffen einer unheilbaren Krankheit dahinsiechen. Jedoch sein Geist blieb so unbesieglich, wie der des hellenischen Halbgottes, der noch in den Fesseln und unter Martern den Göttern Trotz bot. Wie er es gegen seinen Kerkermeister Sir Hudson zum Ausdruck brachte: »Ihr habt«, so sprach er zu ihm kurz vor seinem Tode, »volle Gewalt über meinen Körper, aber meine Seele wird euch immer entgehen. Wisset, daß sie noch so stolz, so mutig auf diesem Felsen ist wie damals, als ich Europa Gesetze gab.«

Der Historiker soll über den Parteien stehen. Aber das heißt nicht, daß er sich freihalte von dem inneren Anteil an dem »großen

gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt«. Die Weltgeschichte bietet auf jeder ihrer Seiten Tragödien dar, wie sie keines Dichters Phantasie ersinnen kann. Keine aber ergreift des Hörers Herz tiefer, keine offenbart den Wechsel menschlicher Geschicke in erhabeneren und furchtbareren Bildern als die Geschichte dieses Mannes, der aus der Tiefe zur Sonnenhöhe emporstieg, um in trostloser Verlassenheit zu sterben.

Die Religion im Aufbau der politischen Macht.

(Antrittsrede in Hamburg am 22. Mai 1914.)

Es mag wenige Begriffe geben, die dem Zeitbewußtsein näher stehen und vertrauter sind als derjenige, dessen Beleuchtung unter einem bestimmten Gesichtspunkt hier versucht werden soll; und man könnte fast vergessen, wie jung die Herrschaft ist, die er heute auf alle Schichten unseres Volkes ausübt. Kaum hundert Jahre ist es her, daß der Wille zur Macht bei uns erwachte, um sogleich die stärkste Kraft in der Erziehung unseres Volkes zur Nation zu werden. Noch das Geschlecht, das den Kampf um das Reich durchgefochten hat, ließ diesen Gedanken nur zu oft hinter anderen Strebungen, Forderungen der Partei, zurücktreten; und erst der Schöpfer des neuen Deutschlands hat ihn der Nation so tief in die Seele gesenkt, daß er heute bereits alle anderen Regungen der Volksseele zu überwuchern droht.

Nirgends vielleicht treten uns Kraft und Wirkung der politischen Macht sinnenfälliger, greifbarer vor Augen als an der größten Ausfallspforte der deutschen Wirtschaft, an den Ufern des Stromes, dessen breiter Rücken die Reichtümer aller Erdteile zu uns trägt. Mit einem Blick über Hamburgs Hafen umspannt unser Auge ein Rundgemälde deutscher Arbeit von überwältigender Größe. Wenden wir uns dann aber zurück zu der Kuppe des Stadtwalls, auf der das hochragende Denkmal steht, das Hamburgs Bürgerschaft dem Baumeister des Reiches errichtet hat — wie eine Göttergestalt aus Germaniens Urzeit, die Fäuste beide um den Griff des Schwertes gelegt, finster, drohend, unnahbar steht er da —, so wird es uns unmittelbar bewußt, wie eng das laute Treiben dort unten und dies stumme Steinbild zusammengehören, und daß nur die Macht, die Bismarck schuf, diesem noch immer sich steigernden Leben Schutz und Wachstum verspricht.

Keinen Augenblick aber dürfen wir rasten, jeder Nerv muß gespannt bleiben. Denn rings um unsere Grenzen brandet die gleiche Flut unablässigen Strebens und Schaffens. Alles, was unter der

Sonne lebt und liebt, streitet und stirbt, bietet den gleichen Anblick, und sich selbst zu erhalten bleibt das oberste Gesetz. Dies aber duldet keinen Stillstand; es gilt nur wachsen oder weichen.

Als wir unser Reich gewannen, schien es dennoch fast, als ob wir eine Ausnahme machen und zum erstenmal in der Geschichte Macht und Frieden miteinander verbinden würden. Bismarck selbst verkündete es als sein Programm, und er erfand das Wort von der Saturierung der Nation, das Leitwort einer Politik, die alles daransetzte, die Besiegten auseinanderzuhalten und die kaum geschichteten Quadern tiefer in den aufgewühlten Boden hineinzubringen. Unsere Vorfahren hatten nicht so gedacht: weder diejenigen, die das römische Weltreich in Trümmer schlugen, noch die, welche in späteren Jahrhunderten den slawischen Osten der deutschen Kultur untertan machten. Nicht viel mehr als hundert Jahre sind vergangen, seitdem der letzte deutsche Vorstoß gegen den Osten erfolgte: damals, als die norddeutsche Großmacht ihre Marken bis in die Steppen Wolhyniens vorschob. Wie weit sind wir heute von solchem Ehrgeiz entfernt! Das stärkste Volk der Erde ist das friedfertigste geworden, und es scheut kein Opfer, um den Krieg zu vermeiden. Setzen wir aber einmal den Fall, daß die Feinde Habsburgs, die nicht nur jenseits der österreichischen Grenzen sitzen, diesen Staat zerreißen wollten (mehr als einmal hat sich bereits dunkelstes Gewölk über ihm zusammengeballt), würden wir dann sie bei ihrer Beute lassen und zwölf Millionen unserer Brüder, das früheste Kolonialgebiet unseres Volkes, den Eckstein des alten Reiches, das Land Walters von der Vogelweide und des Nibelungensängers, ihnen preisgeben dürfen? Und was würde geschehen, wenn unsere Nachbarn jenseits der Vogesen und des Kanals sich untereinander über Holland und Belgien verständigten samt ihren Kolonien? Oder wenn Rußland über Dalekarlien hinweg sich des Dominium maris baltici bemächtigen wollte, das es schon einmal, unter Peter dem Großen (als eine russische Flotte im Hafen von Kiel lag), besessen hat? In jedem Falle wären für uns die Würfel geworfen! Wir müßten mobil machen, und wenn halb Europa gegen uns verbunden wäre. Und so erscheint dem Historiker der Friede, dessen wir genießen, nur als eine Stufe der Weltentwicklung, und sind auch wir den gleichen Gesetzen unterworfen wie jede andere Macht; alles hängt ab von der allgemeinen Politik, von der Stellung und dem Platz, den eine jede Macht in

ihr einnimmt. Schon ist das Erdenrund wie mit einem Netz von einer einzigen Konstellation umhüllt; vom Westen und Osten her sind zwei Großmächte zu den alten hinzugetreten, neue Machtgruppen haben sich gebildet, neue, einer früheren Zeit ungeahnte Kombinationen tauchen bereits am Horizonte auf, und auch für uns könnten die Zeiten des Friedens bald zu Ende sein und neue Proben auf unsere Kraft uns bevorstehen.

So will es das allmächtige Schicksal. Es ist nicht das blinde Fatum oder der Donnerer in den Wolken, an den die Alten glaubten, der nach Laune und Willkür oder nach einem Maßstab von Gerechtigkeit, über den nur er entscheidet, die Geschicke der Völker lenkt, dem einen gibt, was er dem andern nimmt, Segen und Verderben, wie es ihm gefällt, über die Erde hinstreut: sondern es ist die an den Boden gefesselte, aus ihm emporsteigende Notwendigkeit, ein von dem Weltzusammenhange untrennbarer Prozeß.

Dies ist der Grund, der uns zwingt, die auswärtige Politik in den Mittelpunkt aller Geschichte zu stellen; sowie der Staat wiederum der Mittelpunkt und der Gipfel jeder geschichtlichen Betrachtung sein wird — mag es sich nun um Recht oder Wirtschaft handeln, um Religion oder Philosophie, um irgendwelche Erscheinungen der Literatur oder um das, was man unter Kulturgeschichte und Länderkunde zusammenfassen möchte. Immer sind es die großen Haupt- und Staatsaktionen, ist es die Welt des Staates, sind es seine Lebensbedingungen und alle seine Mittel und Verrichtungen, auf welche die Entwicklung aus jeder Sphäre des Daseins hindrängt, und durch die wiederum alle Äußerungen des allgemeinen wie des persönlichen Lebens bestimmt werden.

So das Schauspiel, das wir vor Augen haben, der Ablauf der Begebenheiten, eine durch die Jahrhunderte hin fortrollende Kette, eine Reihenfolge von Bildern, reicher an Szenenwechsel, an tragischen Konflikten, Peripetien und Katastrophen, als alles, was je von Dichterhand geschaffen wurde. Jedoch über das, was innerlich dabei vorgeht, was das eigentlich Treibende darin ist, der Wille, der Genius in der Geschichte, über alles dies ist damit noch nichts ausgesagt.

Versuchen wir die Antwort zu finden.

Wenn, wie wir bemerkten, der wirtschaftliche Aufschwung unserer Nation mit der Gründung unseres Reiches aufs engste verknüpft ist und als Folge davon verstanden werden darf, so könnten wir fragen, ob hierin vielleicht schon das Ziel begriffen, hier also

auch die treibende Kraft zu suchen sei, ob also unser Volk die Stellung in der Welt, die es gewann, behaupten wird, wenn es nur diesem Zwecke lebt, rückhaltlos und rücksichtslos alles vor sich niederwerfend, was ihm dabei störend in den Weg treten wollte. Dann wäre der Historiker bald am Ziel. Ihm würde nur obliegen, das Maß dieser wirtschaftlichen Kraft zu bestimmen, ihre Zusammensetzung, ihre Tiefe, ihre Ausbreitung und die Mittel, die sie begründet und gefördert haben, zu erkunden. Ausgeschlossen aber wäre aus der Kette der wirkenden Kräfte die ganze Welt der sittlichen Zwecke. Und was für uns gilt, muß auch für die andern gelten: die Geschichte der Jahrtausende müßte dann nach solchen Maßstäben erforscht und geschrieben werden. Ob es sich um China handelt oder Japan, um Indien oder Tibet, um die Negerstaaten oder die Insulaner der Südsee, um Griechen oder Römer, um Völker von höchster Kultur oder von tiefster Barbarei, immer würden in dem Auf und Ab wirtschaftlicher Krisen die historischen Wendezeiten, in dem Kampf um die gemeinen Bedürfnisse des Lebens die alles persönliche und öffentliche Leben gestaltenden Kräfte zu suchen sein. Unsere Väter freilich, deren Großtaten die Nation vor einem Jahre feierte, möchten mit dieser Erklärung wenig zufrieden gewesen sein. Und auch wir Alten, die in den Laufgräben vor Metz und Paris gelegen oder bei Loigny und Orleans gefochten haben, werden es bestreiten, daß wir unser Leben für solche Güter in die Schanze schlugen. Das müßte dann eben auf Selbsttäuschung beruhen.

Nehmen wir es aber auf einen Augenblick an und setzen noch weiter voraus, daß diese Einsicht bereits die allgemeine geworden sei, und also nicht bloß die Regierenden, die Besitzenden, die Klugen, die Gewalthaber, sondern gerade die Armen, die »Masse der Enterbten« (wie man sagt), sie besäßen; daß alle Überlieferungen von Recht und Moral, von Glaube und Sitte bereits ausgelöscht, alle Bande, die uns heute noch mit den Vätern und ihren Vorstellungen verknüpfen, zerrissen, die alten Ordnungen in Staat und Kirche, in Haus und Gemeinde bereits aufgelöst und beseitigt wären — was würde die Folge sein? Wir tun ja damit nichts anderes, als was soviele Philosophen und Historiker, zumal Wirtschaftshistoriker, und mehr noch die Staatstheoretiker, oder Parteiführer, welche ihre Programme philosophisch oder historisch zu unterbauen suchten, uns vorgemacht haben; wobei nur leider zu sagen ist, daß die we-

nigsten unter ihnen jenen Gedanken zu Ende gedacht haben. Es ist aber offenbar, daß, wenn man unter solchen Voraussetzungen zu einer Lebensordnung, die vielleicht Eintracht und Haltbarkeit verbürgen möchte, gelangen wollte, dies nur durch die absolut gleiche Verteilung der irdischen Güter und den gleichen Anteil an ihrer Erzeugung geschehen könnte: nicht aus dem Grundsatz der Gerechtigkeit, denn das Moralische bliebe ausgeschlossen, sondern des gleichen Begehrens: weil, wenn dies unbefriedigt bliebe, Kampf, Zersetzung und Anarchie die unausbleibliche Folge sein müßten. Es würde ein Zustand werden völliger Ausgeglichenheit, der Unterwerfung jedes Willens unter den einen Zweck, zur Nahrung zu kommen, der Austilgung jedes freien Gedankens, jeder Eigenart, auch jeder Leidenschaft und jedes persönlichen Lebensgefühls; eine ungeheure Langeweile würde sich über die Erde ausbreiten; die Welt würde weder Idole besitzen noch Ideale.

Wir fragen nicht danach, ob solche Gedankenbilder jemals Zukunft haben werden; denn deren Schleier zu heben, ist nicht unseres Amtes. Auch das soll uns hier nicht kümmern, ob den Idealen, an denen die Menschheit hängt (wandelbar wie sie sind), objektive Werte zugrunde liegen, Ideen, welche über die Beschränktheit unseres Daseins hinausreichen und unser Leben mit einer unbekannten Welt verknüpfen — oder ob gar in der Geschichte eine höhere Leitung, ein Aufstieg zu immer reineren und freieren Formen des Geistes wahrzunehmen ist; denn auch damit würden wir die Grenzen verletzen, die uns gesetzt sind. Im Endlichen wollen wir nach allen Seiten schreiten, aber den Blick nicht auf Felder lenken, deren Bestellung dem Theologen oder dem Philosophen obliegt. Nur das Prinzip, nicht das Objekt, ist uns mit diesen gemeinsam, das Werdende, Begreifbare, Bedingte zu erkennen ist allein unsere Aufgabe.

Aber wäre selbst die Welt der Ideen, wie erhaben sie gedacht werden möchten, nur ein Kreis von Vorstellungsformen, Traumbildern, die mit den Geschlechtern der Menschen kommen und gehen — auch dann noch würden sie niemals aus der Geschichte hinweggenommen werden können. Wo eine Lebensordnung besteht, sind sie da. Ohne sie ist alles zerfließendes Wasser. Sie allein zeigen die Richtung an, geben die Gesetze, bilden und entwickeln die Organe; sie sind das Treibende, Wirkende, Lebenschaffende.

Unter ihnen als stärkste Kraft die Religion. Diese hat, gleich groß im Zerstören wie im Schaffen, das Antlitz der Nationen umgewandelt und neue Völker aus dem ewig kreißenden Schoße der Geschichte hervorgehen lassen; Verfassung und Wirtschaft, Recht, Kunst und Literatur und alle Gebiete des geistigen Lebens hat sie in Formen gegossen, die ihrem Wesen entsprachen. Was bedeuteten die Araber, bevor Muhammed unter ihnen erschien? Rings um ihre Grenzen war der Strom der Kultur geflutet — sie aber waren draußen geblieben, in ihre Stämme geteilt, um ihre Brunnen gelagert, geschichtslos dahinlebend, gleichsam ein Stück ihrer Wüste, Ismaels Söhne, des Verstoßenen. Bis der Prophet sie den kurzen großen Sätzen seines Glaubens, den wenigen Zeremonien seines Kultus unterwarf. So schmiedete er Arabiens Stämme zusammen und wies ihnen den Weg zur Macht. Wie loderndes Feuer wogten sie über die benachbarten Provinzen, Länder uralter Kultur, die aber Außenglieder der hellenisch-römischen Welt geworden waren, dahin. Unter ihrem Schwert erhob sich der Genius Asiens von neuem und erwachten die barbarischen Völker Nordafrikas bis hin zu den Säulen des Herkules. Bis hart an das Zentrum des Byzantinischen Reiches drangen diese Asiaten vor. Sie unterwarfen Hispanien, das schon einmal einer aus Asien stammenden Macht zur Beute gefallen war. Und erst das Schwert der Franken setzte ihnen im Westen, sowie im Osten zunächst noch die zähe Kraft des byzantinischen Reiches, die Grenze.

Jedoch wird man die Kraft des Islams, der nur Barbaren sich zu verschmelzen vermag, nicht vergleichen wollen mit der Kraft der christlichen Kirche. Auch sie ein Kind des Ostens, auf den Grenzgebieten der römisch-griechischen und der asiatischen Kultur entstanden, todfeindlich auch sie dem Reiche, das jene zusammenschloß, und voll Begier, sie zu vernichten. Wie ein Schlinggewächs, dem rasch treibenden Senfkorn vergleichbar, — es ist ihr eigenes Bild — legte sie sich um den Stamm des Imperiums, gerade zu der Zeit, wo dieses in seiner Vollkraft, auf der Höhe seiner Entwicklung stand und alle Mittelmeerkulturen unter seinem mächtigen Schatten vereinigt hatte. Niemals hat es einen toleranteren Staat gegeben als das römische Kaiserreich, das allen Religionen Schutz bot und nichts forderte als die Anerkennung seiner Majestät in der Form des dem Genius des Kaisers dargebrachten Opfers — und keine into-

lerantere Lebensgemeinschaft als die Gemeinde der Christen, der »Heiligen«, der »Kinder Gottes«. Ein Fremdkörper, abgeschlossen in ihrem Glauben, ihrer Sitte, und soweit es anging, auch in ihrem Recht, richteten sie dennoch ihre Gedanken ganz auf die Unterwerfung des Weltreiches, dessen Schutz sie genossen, und auf die Vernichtung alles dessen, was ihrem Wesen darin feindlich war. Aus der Tiefe strebten sie auf. Aber sogleich suchten sie an die Hohen, die Einflußreichen heranzukommen; an alle Organe des Staates klammerten sie sich an; in allen seinen Provinzen nisteten sie sich ein; stets darauf bedacht, ihre Einheit zu behaupten, bildeten sie dennoch ihre Amtsbezirke nach denen des Staates: seine Hauptstädte machten sie zu ihren eigenen Metropolen; und während das Reich zerfiel, bauten sie die alte Hauptstadt zum Mittelpunkt ihrer Kirche aus. Vergebens suchte der Staat, ein schon ermattender Kämpfer, die Übermächtigen von sich abzuschütteln: die Verfolgungen, die Grausamkeiten, zu denen er sich fortreißen ließ, selbst waren nur Zeichen seiner Schwäche. Als Kaiser Konstantin die Kirche in den Frieden des Reiches aufnahm, mochte sie vielleicht ein Zehntel seiner Untertanen umfassen: ein Jahrhundert danach, und das Heidentum war vernichtet oder in die Winkel entlegener Provinzen verbannt. Welche Mittel die Kirche dabei anwandte, lehrt uns ein Publizist jener Tage, der Sizilianer Firmicus Maternus, in einer Schrift, die den Söhnen Konstantins gewidmet war. »Nehmt dreist hinweg,« so redet er sie an, »den Tempelschmuck; in die Schmelze und in die Münze mit jenen Göttern! Alle Weihgeschenke verwendet zu eurem Nutzen und zum Nutzen des Herrn.« Schon war alle Lebenskraft aus dem Körper des Reiches gewichen. Als die leere Hülse dahinsank, stand die Kirche, kaum erschüttert, aufrecht — mitten in der barbarischen Flut. Nun aber entfaltete sich erst recht ihre Kraft. Sie war es, die hier das Römertum, dort die Griechen in ihrer harten Schale zusammenschloß; so rettete sie das Erbe der antiken Kultur, freilich in dem Gepräge ihres Geistes: wie in einer Arche trug sie es durch die Fluten der Völkerwanderung hindurch. Sie unterwarf sich die Barbaren, die das Reich zerstörten, und breitete ihre Herrschaft bis in Lande aus, welche nie das Auge eines römischen Soldaten erblickt hatte. Sie erst hat die romanisch-germanischen Völker zur Existenz erhoben, sie in die Geschichte eingeführt, zu ihrer Größe emporgebracht, unendliche Saaten neuer Bildung ausgestreut und

den weltgeschichtlichen Horizont über beide Hemisphären verbreitet. Und diese Gemeinschaft, so herrschgewaltig und herrschbegierig — auf die Verneinung alles dessen, was Erdenglück und Erdenschönheit ist, war sie gegründet: Entsagung ist ihr höchstes Ideal geblieben, und der sicherste Weg, zum Heil zu gelangen, die Askese.

Es kam die Zeit, wo auch sie ihre Katastrophe erlebte, wo die Ideen, für die sie stritt, neue Formen gewannen, eine Wiedergeburt, wie ihre Bekenner glaubten, zu ihrer ursprünglichen Reinheit; und alsbald sehen wir, wie auch diese, vielleicht in noch höherem Grade als die Kirche des Mittelalters, staatsbildende Kraft bewähren: von ihrem Geiste genährt, sind die germanischen Nationen die stärksten der Erde geworden.

Sind also die Ideen in Wahrheit die machtbildenden Faktoren, so muß der Ursprung aller Macht auf die Männer zurückgehen, in denen sie erwachten; und stellen die Religionen das stärkste Element dar im Aufbau der Geschichte, so sind im letzten Grunde ihre Stifter die Bildner der politischen Welt. Nicht die Staatsmänner, die Gesetzgeber, die Gründer und die Inhaber der jeweiligen Gewalt, sind die Herren der Erde geworden: sondern die Träumer, die Propheten, die von ihrer Zeit Verkannten, Verachteten und Verfolgten. Jene waren Geschöpfe der Umstände, Sklaven der Politik, diese dagegen, und mögen sie ihren Glauben in Kerker und Banden bekannt, Marter und Tod für ihn erlitten haben, sind die wahrhaft Starken, die Mächtigen, die Freien gewesen.

Freilich, nur wenige unter den Propheten haben den Sieg geschaut, den sie in heißem Gebet ersehnten und in leidenschaftlicher Predigt verkündigten. Wundervoll hat die Sage dies symbolisiert in der Erzählung von Moses, der sein Volk aus Ägypterland durch die Wüste führte: aber das gelobte Land ließ der Herr ihn nur von ferne sehen. Und nicht das schlimmste Los fiel denen zu, die für ihre Lehre starben; denn um so glorreicher strahlt ihr Name in der Nachwelt: Geschichte und Legende haben ihr Leben verklärt. Weit schmerzlicher doch und niederdrückender ist eine andere Tragik: die Verkümmerung des Ideals selbst erleben zu müssen; niemand hat darunter schwerer gelitten als der deutsche Reformator.

Das aber ist das Los jeder Religion. Nur in der Persönlichkeit ihres Stifters erscheint sie in ihrer ursprünglichen Gestalt. Sobald sie in die Welt eintritt, die Gesellschaft nach ihrem Bilde formen

will, beginnt der Kampf, und damit ihre Abwandlung, ihre Politisierung. Denn nicht bloß die Lebensordnungen, die sie verdrängen will, und die unter ihrem Stoß sich auf sich selbst besinnen, ihre ursprüngliche Tendenz um so stärker ausprägen, setzen sich ihr sofort entgegen, sondern bald auch Parteien, welche sich grade auf den von ihr verkündigten Grundsatz berufen und ihn nur schärfer zu vertreten vorgeben. Für das Alte streiten die Anhänglichkeit oder auch nur die Trägheit der Masse und eine Fülle politischer Rücksichten und materieller Interessen — aber auch die radikalen Meinungen sind oft solche, welche die Massen aufsuchen und hinter sich herziehen. Zwischen diesen von rechts und links andrängenden Gewalten muß das neue Bekenntnis seinen Weg suchen. Wie wäre es anders möglich, als daß es selbst Partei werden und, um sich nur zu erhalten und vorwärtszukommen, hier und dort Anlehnung suchen, Kompromisse nach rechts oder links schließen, Spaltungen im eigenen Schoß zu überbrücken suchen wird! In Ideen, Gebräuchen, Einrichtungen wird es sich den feindlichen Lebensformen annähern, wie universell es sich geben und wie sehr es im ungeschmälerten Besitz der Lehre und des Geistes seines Stifters zu sein sich rühmen mag.

Parteienbildung aber heißt eben Gliederung der Masse. Es sind Organisationen für den Kampf, und sie fordern daher für sich Einheit und Festigkeit, Befehl und Gehorsam, Taktik und Strategie, Losung und Feldgeschrei. Nur so können Stoß und Gegenstoß geführt und ertragen, nur so kann die Hoffnung auf Sieg gewährleistet werden. Damit ist gegeben, daß der alles belebende Geist sich in dem Schoß einer Minderheit konzentriert; hier wird der Sitz der Macht sein, die Stätte, wo das Feuer am heißesten brennt — und wo die Klugheit wohnt, die es zugleich nährt und leitet. Das hat noch für jede Zusammenfassung der Gesellschaft gegolten, mag sie noch so breit unterbaut und weit gestellt gewesen sein; jüngst noch ist das gleiche für unsere Sozialdemokratie nachgewiesen worden. Die Staaten und die Kirchen selbst sind, man darf es so nennen, konstituierte Minoritäten.

Dennoch wird die vorwaltende Schicht nichts erreichen können ohne ein Gemeingefühl, das sie mit den untern Schichten verbindet: eine Lebensluft, welche, ob hoch ob niedrig, jedermann atmet, der zu dem gleichen Kreise gehört. Heute sichert die Demokratisierung des öffentlichen Lebens den Massen freieste Bewegung, sie gewährt

ihnen Anteil und Einfluß von der Peripherie her bis in das Zentrum des Staates; aber auch die alten Zeiten besaßen Organe, durch welche die Massen zu Worte kamen, und man darf wohl zweifeln, wann der Druck von unten stärker gewesen ist: ob in dem Jahrhundert der Bartholomäusnacht und des deutschen Bauernkrieges oder unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts.

Wenden wir das Gesagte auf das Verhältnis der Weltreligionen zueinander an, so erscheint die Lage für das katholische Bekenntnis, mögen immerhin die ihm anhängenden Nationen augenblicklich im Nachteil sein, keineswegs ungünstig. In Österreichs Politik wird — man denke nur an die Nötigung, die katholischen Serben von den der griechischen Kirche ergebenen Stammesgenossen fernzuhalten — das römisch-katholische Element immer wirksam bleiben, mag auch im übrigen eine gewisse Zurückhaltung gegenüber den Nationalitäten geboten sein, die sich zu dem Glauben des russischen Zaren bekennen. Wie feindselig Frankreichs Leiter sich zu der Kirche im eigenen Lande stellen mögen, mit der Kurie haben sie es doch nicht bis zu einem offenen Zwist getrieben, an dem freilich auch diese kein Interesse hat. Ähnlich rechnet man im Quirinal: die Rivalität mit den andern Mittelmeermächten, zumal in der Levante, schreibt diese Linie vor. Und wie könnte die italienische Regierung eine Kirche bedrängen wollen, an der die Masse des eigenen Volkes mit naiver Hingebung hängt, und deren weltumspannendes Regiment von den Söhnen des Landes geführt wird! England, das die Millionen seiner muhammedanischen und buddhistischen Untertanen mit aller Schonung behandeln muß, stand von jeher der katholischen Kirche freier gegenüber: auf den Gegensatz gegen Rom gründete sich seine nationale Existenz; seine Politik ist Jahrhunderte hindurch darauf aufgebaut gewesen. Seit der Französischen Revolution aber hat sich seine Stellung zur katholischen Kirche verschoben, und es ist gar nicht zu erwarten, daß sich etwa von Ulster her der Kampf Altenglands mit dem Papsttum erneuern könnte. Selbst Rußland hat, sobald und soweit es panslawistische Politik treiben will, Ursache, ein Bekenntnis zu schonen, das für Millionen von Slawen die Grundlage des Daseins geworden ist. Gänzliche Neutralität gegenüber jedem Bekenntnis fordert zunächst noch die Verfassung der großen transatlantischen Republik; und nirgends hat die römische Kirche so ungehindert

sich entfalten können als in ihren Bereichen: aber mögen auch die Italiener, die Iren und die katholischen Slawen, die dort heute die Masse der Einwanderer bilden, im übrigen sich einem Staatsgebilde einfügen, dessen nationbildende Kraft nur im römischen Kaiserreiche ihresgleichen hatte — niemals werden sie sich der protestantischen Religion anschließen, sie müßten sich denn in ihrem Innersten verwandeln. Je weiter aber die Nordamerikaner im Süden vordringen, um so stärker wird der Widerstand seitens der romanisch-katholischen Kulturkreise werden, denen die Mitte und die ganze Südhälfte des amerikanischen Erdteils zugefallen sind. Nur das Band des Staates, nicht das der Kirche, haben diese Staaten zerschnitten, als sie im vorigen Jahrhundert die Herrschaft der beiden Pyrenäenreiche abschüttelten; und wie weit sie immer ihre Tore den germanischen Nationen, ihrer Wirtschaft und ihrem Geiste öffnen werden — daß sie sich von einer Macht, mit der ihr Volkstum seit mehr denn einem Jahrtausend verbunden gewesen ist, ja durch die sie geschaffen und entwickelt wurde, je loslösen könnten, ist wiederum nicht zu glauben; die Teilnahme, welche noch jüngst die Kurie für den Interventionsversuch der südamerikanischen Republiken in den mexikanischen Wirren an den Tag legte, deutete an, auf welche Reserven Rom auf der anderen Hemisphäre noch hoffen darf.

Noch weniger hat die katholische Kirche — wir brauchen nicht davon zu sprechen, denn wir erfahren es jeden Tag an uns selbst — von der inneren Politik zu befürchten. Neutralität ist das Höchste, bis wohin die Regierungen, nicht bloß katholischer Staaten, ihr gegenüber gehen können; und daß auch diese ihre Gefahren hat, erlebt heute die französische Republik bei der Wiederholung des Versuchs, der ihrer ersten Vorgängerin mißglückte: die beiden Machtsphären zu trennen und die Kirche ihren eigenen Kräften zu überlassen.

Als mit der großen Französischen Revolution ein neues Weltalter anzubrechen schien, glaubte man in den politischen Freiheiten den Boden gefunden zu haben, auf dem auch die Religionsgemeinschaften fortan in Frieden und Freundschaft nebeneinander leben könnten; die »freie Kirche im freien Staat« ward bald für Jahrzehnte das Schlagwort der Parteien. Heute ist, wenigstens im Lager des Liberalismus, der Glaube hieran schwer erschüttert, und es hat sich in der Tat genug ereignet, um jene Lehre ins Wanken zu bringen.

Ihre Wurzeln reichen bis in die Zeit zurück, als Macht und Bildung noch das Vorrecht einer engbegrenzten Schicht der Gesellschaft waren; nur in dieser waren jene, die alten strengen Ordnungen in Kirche und Staat auflösenden Gedanken zur Entwicklung gekommen, und es war ein Stück ihrer Selbstzersetzung, wenn sie Ideen ausbildete und verbreitete, die im Grunde gegen sie und ihre Welt gerichtet waren; die Blindgeborenen gruben sich mit eigenen Händen das Grab. Denn sie öffneten damit der Stummgewordenen den Mund; sie schufen der Masse, die solange außerhalb der Macht geblieben war, Organe, durch welche diese den Inhabern der Macht ihren Willen aufdrängen, ihren Trieben und Leidenschaften, ihren Gewohnheiten und Interessen, ihrer Begehrlichkeit und ihrer Unbildung Ausdruck und Einfluß verschaffen konnte. Nun erst kam es an den Tag, was alles unter der Decke der aristokratischen Kultur, die zwei Jahrhunderte hindurch das politische und gesellschaftliche Leben Europas beherrscht hatte, zurückgehalten oder zurückgeblieben war; bis auf den Grund wurde die Gesellschaft umgewühlt. Ihre aristokratische Gliederung, die auch die Hierarchie mit ergriffen, hatte zur Ohnmacht der Kirche geführt: die Demütigung des Papsttums, die Auflösung des Jesuitenordens, eine sich täglich mehr ausbreitende Gleichgültigkeit, die schon auf die tieferen Schichten überzugreifen drohte, Aufklärungserscheinungen und Toleranzgedanken, die mit dem starren und streitbaren Genius der römischen Kirche schlechthin unvereinbar waren, waren das Ergebnis geworden.

Aber eine Kirche, die sich durch ihre Priesterschaft an jeden ihrer Angehörigen ganz persönlich wendet, sie im Leben und Tode unmittelbar an sich fesselt, kann im Grunde sich gar nichts Besseres wünschen als ihre Organe so zu gestalten, daß die Masse der Gläubigen Anteil an ihrem Wirken und Wollen gewinnt; sie ist ihrer Natur nach demokratisch und muß um so mehr an Macht wachsen, je stärker der Wille der Masse in ihr zur Geltung kommt. Voraussetzung ist freilich, daß der Genius der Kirche noch in dem Bewußtsein der Masse seine Wohnung hat. Daß dies aber der Fall ist, hat die Geschichte des 19. Jahrhunderts bewiesen und lehrt in tausend Zügen die Gegenwart. Die Kraft der katholischen Kirche, vor der heute jede Regierung sich beugt, ruht auf dieser Teilnahme ihrer Gläubigen, auf dem noch immer und allseitig aus der Tiefe emporquellenden Bedürfnis, das Ideal, nach dem jede Seele dürstet, und das uns allein

die Lebensbürde tragen hilft, in den Formen und Gebräuchen des überlieferten Glaubens zu suchen. So ist die katholische Kirche auch bei uns wieder Volkskirche geworden, und ihre in straffster Gliederung aufgebaute, von einem Geist beseelte und vorwärtsgetriebene Priesterschaft kann die Menge der Bekenner um so leichter hinter sich herziehen, als der Aufstieg in ihren Reihen durch alle ihre Ränge bis zum päpstlichen Thron auch den Niedrigstgeborenen offensteht. Ist es doch schon eine Seltenheit geworden, einen deutschen Edelmann im Schmucke der Mitra zu sehen; Bürger- und Bauernsöhne haben auf den Stühlen Platz genommen, welche einst den stolzesten Geschlechtern des alten Reiches vorbehalten waren.

Gewiß, in der Idee setzt auch der protestantische Glaube ein breitflutendes Leben in der kirchlichen Gemeinschaft voraus; in viel höherem Grade noch als der Katholizismus, da er ja das Priestertum ausgestoßen hat und jede Seele unmittelbar vor das Antlitz des Höchsten stellt. Und solange seine Anhänger in den überlieferten Formen ihres Bekenntnisses des Lebens Glück und Heil fanden, blieb dieser Charakter gewahrt, gleichgültig, ob sie unter reformierter Verfassung oder unter konsistorialem Regiment lebten. Noch der Pietismus des 18. Jahrhunderts hat, indem er die Schranken zwischen den beiden protestantischen Kirchen zu überwinden und einzuebnen unternahm, auch innerhalb seiner Gemeinden ein Gefühl der Gemeinschaft genährt, das alle seine Bekenner in der gleichen Innigkeit der Gottesverehrung zusammenschloß und damit auch eine sozial engverbrüderte Genossenschaft schuf; und selbst unter der Herrschaft der Aufklärungstheologie blieb ein auf treuer Anhänglichkeit an die überlieferten Formen des Gottesdienstes ruhendes Gemeinbewußtsein in der protestantischen Kirche lebendig. Erst die mit dem neuerwachten und neugearteten Pietismus durchsetzte Orthodoxie des 19. Jahrhunderts, der Glaube der Gerlach und Hengstenberg, der Vilmar und Tholuck, ein verengtes Überbleibsel der romantischen Epoche, hat diese Kraft nicht mehr zu entwickeln vermocht, trotzdem sie sich mit den Regierungen verbündete und in Preußen, unter Preisgebung ihrer extremsten Gruppe, die Landeskirche eroberte: statt einer Gemeindekirche, wie sie gehofft, schufen ihre Führer eine Kirche von Pastoren.

Dies geschah in derselben Zeit, wo die katholische Kirche sich aufs neue in sich zusammennahm, alle ihrem Genius gefährlichen

Elemente, die auch in sie Eingang gefunden, ausmerzte und auf allen Punkten zum Angriff überging. Indem sie die Massen in ihrer Hand behielt, kamen ihr alle Vorteile, welche die Revolutionen und Reformen des Jahrhunderts diesen zuwandte, zugute: Vereins- und Versammlungsrecht, Freiheit der Presse und das Wahlrecht für die Parlamente; und mehr noch die Versuche des Staates, ihre immer höher anschwellende Kraft zu unterbinden, sie seinem Willen zu untetwerfen.

Nun erst, im »Kulturkampf«, wie die Liberalen sagten (mit einem Ausdruck, der nur ihre eigene Kraftlosigkeit auf diesem Kampfplatz bezeichnete), kam die Macht der einen und die Ohnmacht der andern Kirche vollends ans Licht. Während im katholischen Lager alles Einheit, Hingebung, Kampfeswille war, nahm in der gegnerischen Kirche die Zersetzung überhand. Die »Erneuerer« des alten Glaubens, sie, die sich als die wahren Hüter des Luthererbes betrachteten, waren mit ihrem Herzen bei den Verfolgten; sie predigten Versöhnung und Bündnis mit einer Kirche, in welcher der Reformator die Kirche des Antichrist erblickt hatte; ihre ältesten Häupter waren Mitglieder oder Hospitanten des Zentrums; und diejenigen, die ihr Amt in der Landeskirche am offenen Abfall hinderte, taten alles, um die Kreise, auf die sie Einfluß hatten (und dieser reichte bis zum Thron hinauf), wankend zu machen und denen, die im Treffen standen, in den Rücken zu fallen. Kein Wunder, daß der Kampf so endigte wie mancher andere, den die streitende Kirche geführt hat: mit ihrem Triumphe.

Wo liegen denn nun die Energien, kraft deren die protestantischen Nationen heute dennoch vor den katholischen den Vorrang behaupten? Denn daß sie diese seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, trotz mancher Rückschläge, schließlich überflügelt haben, liegt doch vor Augen.

Die Antwort wird lauten: in den Prinzipien, in denen sie wurzeln, in den Ideen, die sie beseelen, die sie in ihren Willen, ihre Ordnungen aufgenommen haben. Schon das Bewußtsein der Unabhängigkeit von jeder fremden Lebensordnung, und rühmte sie sich göttlicher Siegel, verleiht dem Staate der Reformation Kräfte, an welche die an die katholische Kirche gebundenen Nationen nicht heranreichen. Zwar enthält auch die Lehre von dem »modernen« Staat den Satz von der Unabhängigkeit des Staates gegenüber der Kirche.

Aber für sie bedeutet dies lediglich die Neutralität der Indifferenz; und sie erniedrigt die Mutter der Nationen zu einer »Religionsgemeinschaft«, einem Verein, dem sie noch viel zu bieten glaubt, wenn sie ihm gewisse Rechte vor andern Vereinen und Genossenschaften zubilligt. Es ist dies eine Theorie, die von einer heute schon vergangenen Entwicklungsstufe abgeleitet und an dem harten Fels der Tatsachen bereits tausendmal zuschanden geworden ist. Sie mag bestenfalls noch als Notbehelf für solche Staaten nützlich sein, die den Kampf mit der katholischen Kirche niemals gewagt haben oder in ihm gescheitert sind und sich nun mit ihr wohl oder übel abzufinden suchen müssen, weil sie in dem Wettkampf mit den freigwordenen Nationen sonst allzuweit zurückbleiben würden. Ihre Voraussetzung ist ein Machtbegriff, der nichts kennt als sich selbst und der, da ihm eine höhere, beseelende Idee fehlt, immerdar etwas Wesenloses, Schattenhaftes, Totes haben wird.

Die Unabhängigkeit, die sich auf die in dem Jahrhundert der Reformation ans Licht gebrachten religiösen Werte gründet, hat einen andern Sinn[1]). Sie ruht auf der Idee, daß jede politische Gewalt eine Gottesordnung ist. Diese Anschauung fragt gar nicht danach, ob die Gewalt durch Erbschaft erworben ist oder durch Eroberung oder Revolution, ob sie christlich oder heidnisch, Monarchie oder Republik, der Staat Nimrods oder der Konstantins ist. Sie ist in jedem Falle nach Gottes Willen da und damit an sich gut. Niemand, der ihr untertan ist, darf ihr widerstreben. Zwar ist sie nur ein Notbehelf — denn wieviel besser wäre es, wenn wir alle wie Brüder miteinander lebten! Aber das Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf: fiele der Zwang, so wären Anarchie und ewiger Krieg das Los der Menschheit. Die Bedürfnisse und Notwendigkeiten, die das Leben hervortreibt und auferlegt, fordern nun einmal Regelung und Schutz. Hierfür ist der Staat da; er hat den Frieden zu wahren, die Ordnung und das Recht. Denn auch die Bedürfnisse und Notwendigkeiten, die Begierden selbst sind Menschentum, Daseinsformen, von Gott zugelassen und also gewollt, ein Stück seiner Schöpfung und also gut (denn aus Güte und zu Gutem schuf er den Menschen) — wenn sie ihrer Natur gemäß, nach seinem Willen gebraucht, be-

---

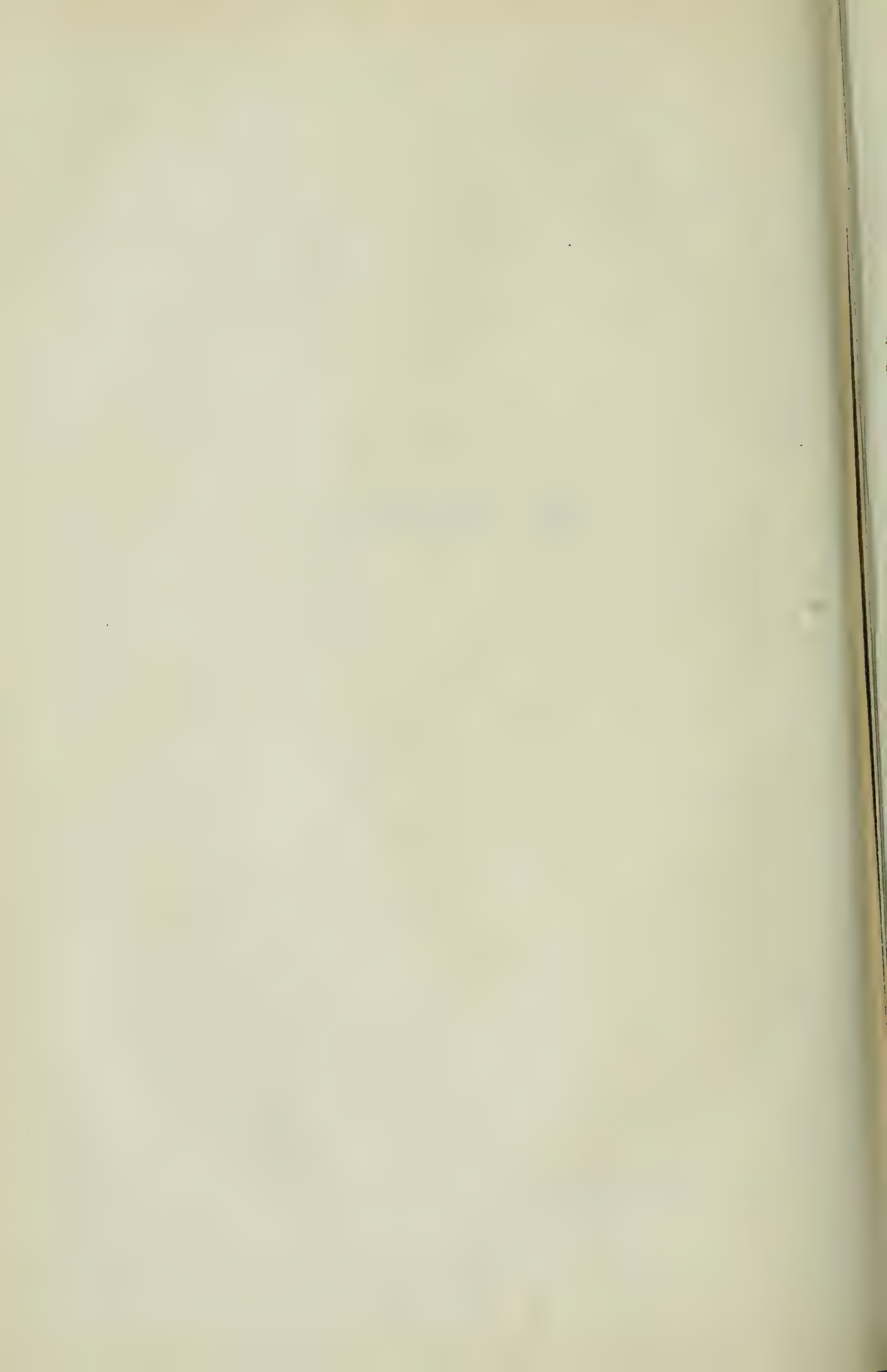
[1]) Vgl. zu dem Folgenden den Aufsatz über Luthers Lehre von der Obrigkeit im 1. Bande, S. 132; zum Ganzen aber den über »Nationalität und Religion« ebd., S. 234.

folgt, genossen werden: »Alle Kreaturen sind Gottes Heer.« An diesem Ort tut sich die Kluft auf, die den Staat der Reformation ewig von dem der katholischen Kirche scheiden wird: die Ehe, der Erwerb, der Besitz, die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, in deren Abschwörung die katholische Kirche ihr höchstes sittliches Ideal erblickt, hier erscheinen sie in sich geheiligt, unmittelbar, wie die Seele des Gläubigen, vor das Angesicht Gottes gestellt.

Damit aber sind nur erst die Voraussetzungen gegeben, die Grundlagen, auf denen der Staat der Reformation sich erhebt. Denn indem er in Aufgabe und Lebensformen freibleibt von den hierarchischen Ketten, wird er zugleich frei für den Dienst am Reich der sittlichen Zwecke, öffnen sich in ihm Wege, auf denen jeder seiner Bürger, jede Seele, jede Persönlichkeit freien Zugang gewinnen kann zu dem Reiche der Erkenntnis, dem Reiche des Lichtes. Nur die Wege, die Möglichkeit. Von einer Pflicht des Staates hierzu dürfen wir nicht sprechen; denn er hat an sich überhaupt keine Pflichten, sondern nur Rechte. Pflichten hat der Inhaber des Amts, diejenigen, die sein Amt ihm auferlegt. Aber als Träger des Schwertes hat er alles andere eher zu tun, als für das Heil der Seelen zu sorgen. Er kann nicht einmal die Strafe vergeben, sondern höchstens sie feiern lassen. Er würde sein Amt mißbrauchen, wenn er es benutzen wollte, um die Geister zu lenken. Nicht kraft seines Amtes, sondern auf Grund höherer Antriebe persönlichster Natur, als ein Knecht der idealen Mächte, in deren Schoß seine Gewalt ruht, von denen sie ihr Leben hat, als Mensch zum Menschen, als ein Liebhaber, ein Freund der Freiheit selbst handelt er, wenn er denen, die ihm anbefohlen sind, dazu verhilft, geistige Güter zu erwerben. Nur als Wegbereiter darf der Inhaber der Gewalt handeln, nur als Diener, als Nothelfer sich betrachten. Denn nur wieder Notbehelfe, gefahrdrohend in jedem Fall, sind alle Organisationen, in denen man das Reich der freien Gedanken fassen und leiten will. »Möchte er nur nie vergessen, daß die Sache an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde, daß jene äußeren Formen und Mittel immer notwendig nachteilig einwirken und das Geistige und Hohe in die materielle und niedere Wirklichkeit herabziehen, und möchte er darum stets das innere Wesen vor Augen haben, um gutzumachen, was er selbst, wenngleich ohne seine Schuld, gehindert hat.« Nur so, nach diesem Wort Wilhelm v. Humboldts, läßt sich hoffen, daß dort Freiheit wohnen kann, wo Macht gebietet.

Von hier aus können wir Stellung nehmen zu dem Satz, von dem wir ausgingen: der bitteren Notwendigkeit eines ewigen Kampfes zwischen den Mächten der Erde. Denn nun hat die Macht ihr Recht bekommen und der Krieg seine Ehre. Ein Staat, in dem Herrscher und Volk auf solchem Grunde stehen, wird Frieden halten, solange er es vermag, aber auch den Krieg nicht scheuen. Denn sie werden ihn führen, um die höchsten Güter der Menschheit zu erretten, und in Wahrheit pro aris et focis streiten.

Im Weltkrieg.



Der deutsche Gott.

(August 1914.)

»Der Gott der russischen Erde ist groß«, so schloß der Zar seine Anrede an die Mitglieder der Duma und seines Reichsrates, als er die Greuel, die er durch den Weltkrieg entfesselt hatte, zu rechtfertigen versuchte.

Wir kennen diesen Gott. Es ist der Gott, der Rußlands Geschichte seit Jahrhunderten durchwaltet hat; Eroberung und Unterdrückung waren immerdar seine Wege, Mord und Aufruhr, Tücke und Verrat allezeit seine Werkzeuge; es ist der Gott der Despoten und der Knechte.

Der Gott, in dessen Namen Deutschlands Heere in den Krieg gezogen sind, ist ein anderer Gott. Er ist der Gott, der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte. Vor ihn, den Gerechten, sind wir, als der Kaiser rief, betend getreten. Zu ihm, dem Allmächtigen, dringt unter dem Brüllen der Geschütze unser »Vater, ich rufe dich!« empor. Ihm haben wir uns ergeben im Leben und im Sterben. Und jauchzend, als ginge es zum Feste, stellt sich unsere Jugend dem Gottesurteil der Schlachten.

Wunderbare, heiligende Macht des Krieges! Wo sind die bleichsüchtigen Narren geblieben, die in dieser Welt voll Neid und Krieg mit sanften, süßen Worten den ewigen Frieden pflanzen wollten? Wo die blasphemischen Gesellen, welche an der Verkleinerung und Karikierung des deutschen Wesens ihren Witz übten? Wo die Zotenreißer, die den Schlammstrom Woche für Woche in Wort und Bild über die von seinen Lehrern mühsam bestellten Äcker des deutschen Geistes leiteten, um daraus ihr Gold oder auch nur kärglichen Tageslohn zu gewinnen? Wo alle die Nachäffer ausländischer Sitten und Unsitten? Und wo die Propheten, die bereits die Götterdämmerung für unser Volkstum verkündigten? Wie ein Rauch sind sie verschwunden. Emporgereckt hat sich mit wuchtend unhemmbarer Kraft, in schimmernder Wehr der Siegfriedsgeist unsres Volkes.

Als eine Offenbarung hat es uns alle getroffen. Wie wenige hatten doch noch den Glauben an unser Volk bewahrt angesichts des unstillbaren und immer tiefer wühlenden Haders, der es in allen seinen Schichten zerriß und ineinander verstrickt hielt! Schien es doch fast, als ob die Einheit, die wir im Kampfe gewonnen, im Frieden wieder zerfallen und die Institutionen, die wir uns gegeben, nur dazu dienen sollten, um alle groben Instinkte ans Licht zu bringen und den Idealismus nationaler Politik in dem Wettstreit niedrig gerichteter Interessen untergehen zu lassen.

Kleingläubige sind wir alle gewesen. Rührend, erschütternd, überwältigend offenbarte sich vom ersten Auftauchen der Gefahr an, welch ein tiefer Fonds von Gottesfurcht in unserm Volke, in allen seinen Schichten, ob hoch oder niedrig, Professor, Bauer oder Arbeitsmann, Christ oder Jude, Katholik oder Protestant, lebendig geblieben ist. Es sind nicht die Dogmen der unterschiedlichen Konfessionen und die aus diesen abgeleiteten religiösen oder politischen Ansprüche und Pflichten, die dabei auftauchen: sondern Ideen und Überzeugungen, welche allen Predigern und Philosophen gemeinsam sind und, frei von dogmatischer Bindung, dennoch immerdar als die Kerngedanken jeder echten Religiosität gegolten haben. Nicht die Umwertung aller Werte, von der die Neunmalklugen soviel fabuliert haben, sondern die alten, ewigen, welterbauenden Gedanken: Demut, Treue, Gehorsam, Nächstenliebe, Pflichterfüllung bis aufs äußerste und ein unzerstörbarer, stürmisch vorwärts drängender Glaube an den Sieg der gerechten Sache. Bismarck war der rechte Prophet, als er jenes Wort sprach von den Deutschen, die Gott fürchten, aber sonst nichts auf der Welt, und das andere in derselben gewaltigen Rede: daß, wenn wir angegriffen würden, das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren werde, und daß kein Feind es wagen werde, mit diesem furor teutonicus es aufzunehmen. Beschämt fast stehen wir Alten, die wir 1870 erlebt haben, vor diesem nie gesehenen Glühen und Leuchten des deutschen Geistes.

Selig aber preisen wir uns, daß wir auch diese Zeit noch sehen durften. Selig selbst dann, wenn alles vergebens wäre, wenn der Schwall der Feinde unser mächtig werden und die deutsche Nation ausgelöscht werden sollte. Auch dann noch wäre unser letzter Seufzer ein Dank gegen Gott. Denn Gott würde uns dann dargestellt haben

als ein ewiges Beispiel für das, was Treue ist; eine Predigt würde unser Todeskampf sein, die durch die Jahrtausende hallen würde.

Aber wir brauchen uns ja nicht zu ängstigen. Wir werden siegen, weil wir siegen müssen: weil Gott die Seinen nicht verlassen kann.

Der Kampf der Interessen und der Ideale wird darum unter uns nicht aufhören. Das ist Menschenlos und kann gar nicht anders sein. Viel zu tief sind die Widersprüche in das Leben unseres Volkes verflochten. Auch der Streit der Konfessionen wird und soll nicht aufhören. Denn es ist die Bestimmung der Deutschen, in alle Tiefen der Erkenntnis hinabzusteigen: Gottsucher waren wir von jeher, und wollen es bleiben. Aber die vergiftenden und auf nichts als Trennung bedachten Formen dieser Kämpfe werden so nicht wiederkehren. Allzustark sind wir uns des gemeinsamen Untergrundes deutschen Wesens bewußt geworden. Und der Glanz der Gegenwart wird auch in die Vergangenheit seine Strahlen aussenden; die Ahnherren der Nation, alle ihre Helden, der Tat und des Gedankens, werden wieder (wie es schon einmal war) in der Walhalla nationaler Erinnerung nebeneinander Platz finden. Sind es doch ihre Werke, für die wir kämpfen. Ihre Gedanken sind es, die in allem, was wir Vaterland nennen, Form gewonnen haben. Mit ihren Liedern zogen Deutschlands Söhne in den Krieg. Wie im Geisterfluge umschweben ihre erhabenen Schatten unsere Heere und stürmen mit ihnen vorwärts dem Siege entgegen. Und ihr Schlachtruf ist der unsrige geblieben:

Gott mit uns!

Deutsches Heldentum.

(November 1914.)

Tiefer als je, viel tiefer und weiter noch als im Jahre 1813, dringt heute der deutsche Gedanke: alle Gegensätze in der Nation hat er ausgeglichen, alle Herzen in eins verschmolzen; wo immer Deutsche wohnen, flammt er auf, auch jenseits des Weltmeers bei den Ausgewanderten, den der alten Heimat Entrissenen — so weit die deutsche Zunge klingt. Welch ein wundervolles, die Seele weitendes Schauspiel war es, als die deutschen Reservisten, die jenseits des Weltmeers waren, dorthin eilten, wo deutsche Fahnen wehten! Ins Vaterland zu ihren Regimentern konnten die wenigsten gelangen; so strebten sie zu den verlorenen Posten in unseren Kolonien. Sie wußten, daß sie an deren Schicksal nichts ändern, daß Tod oder Gefangenschaft ihr Los sein würde — aber nichts konnte sie zurückhalten; hunderte von Meilen sind viele von ihnen durch Koreas und Chinas Provinzen gewandert, um Tsingtau zu erreichen. Taten geschehen alle Tage, vor denen alles, was uns in der Schule vom Heldentum der Antike vorgetragen ward, verblassen muß. Was will selbst der Opfertod eines Leonidas und seiner 700 Spartiaten bedeuten gegen die Tausende unserer Freiwilligen, die sich zum Sturmlauf gegen die feindlichen Schanzen und Schützengräben drängen, gegen die todgeweihten Minenleger, die Luftgeschwader unserer Flieger, die Unterseer, die in jedem Augenblick das Verderben zugleich androhen und erwarten, und alle unsere Schiffsmannschaften, für die es nur eine Losung gibt: siegen oder sinken! Nur in unserem eigenen Heldensange herrschen Klänge von der gleichen ehernen Kraft. Nibelungenklänge sind es in der Tat, die uns aus der weit über alle Schöpfungen der Phantasie hinausreichenden Wirklichkeit entgegenhallen. Ein Leuchten wie von Jung-Siegfrieds Lichtgestalt dringt auf uns ein von unsern jungen Regimentern, die den Hochgesang auf das Vaterland anstimmten, als sie die feindlichen Linien an der Yser erstürmten: »fielen wie Kräuter im Maien«. Und so fehlt in dieser gewaltigen

Symphonie von Sieg und Tod auch der andere Ton germanischen Heldentums nicht, der in der Gestalt des grimmen Hagen seinen Ausdruck fand: der Geist finsterer Entschlossenheit, in dem Haß und Treue sich vermählen. Denn allzu tief haben sich die Schatten des Todes auf unser Volk hinabgesenkt, um noch jener Jubelstimmung der ersten Augusttage Raum zu lassen, die uns mit Flammenglut emporriß — eine Offenbarung des deutschen Herzens, die erfahren zu haben für jeden unter uns das größte Glück seines Lebens geworden ist. Jedoch um keine Linie sind wir von der Entschlußkraft abgewichen, die wir dem Ausbruch des Krieges entgegensetzten, von dem Willen, durchzuhalten bis aufs Letzte. Nur um so grimmiger ist unser Zorn geworden gegen die Buben, die uns an den Leib wollen, um so heißer unser Haß. Wir wollen der Welt beweisen, daß wir Nibelungenenkel sind, und müßte es auch von uns dereinst heißen: »Nun hat die Mär ein Ende, das war der Nibelungen Not.«

Das ist der deutsche Militarismus, den die Engländer uns austreiben wollen, von dem sie die Welt erlösen möchten. Unsre Flotte würde dann auf dem Grunde des Meeres ruhen, unsere Kanonen in den Festungen unsrer Nachbarn und unsre Soldaten unter der Erde. Unsre Ostmarken, bis über Weichsel und Warthe hinweg, und Oberschlesiens Kohlenfelder würden unter die Herrschaft der russischen Kulturträger geraten. In des Rheins »gesegneten Gebreiten« würden Franzosen und Belgier es sich bequem machen: jene würden die Rebengelände des Elsaß und der Pfalz, Lothringens Erz- und Saarbrückens Kohlengruben zurückgewinnen, diese in der Rheinprovinz ihre Rüben bauen, um den Engländern das Leben zu versüßen. Albion selbst, großmütig wie immer, würde an unserer Küste sich vielleicht mit Helgoland begnügen (wahrscheinlich doch, ohne dort die Spuren des Militarismus auszutilgen) und nur noch den Nordostseekanal mit Kuxhaven und Kiel unter seine Obhut nehmen. Unsere Bureaukratie müßte freieren Formen der Verwaltung weichen, solchen, wie sie etwa in Irland oder im Ostend von London zu finden sind; unser Reich aber würde zerbrochen, in seine Gliedstaaten aufgelöst werden. Danach könnte denn unser Volk der Pflege seiner alten Ideale zurückgegeben werden und die Welt mit den Schöpfungen seiner Intelligenz und seines Kunstverstandes bereichern: es würde wieder (wie ihm einst Lord Palmerston anriet) mit den Wolken segeln dürfen und in den Lüften seine Schlösser bauen.

Der aber kennt nicht die Quellen unserer Kraft, der diese trennen will von der Gedankenwelt unsrer geistigen Führer. Wenige unter ihnen sind Männer der Tat gewesen: aber alle waren Helden, weil sie Bekenner waren welterobernder Ideen. Unbekannt oft den Mächtigen ihrer Zeit, verbreiteten sie zunächst im kleinen Kreise vom Katheder her oder mit der Feder ihre Lehren. Aber ihre Gedanken wurden Taten, ihre Bücher gewannen Leben: sie flossen über in den Staat; alle seine Formen erfüllten sie; den Sinn der Macht wandelten sie um; sie drangen bis auf den Grund der Nation; Waffen und Politik, Recht und Wirtschaft erhielten durch sie Ausdruck und Richtung; die Männer des Schwertes, die Regenten selbst begannen ihnen zu dienen und breiteten sie aus; auf ihrem Grunde ruhte das alte Preußen und ruht alles, was davon in das neue Reich eingeströmt ist; unsere großen Monarchen, unsere politischen Reformer, die Helden des Freiheitskrieges, und ihnen nach alle Kämpfer für die deutsche Einheit bis hinauf zu Kaiser Wilhelms ehrwürdiger Gestalt und seinem eisernen Kanzler stehen auf demselben Boden: der Welt deutscher Ideen. Luther war es, der das Wesen des Krieges bestimmt hat, den wir heute führen: den echten, den gerechten Krieg, den Krieg der Notwehr gegen die Neider und die Räuber, den heiligen Krieg, den Zermalmer alles Abgelebten und Verderbten und den Schöpfer und Erhalter aller echten Kultur, den Krieg, der zum Frieden gehört, wie zum Lichte das Feuer. Er hat bereits das Bild des rechten Kriegsmannes voll umrissen, des deutschen Helden: »Siehe an,« so schreibt er, »die rechten Krieger, die bei dem Schimpf gewest sind: die zücken nicht balde, trotzen nicht, haben nicht Lust zu schlahen, aber wenn man sie zwingt, daß sie müssen, so hüt' dich vor ihnen, so schimpfen sie nicht; ihr Messer steckt fest, aber müssen sie es zücken, so kommt es nicht ohne Blut wieder in die Scheide.«

Nicht das Todverachten macht schon den Helden. Auch der Gladiator und der englische Söldner fürchten den Tod nicht; und noch weniger achten die Barbaren, welche unsere Gegner auf die Schlachtfelder Frankreichs und Belgiens geschleppt haben, des Lebens: weil sie das Glück und den Sinn des Lebens nicht kennen. Es ist hart für uns, die Blüte unserer Jugend, die Hoffnung unseres Volkes, Hoch und Niedrig, Gelehrte und Ungelehrte, Arme und Reiche gegen solche Horden auf die Schlachtbank schicken zu müssen. Sie selbst aber, wie hoch sie stehen mögen, bis zu unsern Kaisersöhnen

hinauf, wollen gar nichts besseres als ihr Leben einsetzen für das Leben der Nation, für Kaiser und Reich. Und ein solches Volk wollen unsere Feinde entmannen, solch eine Macht wollen sie zertrümmern? Es ist, als ob Knabenhände einen Block von Stahl umwerfen oder die andrängende Flut mit ihren Sandburgen aufhalten wollten. Sie müßten zunächst den Geist auslöschen, der in uns Leben gewonnen hat; sie müßten uns erst sich selbst ähnlich machen.

So ist der Boden beschaffen, aus dem das deutsche Heldentum aufsteigt und überwallt, ein ewig sich erneuernder Springquell. Unser Herzblut ist es, das emporquillt. Und würde die deutsche Erde überströmt werden von dem Blute ihrer Kinder, wir würden dennoch nicht wanken und nicht weichen: wir lassen uns nicht zwingen und nicht dämpfen —

wir halten aus!

Bismarck.

(Rede, gehalten bei der Säkularfeier in Hamburg am 1. April 1915.)

»Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt« — so lautet ein tausendfach wiederholtes Wort in der gewaltigen Rede, worin der Schöpfer von Kaiser und Reich vor seinem letzten Reichstage wie in einem Testament die Summe seiner Politik zusammengefaßt, die Weltstellung unseres Volkes umschrieben und ihm seine Ziele gewiesen hat, und die uns heute wie ein Präludium zu dem Schlachtendonner der Gegenwart anmutet, dessen Nachhall noch die fernsten Jahrhunderte vernehmen werden. Jedoch enthält jener Satz nur die Hälfte des Gedankens, dem Bismarck vor den Vertretern der Nation Ausdruck geben wollte, und wir müssen die Worte hinzunehmen, die er unmittelbar daran knüpfte, um seinen vollen Sinn zu verstehen: »Und die Gottesfurcht«, so fuhr er fort, »ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt.«

In diesem Dreiklang, Furchtlosigkeit und Friedensliebe mit der Gottesfurcht als Grundton, aus dem es uns entgegenhallt wie aus dem Glaubensliede Martin Luthers, das heute zum Schlachtgesang der Deutschen geworden ist, liegt der Sinn und das Ziel der Macht, die Bismarck gründete. Dies ist das Recht, für das wir heute kämpfen, der Wille, den wir in diesem Kriege bewähren, und die Kraft, durch die wir uns gegen eine Welt von Feinden behaupten werden: es ist der Geist, der dem Genius unseres Volkes gemäß ist, das Band, das uns mit unsern Vätern und mit den Tiefen des deutschen Lebens verbindet: mit Ideen, welche fernab von der Welt der Waffen und der Politik, von allem, was Erwerb und Eroberung heißt, auf den reinen Höhen humaner Ideale lagen und dennoch zum Inhalt des nationalen Willens geworden sind, der in dem neuen Reiche deutscher Nation Form gewonnen hat.

Denn von dort her kamen die Männer, welche vor hundert Jahren unser Volk auf das Schlachtfeld hinausriefen, und von diesem Geist getragen, erhoben zum erstenmal in unserer Geschichte Tausende

von Jünglingen und Männern das Schwert für des Vaterlandes Freiheit — in jener Zeit, auf die wir heute zurückblicken wie auf das Morgenrot des Tages, unter dessen Mittagssonne wir unsere heiße Arbeit verrichten müssen. Als Fichte seine Schüler in den heiligen Krieg entließ, als er sie aufforderte, auszuziehen, um für die Freiheit zu streiten, dachte auch er noch an keine andere Freiheit als an die, deren Siege sein Zeitalter bereits geschaut, die er unter Preußens absoluter Krone, unter dem Drucke der Fremdherrschaft selbst verwirklicht sah: an die über Zeiten und Völker hinwegreichende Geistesbildung, die er lehrte; nicht zur Errettung, sondern zur Eroberung dieser Freiheit sandte er seine Jünger hinaus; ihr sollten sie Eingang in den Ländern verschaffen, die der fremde Despot in die Bahn eines öden Ehrgeizes und Machtdünkels hineingezwungen hatte, damit die Segensströme echtester, allgemein menschlicher Bildung sich über die Welt ergössen und sie mit neuer Lebenskraft erfüllten.

Fichte ward selbst ein Opfer dieses Krieges; und so bleibt für uns seine heroische Gestalt auf der Scheide beider Zeitalter: als Prophet hinüberschauend nach dem festen Erdreich, auf dem wir stehen, und doch wie auf Wolken wandelnd, in die Abgrundtiefe des Gedankens den Blick gesenkt und mit der Selbstgewißheit des Willens an die Sterne rührend. Aber auch die andern, die den Wechsel der Zeiten an sich selbst erfuhren, Schleiermacher und Wilhelm v. Humboldt, Schelling und Hegel, Görres und Arndt, und wer immer zu den Bildnern unserer Nation gehörte, nahmen die Ideale ihrer Jugend mit hinüber und suchten das Einst und das Jetzt in ihren Vorstellungen vom Vaterlande, von deutscher Macht und Freiheit im Staat der Deutschen miteinander zu versöhnen. Und ihnen nach nun die Generation der Freiheitskriege selbst, deren Lehrer und Führer sie blieben, in deren Kämpfe sie verstrickt waren, mit denen sie am Aufbau der neuen Nation arbeiteten. Von den Höhen des deutschen Geistes stieg der deutsche Gedanke zu Tal, tausend Widerständen begegnend, siegreich und gehemmt, weckend und werbend, unklar zuweilen und verflachend, reinigend, befruchtend und zerstörend; fremde, radikale Ideen drängten sich hinzu, während aus dem eigenen Boden Quellen hervorbrachen, die unter dem Schutt der Zeiten lange begraben lagen, nun aber eine Lebenskraft entwickelten, stärker als alle Ideen des Jahrhunderts; Parteien und

Kampf, wohin wir schauen: aber auf dem Grunde der Strömung, wie trübe sie zuweilen fließen mochten, bleiben dem tiefer dringenden Blick immer Ideale des deutschen Geistes sichtbar, welche in Gottesfurcht und Friedensliebe ihre Heimat haben.

Ein langer Weg, und ein schwerer fürwahr von jenen Zeiten der Unruhe und Verwirrung bis dahin, wo wir stehen: dem Manne aber, der unser Volk auf ihm geführt, der uns das Haus gebaut hat, für das wir heute kämpfen, die Schranken niederbrach, die uns trennten, den Willen und die Kraft in uns legte, die uns zum Schrecken unsrer Feinde machen — ihm gilt diese Feier: zu ihm wendet heute, umringt von der Lohe des Weltbrandes, unser Volk seinen Blick, vor ihm senken sich alle Fahnen, welche in Ost und West siegreich gegen die Bedränger unserer Freiheit wehen.

Zwei Generationen sind vergangen, seitdem unser Volk nach langer Irrfahrt zum erstenmal sich am Ziel wähnte; als der Sturmwind der Pariser Februarrevolution in die Stickluft des deutschen Lebens hineinfuhr und im Wirbel weniger Tage alle Regierungen dem Drucke des nationalen Willens unterwarf. Es waren aber nicht die Schlechtesten, welchen die Nation damals den Aufbau ihres neuen Reiches anvertraute. Niemals wieder hat ein deutsches Parlament eine solche Fülle von Geist und Wissen, von sittlicher Energie und rückhaltloser Hingebung an den nationalen Gedanken in sich vereinigt, wie die Reichsversammlung, die am 18. Mai 1848 in der alten Krönungsstadt am Main zusammentrat. Viele darunter noch die Schüler und Freunde jener Großen, die wir nannten, in ihren Gedanken erzogen, Mitkämpfer von 1813, und alle durchglüht von der Idee, die das Jahr der deutschen Revolution der nationalen Erinnerung auf immer unvergeßlich machen wird: dem heißen Willen der Nation, endlich den Staat zu bauen, welcher der Größe und Herrlichkeit deutscher Kultur würdig wäre.

Es war das Ziel, welches die großen Nationen im Westen und Osten längst erreicht hatten, die nun drohend die deutschen Grenzen umlagerten: dieselben, welche heute ihre Millionen zur Vernichtung unseres Reiches vereinigt haben. Keine stärkere historische Rechtfertigung kann die deutsche Revolution haben als diese Tatsache. War es auch nicht die zwölfte, so doch sicherlich die elfte Stunde, die der Einigung der Nation gesetzt war. Daß Deutschlands Schick-

salsstunde vor der Tür sei, hat auch Bismarck niemals geleugnet: den Willen in unserm Volk zur Einheit und zur Macht hat er immer anerkannt; es war die Voraussetzung, unter der er sein Werk begonnen wie vollbracht hat. Gewiß, jene Männer waren Doktrinäre, und so mag man von dem Professorenparlament und dem Debattierklub in Frankfurt reden. Aber ihren Zielen hat die Zukunft gehört, und Bismarck selbst ist der Vollstrecker ihrer Gedanken geworden; diese sind eingefügt in den Bau, den er errichtet hat. Von den ärgsten der Frankfurter Doktrinäre stammt das Wahlrecht, das er zur Grundlage seines deutschen Parlaments gemacht hat; er war wie sie ein Verächter der Legitimität, und er hat die sozialen Gedanken, die sie mit ihrer nationalen Demokratie verknüpfen wollten, auf das neue Reich übertragen und damit ein Werk vollbracht, das heute eine der Grundlagen der ungeheuren Kraft geworden ist, die wir einer Welt von Feinden gegenüberstellen. Er war ihnen allen hierdurch verwandter als seinen eigenen reaktionären Freunden, und so ist es denn kein Wunder, daß er aus ihren Kreisen die ersten und die unbedingten Diener gewonnen hat, und daß die Verbannten jenseits des Weltmeers die Verkünder seines Ruhmes geworden sind.

Nicht an diesem Ort haben wir die Irrealität der Frankfurter Pläne zu suchen, sondern in der Nichtachtung des historischen Rechtes, welches ihre Anhänger den in dem deutschen Boden festgewurzelten Gewalten gegenüber bewiesen. Sie wähnten, daß die deutschen Kronen, daß alle territorialen Gewalten, welche das alte Reich überdauert hatten, der nationalen Idee sich rückhaltlos unterwerfen würden und müßten, sowie sie selbst sich von den Schranken, die sie daheim umgaben, gelöst und der Idee von dem neuen Reiche ergeben hatten. Aber sie vergaßen, daß sie damit an Lebenskreise rührten, die viel tiefer reichten als ihre Gedanken von nationaler Einheit und parlamentarischen Rechten. Denn Deutschland war kein Italien. Hier gab es keine auf der Nation lastende Fremdherrschaft, keine Bourbonenhöfe und keinen römischen Priesterstaat: bis in die Höhezeit mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit, ja wohl bis in die Anfänge des deutschen Staates zurück reichten die Wurzeln der deutschen Fürstenhäuser, und gemeinsam erlebte Geschicke hatten zwischen ihnen und ihren Landschaften die Gefühle enger Zusammengehörigkeit entwickelt. Seit drei Jahrhunderten hatte sich, wie das politische, so auch das geistige Leben der Nation in

den Territorien gesammelt und geschieden; und wenn seit zwei Generationen diese Fluten begonnen hatten, sich zu vermischen, so waren dennoch die trennenden Linien überall sichtbar geblieben. In ihrer jetzigen Gestalt waren diese Staaten durchweg junge Schöpfungen; ihre Regenten hatten ihre Kronen und Herzogshüte zumeist von Napoleons Gnaden: aber jener Prozeß des Zusammenwachsens war dadurch nirgends aufgehalten worden, eher beschleunigt, sowie er auch heute noch unablässig sich fortsetzt.

Hier ist der Platz, auf dem wir Bismarck suchen müssen. Dies ist der Boden, auf dem er im Sturmjahr der Revolution stand, und von dem aus er in jugendlichem Trotz sich der andrängenden Woge in den Weg warf. Sein Vaterland, das »Vaterhaus«, zu dem er sich bekannte, war Preußen, er hat es niemals verlassen. Noch stand er auf der Zinne der Partei, die keinen größeren Heißsporn besaß als ihn: aber doch nur darum, weil er der Mann des Staates war, der Erbe eines Hauses, dessen Söhne in allen Kriegen dieser Krone geblutet, ihren Trägern gedient, wohl auch getrotzt hatten, aber im Glück und Unglück mit ihrem Lande verwachsen gewesen waren: der Genius Friedrichs des Großen war in dem jugendlichen Helden lebendig geworden.

Daß Deutschland einig werden müsse, war ihm das Selbstverständliche. Wie er es von der Tribüne der preußischen Nationalversammlung in die Debatte über die Reichsverfassung hineinwarf: »Die deutsche Einheit will jedermann, den man danach fragt« — »aber«, so setzte er hinzu, »mit dieser Verfassung will ich sie nicht!« In seinen Reden und Briefen blitzten bereits Gedanken auf, welche die Wege seiner Zukunft beleuchteten. Aber als das Nächste galt ihm, die Stellung der preußischen Krone in der Brandung zu behaupten. Preußens Ehre, Preußens Kraft, Preußens Großmachtsstellung war seine Losung, Preußen und immer Preußen das Wort, in dem sich die Summe seiner Politik zusammenfaßte. So war das Programm beschaffen, mit dem der Sechsunddreißigjährige am 10. Mai 1851 als Gesandter seines Königs seinen Einzug in die Stadt des Deutschen Bundes hält.

Während er aber in Frankfurt den Boden studierte, auf den ihn das »Rad des Lebens«, das ihn so plötzlich erfaßt, hinausgeworfen hatte, Rivalen und Gegner und die wenigen Freunde mit suveränem Blick umfaßte, in dem Wirrwarr der Intrigen jeder Lage gewachsen

und sie bis auf den Grund durchschauend und benutzend, rauschte die nationale Woge, kaum zurückgeschlagen, schon wieder mit neuer Kraft daher. Denn immer drohender hingen die Wolken über dem deutschen Horizont: der Bund der drei Ostmächte seit der Revolution vermorscht und durch den Krimkrieg vollends zersprengt; Frankreichs Kraft unter dem neuen Bonaparte gegen den Rhein und die Alpen gewandt; Rußland, soeben von Frankreich geschlagen, dennoch bereit, ihm über Preußen hinweg die Hand zu reichen; und England als Asyl für alle Verbannten seinem »Gewerbe« ergeben, Revolutionen auf dem Festlande anzuzetteln. Ein paar Jahre noch, und das Ungewitter der Tiefe brach los; von Napoleon geschürt und geleitet, Krieg und Revolution zugleich, überglühte es ganz Italien von den Alpen bis zu der Südküste Siziliens. Und während diese Nation ihren Staat im Sturm gewann, fiel in Deutschland die gleiche Bewegung, kaum entfacht, abermals in sich zusammen und verstrickte sich der Herrscher, auf den die Patrioten alle ihre Hoffnungen gesetzt, mit seinem Landtag im Kampf um die Macht in einen Hader, aus dem schließlich weder er noch eine der Parteien einen Ausweg fanden.

In diesem Moment hat Bismarck das Steuer seines Staates ergriffen. Sein König hatte ihn gerufen, damit er ihm gegen die inneren Feinde helfe. Er aber lenkte, kaum daß er im Amte war, den Kurs gerade auf den Feind zu, gegen den er schon in Frankfurt auf der Wacht gestanden.

In vier Jahren war er am Ziel. Der Kampf um die Macht, um die Macht über Deutschland, war entschieden. Der Scheitelpunkt seiner Bahn war erreicht. Augenblicks wandte er jetzt sein Antlitz dem Pol zu, von dem er sich immer noch abgekehrt hatte, der Idee, als deren Verächter er bisher gegolten hatte: dem Aufbau des deutschen Staates.

Und alsobald veränderten sich alle Linien seiner Politik. Sieben Jahre zuvor, damals als er bei den Parteien als der Verräter, als Dienstknecht des Höllensohnes Bonaparte verschrien war, hatte er zu einem Freunde gemeint, daß, wenn er von einem Teufel besessen sei, es kein gallischer, sondern ein teutonischer sein müsse. Jetzt sollte er dessen Kraft an sich erfahren. Aus der Tiefe her hielt derselbe ihn fest. Seine innere wie seine äußere Politik erhielt von diesem Geist fortan die Richtung. Er gewann unerhörte Kräfte, so oft er

ihn anrief, und mußte sich fast hüten, den überstarken zu zitieren; nur mit Mühe konnte er, schon ein halbes Jahr nach der Niederwerfung Österreichs, in der Luxemburger Frage den Strom dieser Kräfte abdämmen; aber er benutzte alsbald die Glut, die sie entfacht, um mit den letzten Hammerschlägen die Verfassung des Norddeutschen Bundes fertig zu schmieden, die dann die Grundlage des neuen Reiches geworden ist. Er selbst entzündete dies Feuer, als er im Juli 1870 die Nation gegen Frankreich entflammen wollte, und es ist nicht auszudenken, welche Kräfte dadurch gelöst wurden; nur so konnten damals, wie wiederum heute, unsere Feinde zu Boden gestreckt werden.

Aber die nationale Idee hat den Starken auch im Wege hineingezwungen, die er lieber vermieden hätte. Sie nötigte ihn im Juli 1866 dazu, der Opposition die Hand zu reichen und brachte ihn, von dem Gesuch um Indemnität an bis hin zum Frieden von Wien, in immer neue aufreibende Kämpfe mit seinem königlichen Herrn. Sie führte den Bruch mit seiner eigenen Partei herbei und unterwarf ihn Forderungen der Liberalen, die er sonst nie bewilligt hätte. Und vor allem, sie übte von seiten der auswärtigen Politik einen Druck auf ihn aus, den er in den alten Zeiten niemals gefühlt hatte. Nun zeigte es sich, daß die Angst, welche die Patrioten immer vor dem Zaren und dem französischen Cäsar gehabt hatten, nicht grundlos gewesen war. Waren die europäischen Krisen vordem das rechte Wetter für Bismarcks Politik gewesen, so mußte er, nachdem es ihm noch einmal gelungen war, den ältesten und gefährlichsten aller Gegner Deutschlands, Frankreich, zu isolieren und niederzuwerfen, fortan alles daransetzen, um solche Stürme zu vermeiden. Bis ans Ende seiner Herrschaft hat nun dieser Gedanke seine Politik beherrscht; alle Bündnisse, die er schloß, alle Verhandlungen, die er führte, dienten dem Zweck, den Frieden, den er der Nation erobert, nach außen zu behaupten. Ein wahrhaft göttliches Geschick, das uns die Todfeinde in die Flanken setzte, damit der Geist, der in den Jahrhunderten der Ohnmacht und der Sehnsucht in uns erwachsen war, in dem Frieden, den die Macht verbürgt, weiter blühen könne. Es ist das Ziel, das uns auch in dem neuen Kriege gestellt ist, und durch nichts kann besser bewährt werden, daß es Bismarcks Werk ist, welches wir durch ihn schirmen.

Aber wir begreifen es nun, daß die Last, die jedes Jahr drückender wurde, auch seine gewaltige Kraft zu zermürben drohte, und daß

finstere Gedanken, dunklere Schatten sich auf seine Seele senkten, Stimmungen der Schwermut und Resignation ihn überkamen. Dies sind die Jahre, in denen er davon sprach, daß auch der Staatsmann nichts weiter sei als ein Geschöpf der Verhältnisse, und wo er über diejenigen lachen konnte, die ihm überhaupt eine besondere Macht zuschrieben, indem sie Gewalt und Willkür verwechselten. Es war das prometheische Los, das ihm schon Freund Roon vorhergesagt hatte, und das noch alle Gewaltigen auf Erden getroffen hat.

Dennoch blieb er bis ans Ende der Kämpfer, und hat sich sein Werk in seinen Grundlagen voll behauptet. Ein kunstvoll geeinigtes Chaos, so hatte der Erbe des preußischen Thrones, für den er die Kaiserkrone geschmiedet, die Verfassung bezeichnet, welche Bismarck dem Reiche gab: es ist die gleiche, die uns heute den ungeheuren Kampf durchhalten läßt. Alle Maße waren richtig berechnet, auch solche, an denen er selbst gezweifelt hat; ja gerade diese bewähren heute ihre Stärke: um keine Linie ist der Bau aus seinen Fugen gewichen. Die Grundkräfte des deutschen Lebens sind darin zu voller Harmonie vereinigt: die nationale Idee, die Idee des Jahrhunderts der Revolutionen, ist darin verschmolzen mit den Kräften, die in den alten Zeiten gebildet waren und das zerfallende Reich wie die Kämpfe um die Einigung selbst überdauert haben. Denn alles, was Macht war, erkannte Bismarck an und schonte es, sobald es sich seinem Staatsgedanken unterwarf. Darum ward der freiwillige Zusammenschluß das Grundgesetz des neuen Bundes, dem er den alten Namen des Reiches zurückgab. Den Staaten, die es bilden, überließ er die Pflege des kulturellen Lebens, das sie in ihren Bereichen eigentümlich entwickelt hatten, alles, was lokales Interesse besitzt, das eigentlich Heimatliche. Was aber die Macht verlangt, die uns die Güter der Kultur erst sichert, dem Genius der Nation freie Entfaltung gewährt, was ihr die Möglichkeit bietet, frei zu atmen in der Welt, das hat er in den gemeinsamen Organen des Rechts, der Wirtschaft und des Krieges zusammengefaßt.

Nur wenn wir den Schöpfer von Kaiser und Reich seinem Werke selbst gegenüberstellen, wird uns seine titanische Gestalt in allen ihren Zügen sichtbar, wird uns seine Entwicklung selbst verständlich: die Einheitlichkeit und Geschlossenheit seiner Politik, die wie ein von einem Gedanken beherrschtes System sich vor uns aus-

breitet, wie ein planmäßig in allen seinen Teilen wohlberechnetes Kunstwerk sich darstellt; die Beharrlichkeit und die Vorsicht; die Geduld auch, mit der er seine Pläne verfolgte, und der Trotz, die Unerbittlichkeit, mit der er sie durchführte; auch wohl die Ungeduld, die ihn oft übermannte, der Herrscherwille, der seiner Herrscherkraft entsprach, die Glut der Leidenschaft, ohne die er niemals seine Ziele erreicht hätte; das Nibelungenhafte seiner Natur, das ihn, der im Glanz der Morgensonne seines Lebens wie Jung Siegfried ausgezogen war, gegen das Ende seiner Tage den altgewordenen Helden unserer Sage gleichen ließ, an den grimmen Hildebrand, an Hagens Zornmut und den Feueratem des starken und getreuen Dietrich von Bern uns erinnern könnte: das Dämonische mit einem Wort, das ihm wie allen Baumeistern der historischen Welt, die immer zugleich Zerstörer waren und Schöpfer, zu eigen war. So wie es uns seine Bilder offenbaren, von den weichen Formen der Jugendzeit an bis zu den von tragischer Schwere umwitterten Zügen seiner Altersgestalt mit dem dunklen Glühen seiner Augen: Züge, die der Meister des Hamburger Denkmals fast ins Überirdische, zu finsterer Majestät erhöht hat.

Es ist alles so gekommen, wie er es in jener erhabenen Rede vorausgesagt hat: die Feinde Deutschlands, deren Politik er mit rückhaltloser Offenheit darin kennzeichnete, haben ihre Gedanken offenbar gemacht, alle ihre Kräfte haben sie gegen uns vereinigt. Aber auch sein Prophetenwort, daß, wenn es um unsere Ehre, unsere Freiheit gehen sollte, das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen würde, ist Wahrheit geworden. Es ist, als ob der steinerne Riese auf der Kuppe des Hamburger Stadtwalles von seinem Postament herabgestiegen wäre und sich zu seinen Deutschen im Felde gesellt hätte. In Wahrheit, Bismarcks gewaltiger Schatten zieht mit in unseren Heeren. Sein Schwert ist es, dessen Schläge draußen so furchtbar widerhallen; und wohin seine Flammenblitze fahren, dringt Verderben unter die Feinde des deutschen Namens: als kämpfe St. Michael selber in unseren Reihen. Denn der Geist unserer Väter ist in uns lebendig geblieben, die Vaterlandsliebe ist zum Gemeingut der ganzen deutschen Nation geworden, und jeder Wehrmann hegt, so wie er es damals verkündigt hat, den festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein.

Bismarck als Diplomat.

(Januar 1915.)

Vor einigen Jahren war bei uns in der Öffentlichkeit eine lebhafte Diskussion entbrannt über eine Reform des diplomatischen Dienstes. Nicht nur in der Presse, sondern auch im Parlament wurde Klage darüber geführt, daß der Kreis, aus dem die Regierung ihre jungen Diplomaten wähle, zu eng gezogen sei; daß die Vorbildung, besonders auf geschichtlichem Gebiet und in allen wirtschaftlichen Fragen, zu gering sei; daß man auf die Zugehörigkeit zu einem der vornehmen Korps oder einem der Garderegimenter und auf hochklingende Adelstitel mehr Gewicht lege als auf Kenntnisse; und daß man auf große Revenuen und gesellschaftliche Tournure mehr achte als auf geistige Ressourcen. Solchen Vorwürfen gegenüber hatte die Regierung keinen leichten Stand. Denn sie konnte nicht leugnen, daß die Arbeit unserer Diplomaten nur geringe Erfolge aufzuweisen habe. Und so ist denn auch seitdem manches geschehen, um den jungen Herren in der Wilhelmstraße ein stärkeres geistiges Rüstzeug mitzugeben; und dann und wann mag ja wohl auch aus den gehobenen bürgerlichen Kreisen der eine oder der andere, statt, wie es sonst zu geschehen pflegte, in die Konsulatskarriere abgeschoben oder in der Zentralverwaltung verwandt zu werden, zu dem höheren auswärtigen Dienst zugelassen sein.

Heute sieht jedermann, daß unsere Diplomatie in der Tat gegenüber den feindlichen Kräften, die uns seit Jahren bedrängten, versagt hat; daß sie die Zahl unserer Feinde nicht vermindert und die unserer Freunde nicht vermehrt hat; und daß sie selbst von der Plötzlichkeit und der Schwere der Katastrophe kaum weniger überrascht worden ist als die breite Welt der diplomatischen Laien. Unser führender Staatsmann hat es in jener Stunde, da der englische Botschafter ihm die Kriegserklärung seines Landes überbrachte — gewiß einer der bedeutungsvollsten Momente in der neueren Geschichte — rückhaltlos bekannt, daß seine Politik ein Fehlschlag gewesen sei, in Worten,

die durch den leidenschaftlichen Ton, den Schmerz und die sittliche Empörung, die sie durchbebten, offenbarten, wie ernst es ihm mit seinem durch fünf lange Jahre durchgeführten Bestreben gewesen ist, den stärksten und hinterhaltigsten unserer Rivalen zum Freunde zu gewinnen.

Seitdem hat das Schwert das Wort. Und siehe da, dies brachte uns sofort, was der Feder versagt geblieben war: diplomatische Erfolge. Der alte Dreibund wurde durch den Ausbruch des Krieges gesprengt; denn mag er auch dem Namen nach noch heute gelten, so weiß doch alle Welt, wie wenig er in Wirklichkeit bedeutet, und daß wir noch froh sein mußten, wenn die Freundschaft mit Italien sich nicht ins Gegenteil verwandelte: hatte es doch bereits zur Zeit des Friedens in den Fällen, wo es auf die Probe ankam, seine Stellung jedesmal bei unseren Gegnern genommen und da, wo es auf eigenen Wegen ging, unsere Kreise direkt gestört. Statt dessen aber ist ein neuer Dreibund entstanden, der, wenn etwa die Mittelstücke, welche bisher fehlen, noch hinzukommen sollten, von Wilhelmshaven bis Bagdad reichen würde und auf jeden Fall einen stärkeren Wall darstellt, als das heute auseinandergebrochene Zentraleuropa: weil er eben durch das Schwert gegründet, durch den Kampf, den jedes seiner Glieder um die Existenz zu führen gezwungen ist, zusammengefügt wurde. Noch wissen wir nicht, wie jene Zwischenstaaten sich verhalten werden. Wie aber auch immer die Dinge laufen werden, unser Schwert allein wird ebensowohl andere Schwerter, die sich schon in der Scheide lockern wollten, darin zurückhalten, wie es sie, falls wir mit ihm unsere Feinde niederschmettern, an unsere Seite bringen wird. Auch die neuen Diplomaten, welche unsere Sache jetzt an den fremden Höfen vertreten, werden, wie genau sie mit den Intentionen unserer Regierung und derjenigen, bei denen sie akkreditiert sind, vertraut sein, wie tief ihre Einsicht und wie fest auch ihr Wille sein mögen, nichts erreichen ohne die Macht, die hinter ihnen steht. Diese allein kann uns die Freunde erhalten, die wir besaßen, und neue gewinnen, wie sie allein unsere Feinde niederzwingen wird.

Dürfen wir danach sagen, daß jene Klagen oder Vorwürfe gegen eine Klasse von Beamten, denen unsere Regierung die wichtigsten Interessen der Nation anvertraut, berechtigt waren? Doch nur dann, wenn es diplomatischer Geschicklichkeit möglich gewesen wäre,

den Felssturz, der im Sommer plötzlich und urgewaltig auf uns niederbrach, zurückzuhalten. Es gibt jedoch in der großen Politik säkulare Verschiebungen, die auch die einsichtigste und kraftvollste Staatskunst (für welche die Diplomatie doch immer nur Mittel und Werkzeug ist, zu der sie sich verhält wie die Taktik zur Strategie) nicht verhindern kann. Das sind die großen Krisen, die Weltwenden in der Geschichte, wie diejenige eine ist, die wir heute erleben: wo der Staatsmann nichts weiter vermag als den Moment, den das Schicksal ihm setzt, zu erfassen, wo seine Kunst gerade darin besteht, daß er an die Macht, an das Schwert zu appelieren den Entschluß faßt, den Krieg als das letzte Mittel der Politik, als die ultima ratio regum ergreift. Ein solcher Moment trat ein für Friedrich den Großen im Sommer 1756, als sich ihm die Koalition Rußlands, Österreichs und Frankreichs in unabwendbarer Nähe am Horizonte abzeichnete; für Napoleon im Frühjahr 1803, als England den Frieden, zu dem es ein Jahr vorher sich verstanden hatte, zu brechen entschlossen war; und für Bismarck am 13. Juli 1870, als er durch Umredigierung der Emser Depesche das schon halb verlorene Spiel herstellte und, was ein Rückzug zu werden drohte, mit ein paar Federstrichen in einen nicht mehr zu hemmenden Angriff verwandelte.

Niemand ist sich dieser in der Natur der Dinge liegenden Notwendigkeit stärker bewußt gewesen als der Schöpfer unseres Reiches. Zu allen Zeiten hat Bismarck gewußt, daß die Welle sich nicht lenken läßt, daß alle Kunst und Kraft, die dem Staatsmann zu Gebote steht, nur darin beruht, das Staatsschiff den Stürmen zum Trotz im rechten Kurs zu halten. Jahre hindurch hat er mit ihm die hohe See der Politik aufgesucht und gerade die großen Krisen (nach seinem eigenen Wort) als das Wetter begrüßt, in dem Preußens Macht wachsen werde. Danach hat er zwei Jahrzehnte hindurch unausgesetzt mit eingerefften Segeln seine Fahrt gemacht und alles getan, um den Zusammenprall zu vermeiden; nahe am Ufer, ja im Hafen selbst hat er sich nun gehalten: aber auch da waren es jederzeit die Felswände der Macht, neben denen er ankerte, und vor denen es allen Gegnern Deutschlands grauste. Daß es ihm in dieser Epoche seines Wirkens gelungen ist, den Zusammenstoß mit überlegenen Gewalten zu vermeiden, darf wohl als die größte Probe seiner Staatskunst aufgefaßt werden. Aber auch dies war nur möglich, weil der zwei Jahrhunderte alte Gegensatz zwischen Frankreich und England,

und ebenso der neuere, erst im 19. Jahrhundert entwickelte, zwischen England und Rußland noch bestanden: Konstellationen, die seitdem, wie wir es heute erleben, beseitigt oder wenigstens hinausgeschoben sind und einem Kriegsbund dieser drei Mächte und ihrer Vasallen gegen uns Platz gemacht haben. Nicht eher also, als bis uns bewiesen würde, daß es möglich gewesen wäre, diese Umgruppierung der großen Mächte zu verhindern, oder daß wir unsere Machtziele trotz der Tripleentente hätten erreichen können, dürften wir in jene Anklage rückhaltlos einstimmen.

Auch Bismarck hat gelegentlich das Bedürfnis einer besonderen Vorbildung für die diplomatische Karriere betont. Jedoch verlangte er dies nicht eigentlich von den Diplomaten von Fach; er richtete solche Mahnungen vielmehr an diejenigen unter seinen Gegnern, welche, ohne irgendwie als Fachleute in der hohen Politik sich bewährt zu haben, ihm dennoch die Ziele der preußischen und der deutschen Politik anzugeben wußten und die Methoden, die er anwandte, einer oft überaus scharfen Kritik unterzogen. Es waren die Herren von der liberalen Oppostion, welche in den Kämpfen um die deutsche Einheit andere Wege vorhatten als die, welche Bismarck gewählt hatte. Er suchte diese unerbetenen Ratschläge dann wohl mit der Bemerkung abzuwehren, daß jene von Dingen sprächen, die außerhalb ihres Horizontes lägen, und zu denen eine fachgemäße Vorbildung gehöre. Und diese Auffassung ist durch den Erfolg, den Sieg Bismarks so allgemein geworden, daß sie sogar noch heute zuweilen vorgetragen wird und nicht nur für Bismarck, sondern auch für seine Nachfolger gelten soll. An seine eigenen Kollegen hat Bismarck jedoch niemals solche Anforderungen gestellt. Er beklagte sich wohl eher über die beamtenmäßige Manier, mit der in der preußischen Diplomatie die Geschäfte getrieben würden; »wir betreiben«, schreibt er an den General von Gerlach schon im zweiten Bericht von seiner Frankfurter Gesandtschaft, »eine Menge kleiner Sachen, die allerdings notwendig gemacht werden müssen, mit denen aber der große Apparat von so vielen hochbezahlten Gesandtschaften und Unterbehörden kaum im Verhältnis zu stehen scheint«. Und der dürftige Nachwuchs in der preußischen Diplomatie erregte ihm ganz so wie ihren heutigen Anklägern die Galle: »Die Menschen«, so lesen wir in einem anderen Briefe aus jener Zeit, »fehlen uns zum

Verzweifeln.« Aber die Eigenschaften, die er fordert, haben mit den Ansprüchen, die er der liberalen Opposition der 60er Jahre, etwa einem Gneist oder Virchow gegenüber machte, nichts zu tun. »Prillwitz von den Gardekürassieren«, so schreibt er an den General, »hat große Lust hierher, weil er in die Jahre kommt, wo ihm das unverständige Fähndrichsleben, das er bisher getrieben, drückend wird. Ich hätte ihn sehr gern, weil ich glaube, daß sich etwas aus ihm machen läßt. Er hat ungewöhnlich viel Mutterwitz, ein sehr preußisches Herz und ist doch soweit vernünftig schon geworden, daß er die Mängel seiner Ausbildung fühlt und sich durch Hauslehrer mit täglichem Unterricht nachzuhelfen sucht.« Vollends an bürgerlichen Ersatz senkt Bismarck überhaupt nicht. Im Gegenteil, indem er einem seiner Kollegen die Befähigung zum Diplomaten durchaus abspricht, meint er, derselbe sei, »etwa ein Diplomat von der Art wie sie Harkort und anderen Demokraten vorschweben, wenn sie der Kammer bürgerliche Geschäftsträger und Konsuln statt der besternten Grafen anpreisen« — woraus man sieht, daß die Forderungen, denen unsere Regierung heute einigermaßen nachzugeben sich anschickte, schon im Jahre 1853 von der gleichen Seite vorgebracht worden sind. Freilich hat Bismarck selbst eine ganze Reihe bürgerlicher Namen in seinen Dienst gezogen; ich brauche nur an Lothar Bucher zu erinnern, lange Zeit der intimste seiner Helfer, oder an Busch, den Staatssekretär, den Bismarck ebenfalls hochschätzte, auch an kleinere Geister, wie die Hepke, Ägidy und Moritz Busch, das »Büschchen«, wie Bismarck wohl einmal den kleinen Mann, wenn er ihn umwedelte, nannte. Aber er hat sie und andere fast nur zu seinem persönlichen Dienst und im Zentrum der Geschäfte verwandt. Für die Vertretung des Staates an den Höfen sah auch er es als selbstverständlich an, daß nach dem alten Herkommen und dem allgemeinen Brauch, wenigstens der monarchischen Regierungen, Mitglieder der aristokratischen Gesellschaft gewählt würden. Zwar zufrieden war er auch mit ihnen selten genug. Von dem vorhin Genannten, den er als den Idealdiplomaten der Demokratie charakterisiert, meinte er, er sei »unter uns gesagt ein ganzer Narr mit Stern und Eichenlaub«. Nicht ganz so scharf, aber ebenfalls von geringer Anerkennung zeugend, lauten seine Urteile über Diplomaten wie Josias Bunsen, Graf Harry von Arnim und den Herrn von Werther, dem sein unerhörtes Ungeschick als Botschafter in Paris im Juli 1870

das Genick brach; sowie Bismarck auch die Minister, unter denen er diente, einen Otto v. Manteuffel, v. Schleinitz und Graf Bernstorff, nicht eben hoch einschätzte. Auch Robert von der Goltz, für dessen Übernahme in den diplomatischen Dienst er sich in seiner Frankfurter Zeit eingesetzt hatte, und zwar wesentlich unter dem Gesichtspunkt, um ihn aus der Umgebung der Wochenblattpartei zu entfernen, wurde ihm später überaus lästig. Kaum einer der großen Posten war ihm in der Zeit seiner drei Kriege nach Gefallen besetzt; weder Savigny noch Arnim noch Werther, geschweige Graf Usedom, dienten ihm so wie er es wünschte. Und wenn Goltz als der einzige nicht durch Bismarck selbst entfernt worden ist, so hat es nur daran gelegen, daß ihn der Tod, bevor der Bruch entschieden war, hinwegnahm.

Er selbst jedoch hat von allen schulmäßigen Bedingungen, welche heute an einen richtigen, seinen Aufgaben gewachsenen Diplomaten gestellt werden, keine einzige erfüllt; es müßten denn seine Sprachkenntnisse genannt werden, vor allem seine wundervolle Beherrschung des Französischen, wodurch er bei einer Audienz im Sommer 1862 sogar dem Kaiser Napoleon imponierte. Er hatte ja, als er die Universität bezog, an die diplomatische Laufbahn gedacht, und damals erfüllte ihn wirklich der Traum, ein neuer Metternich oder Talleyrand zu werden; der Ehrgeiz, wie er später einem Universitätsfreund schrieb, war noch der Lotse auf seiner Lebensbahn. An dieser Absicht hielt er noch fest, als seine Eltern es schon nicht mehr wünschten und ihm die Offizierslaufbahn anrieten. Dann aber wurde ihm der Dienst in den preußischen Schreibstuben, die Aussicht, auch beim Ergreifen der diplomatischen Karriere aus der Engigkeit bureaukratischer Formen nicht herauskommen zu können, mehr und mehr lästig; er riß sich von den Fesseln des Staates, welche seine junge Kraft nicht zu ertragen vermochte, ganz los, um in der freien Luft des Landlebens das zu gewinnen, wonach seine Seele dürstete: Unabhängigkeit, das hieß Herrschaft. Und erst die Revolution führte ihn wieder zum Staate zurück. Sie hat ihm, wie vielen andern, freie Bahn für die Entwicklung seiner Kräfte gemacht. Wäre sie nicht gekommen, er hätte wohl sein Leben als Deichhauptmann in Schönhausen beschlossen. In der Revolution aber war es ganz die innere Politik, der er sich ergab: der Rettung der Krone vor dem Anwogen der Demokratie, der Aufrechterhaltung Preußens gegen die alsbald

fessellos gewordene deutsche Bewegung galt sein Sinnen und Wirken, mochten auch dann und wann bereits Gedanken in ihm aufblitzen, die auf die spätere Richtung seiner auswärtigen Politik hinwiesen. Auf diesem Felde hat er zuerst alle Künste seiner Diplomatie entwickelt; es ist die Zeit, wo er meist in Potsdam war, »um«, wie er jenem Universitätsfreunde schrieb, »einer ruchlosen Kamarilla zu assistieren«.

Und diese Verdienste sind es gewesen, welche ihm die Stellung in Frankfurt einbrachten; so wie sein Freund und Parteigenosse Herr von Kleist-Retzow als Lohn für ähnliche Taten das Oberpräsidium der Rheinprovinz erhielt. Es galt, Preußen nach der Niederlage von Olmütz wieder eine Stellung in dem bundestäglichen Deutschland zu verschaffen, es mit Österreich näher zusammenzubringen, anderseits aber die Mittel- und Kleinstaaten, die durch die unglückliche Unionspolitik an den Wiener Hof herangedrängt waren, von diesem abzuziehen und (worin man sich mit allen Bundesregierungen am meisten im Einklang finden durfte) die Reste des revolutionären Geistes in dem gesamten Bundesgebiet auszutilgen.

In der Zeit, als Bismarck zu der Höhe des Sieges emporstieg und alle Welt über die Größe seiner Erfolge und die Genialität seiner Politik fast sprachlos war, pflegte man die Frankfurter Jahre als seine Lehrzeit in der Diplomatie zu bezeichnen. Hierauf hat bereits Heinrich v. Sybel in feiner Wendung die richtige Antwort gegeben, wenn er schreibt, diese Auffassung passe genau so, wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches spräche. In der Tat finden wir Bismarck zu Frankfurt vom ersten Tage ab in seinem Element. . Jeder Weg, mag er zwischen Klippen hindurchführen oder über Untiefen hinweggleiten, ist ihm fortan recht; jedes Hindernis weiß er zu nehmen, und keines erschreckt ihn. Niemand von seinen Kollegen imponiert ihm, und allen sieht er unter die Haut; sie sind ihm unausstehlich mit ihrer Wichtigtuerei und diplomatischen Berichtsmiene, die sie bei jedem Gespräch aufsetzen, und wodurch der ganze Verkehr mit ihnen zu einem gegenseitigen mißtrauischen Ausspionieren wird. Und wenn man noch etwas auszuspionieren und zu verbergen hätte! Aber es sind lauter Lappalien, mit denen diese Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind ihm mit ihrer Kleinlichkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete in der zweiten

Kammer im Gefühl seiner Würde. Sogar seine eigene Tätigkeit erscheint ihm schal und wertlos. In der Kunst »mit vielen Worten gar nichts zu sagen«, schreibt er bereits am Ende der ersten Woche an seine Gemahlin, »mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was darin steht, so kann er mehr wie ich«. Er weiß genau, daß nur äußere Ereignisse, welche die Diplomatie weder leiten noch vorherbestimmen kann, eine Änderung zustandebringen werden. Er hat nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen: »Aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge von Hammeltalg zu spüren ist, überrascht mich. Schickt Schultzen Filöhr, Stephan Lotke und Herrn v. Dombrowsky aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen.« Er sehnt die Zeit herbei, wo er dieser ganzen »goldbeblechten Schützenherrlichkeit« den Rücken kehren kann und der Freiheit des Landlebens wiedergegeben werden wird, aus der ihn das Rad des Lebens, das ihn erfaßte, herausgeworfen hat. Kaum ist er in Frankfurt ein wenig warm geworden, so entwirft er für seinen Freund Leopold v. Gerlach, in dem ersten Brief, den er an ihn schreibt, eine ganze Galerie von Porträts seiner Kollegen. Jedem gönnt er nur zwei bis drei Zeilen, aber sie treten vor uns hin, als ob sie lebten; wie im Kinematograph ziehen sie an dem Leser vorüber. An der Spitze Seine Exzellenz der Präsidialgesandte Graf Thun: »ein Gemisch von ungehobelter Derbheit, die leicht für ehrliche Offenheit passiert, von aristokratischer Nonchalance und slavischbäuerlicher Schlauheit; hat stets keine Instruktionen und scheint wegen Mangel an Geschäftskunde von seiner Umgebung abhängig zu sein«. Ihm folgen seine Mitarbeiter: der Baron Brenner, »ein romantischer Beau, groß, schön und brünett, klug und unterrichtet, aber faul, in Gesellschaft schweigsam«; weiter der Baron Noll, »etwas älter, scheinbar mehr der Flasche als den Weibern zugetan, ersterer jedenfalls über den Durst«. Vorsicht und Unaufrichtigkeit ist der bemerkenswerteste Charakterzug in ihrem Verkehr mit den Preußen. Redensarten von der Notwendigkeit gemeinsamen und einheitlichen Wirkens haben sie bis zum Überdruß im Munde; wenn es sich aber darum handelt, Preußens Wünsche zu fördern, so ist ein offizielles »nicht entgegen sein wollen« und ein heimliches Vergnügen, Hinder-

nisse zu bereiten, das einzige, was man von ihnen zu erwarten hat. Es folgen die Mittelstaatler. Zuerst der Bayer, General Xylander: »stellt sich beschränkt und ehrlich, ersteres gelingt ihm vollständig«; in bezug auf die zweite Eigenschaft hat Bismarck noch kein Urteil gewonnen. Herr v. Nostiz, der Sachse, »ist vorsichtig, höflich, biegsam, wie ich glaube, unzuverlässig und falsch aus Schwäche, geschäftskundig und nach seinen Reden vulgär konstitutionell«. Über den Württemberger, Herrn v. Reinhard (den Sohn jenes napoleonischen Grafen Reinhard, der, ein württembergischer Pastorssohn, in jungen Jahren nach Frankreich geraten und, von den Wellen der Revolution in die Höhe getragen, nach langer diplomatischer Laufbahn Frankreichs erster Bundestagsgesandter gewesen war) ist Bismarck sich noch nicht klar; später hat er um so böser über ihn geurteilt. Der Badener, Herr v. Marschall, »ist ein kluger gewandter Mann, der viel Hinneigung zu Preußen an den Tag legt, fast zu höflich; betrügt auch er uns, so tut er es wenigstens mit Anstand«. Der Kurhesse, Herr v. Trott, läßt sich nirgends sehen, »lebt einsam in seinem Zimmer, klagt sehr über die Hitze trotz eines auffallend leichten und nicht ganz propern häuslichen Kostüms und macht einen etwas landjunkerlichen Eindruck«. Und so geht es weiter bis zu den ganz Kleinen herunter, dem Herrn v. Fritsch aus Weimar, dem Syndikus Banks von Hamburg und dem »Talleyrand von Bremen«, dem alten Smith, »dem keiner recht traut, und der für Deutschland nur insoweit Sinn zu haben scheint, als Bremen darin liegt«.

Ein wenig Karrikatur mag ja in diesen Bildern sein, und die darin Geschilderten würden sich nicht geschmeichelt gefühlt haben; der Blick für die Schwächen seiner Mitdeutschen war in Bismarck von früh auf ausgebildeter, als für ihre stärkeren Seiten; die love of approbation, auf die er für sich selbst keinen Anspruch machte, war in ihm auch andern gegenüber, wie er wiederholt eingestanden hat, wenig entwickelt. Aber im Kern hat er die Herren Kollegen ohne Frage richtig und mit wundervoller Treffsicherheit aufgefaßt. Er konnte es, weil er selbst von den Schwächen der andern frei war; denn Menschenkenntnis beruht immer auf Selbstbeobachtung und Selbstkritik. Er hat Napoleon III. schon zu einer Zeit, wo dieser noch in allen Kabinetten und bei allen Parteien für einen Ausbund politischer Klugheit galt, völlig durchschaut, seine persönlichen Schwächen ebenso wie die wankenden Stützen seiner Politik; und

Gortschakow, der in der öffentlichen Schätzung ungefähr die gleiche Stellung einnahm wie der französische Kaiser, erschien ihm von Anfang an mehr tölpelhaft als schlau; einen »Fuchs in Holzschuhen« nennt er ihn schon in seinen Frankfurter Berichten. Wie er denn überhaupt von den russischen Diplomaten wenig hielt: »Sie kochen«, schreibt er während des Krimkrieges an den General v. Gerlach, »eben auch mit Wasser, und diese wegen ihrer Feinheit und Allgegenwärtigkeit sonst so gefürchtete russische Diplomatie könnte zwar nicht von der unsrigen, aber doch von der österreichischen sehr viel lernen«. Ein Blick, eine Wendung des allzeit Schlagfertigen genügte, um die Schlausten zu entlarven. Er selbst blieb für jedermann unergründlich und jeder Situation gewachsen. Mit der souveränen Beherrschung aller Verkehrsformen verband er eine Höflichkeit, die sich nichts vergab und ihn um so unnahbarer machte. Man müsse, äußerte er einmal an der Tafelrunde zu Versailles, die Leute so rücksichtsvoll behandeln wie möglich — oder sie unschädlich machen, eins von beiden; grob sein dürfe man, fügte er scherzend hinzu, nur gegen seine Frau. Es war eine Ritterlichkeit, wie man sie dem Gegner auf der Mensur zu erweisen pflegt, oder, wie Bismarck selbst es während der Revolution gegen einen demokratischen Parlamentskollegen als seinen Grundsatz bekannt hatte: eine Höflichkeit »bis zur letzten Galgensprosse«. Immerhin hatte auch dies bei ihm seine Grenze. Schon in Schönhausen, in den schönen Tagen der ländlichen Freiheit und des Brautstandes, hat er der Geliebten eine Probe von seiner Verhandlungskunst mitgeteilt, die ihn noch im Besitz anderer Mittel zeigte. Es war ihm gelungen, einen durch vier Jahre hingeschleppten Streit zwischen 41 »übermütigen Bauern« (so schreibt er) durch einen Vergleich beizulegen: »Nach vierstündiger Arbeit, bei der ich mit schmeichelnder Liebenswürdigkeit und klotziger Grobheit wechselte und selbst einige Male in effektiven Zorn geriet, hatte ich sie zusammen«. Wie oft hat er diese Taktik (den Gegner zu erschrecken, den schon Wankenden durch einen leidenschaftlichen Angriff zu entwaffnen) später im Großen angewandt; in den Zorn selbst, so echt er war, legte er dann Berechnung.

Die Regel jedoch blieb ihm für alle Politik ruhiges Beobachten, unbefangenes Urteilen und leidenschaftsloses Handeln, oder nennen wir es lieber im Hinblick auf seine Löwennatur: Bändigung der Leidenschaft. Immer sind es die Realitäten, auf die er den Blick hinlenkt:

die allgemeine Lage; die Kräfte, über die der Gegner verfügt, mag er sie aus eigener Macht schöpfen oder aus der Verbindung mit andern; auch seine persönlichen Schwächen, die, wie Bismarck sehr wohl merkt, oft nur ein Ausdruck und Wiederschein der Machtlosigkeit sind, aber gerade darum von ihm als wichtige Faktoren in die Rechnung eingesetzt werden; und wer hätte sie besser ausnutzen können als Bismarck! Er beurteilte sie alle »mit der Ruhe des klassifizierenden Naturforschers«; und, wenn ihm einmal etwa im Verkehr mit dem zanksüchtigen und stets intrigierenden Grafen Prokesch, Thuns Nachfolger in Frankfurt, die Galle überlaufen wollte, so war ihm jener im ganzen als Gegner noch lieber als der beschränkte, aber ehrliche Graf Rechberg — wenigstens so lange ihm mehr daran lag, sich mit Österreich zu schlagen als zu vertragen. »Sie müssen politisch schreiben, und in der Politik ist der Zweck nicht Beleidigung«, so ermahnt er einen seiner Adjunkten. »Die Begriffe Strafe, Lohn, Rache«, so ist seine Lehre, »gehören nicht in die Politik. Diese darf der Nemesis nicht ins Handwerk pfuschen, nicht das Richteramt üben wollen, das ist Sache der göttlichen Vorsehung. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehe. Sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein mit der Frage zu beschäftigen: Was ist hierbei der Vorteil meines Landes, und wie nehme ich diesen Vorteil am besten wahr?« Er fand diese Lehre in einem Lehrbuch der Politik, das er schon auf der Universität studiert hatte, eingehender als die Vorlesungen des alten Heeren, in Shakespeares Königsdramen; aus »Richard dem Zweiten« zitierte er sie einmal einem alten Gegner von 1866, dem Staatsminister v. Mittnacht: »Ich kenne weder Haß noch Liebe«; — vom persönlichen Standpunkt sei das lächerlich, aber Staaten sollten so regiert werden. Es war das Staatsgefühl, das in ihm noch mächtiger war als die Leidenschaft, von der es doch ganz durchglüht war, das sie wie mit eisernen Reifen umschloß und in Zucht hielt. Sobald Bismarck am Schreibtisch saß, gewann er sofort die volle Ruhe des Urteils. Darum lesen sich seine Berichte, schon die aus Frankfurt, und gerade diese besonders, wie historisch-politische Abhandlungen: sie atmen Rankesche Objektivität und könnten in der Tat mit der Konzentriertheit ihrer Gedanken, dem Weitblick und der die historischen Bedingungen der politischen Lage voll erfassenden Einsicht dem Geiste des Meisters der Geschichtswissenschaft entstammen.

Zu den sonderbaren Ansichten, die sich im Laufe der Zeit über unseren Helden gebildet haben und zuweilen noch laut werden, gehört auch die Meinung, daß Bismarck mit den Gewohnheiten einer veralteten Diplomatie, die in einem listigen Verschleiern ihrer Absichten ihre Hauptkunst gesehen, gebrochen und zum erstenmal das Prinzip voller Offenheit in die Politik eingeführt habe. Damit aber tut man ihm schweres Unrecht an; die Größe seines Wirkens würde dadurch unendlich verlieren. Wenn irgendein Politiker, so hat auch Bismarck sich auf Talleyrands Satz verstanden, daß die Diplomatie die Kunst sei, seine Gedanken durch Worte zu verbergen. Erwäge man doch, welche Aufgaben er sich gestellt hat, oder wie sie sich im Laufe der Jahre für ihn gestalteten: gegenüber Österreich, von Olmütz ab über Königgrätz zum Bündnis von Wien; gegenüber der Nation, von der Revolution her, die keinen größeren Gegner fand als ihn, bis zur Gründung des Reiches hin, in das er doch so viele Gedanken von 1848 wieder aufnahm, und weiter durch alle die Kämpfe hindurch, die er mit den alten und den auf dem Boden des neuen Deutschlands entstandenen Parteien zu führen hatte; gegenüber Europa, in dessen Mitte er das Reich wieder aufrichtete, das seit Jahrhunderten in sich zerfallen gewesen und zum Spielball der fremden Nationen geworden war. Er hat Habsburg aus Deutschland verdrängt, um es dann wieder an seine Seite zu ziehen; er hat Rußland der Protektorstellung, die es seit den Tagen von Memel in Preußen und an den kleineren deutschen Höfen besessen hatte, beraubt und durch das Bündnis mit Österreich den Weg geöffnet, der, wenn er selbst ihn auch noch vermeiden konnte, schließlich doch zu dem Kriege auf Leben und Tod geführt hat, in dem wir heute mit den Moskowitern begriffen sind; Frankreich, das Jahrhunderte hindurch über deutsche Kräfte wie über die eigenen verfügt hatte und die Vormacht auf dem Kontinent gewesen war, hat er zu Boden geschlagen und mit ihm die deutschen Westmarken wieder entrissen, sowie er schon früher die Nordmarken Dänemark abgenommen und der Nation zurückgewonnen hatte; und obschon er von einer ausgreifenden Überseepolitik nicht viel wissen wollte, hat er dennoch in den großen Fragen der internationalen Politik, in Ägypten, am Balkan und am Kongo, Deutschlands Stellung voll gewahrt und ist mit dem Flottenbau wie der Erwerbung unserer Kolonien wiederum in Wege eingelenkt, die, mit den andern vereinigt, uns in den Weltkrieg hineingebracht haben.

Wie aber hätte Bismarck alle diese Ziele, welche das Leben der Nation von Grund aus umgestalteten und ganz neue Konstellationen in der allgemeinen Politik heraufbeschworen, jemals erreichen können, wenn er seine Karten stets auf den Tisch gelegt hätte! »Ich schwöre überall, daß wir uns mit Österreich gerührt in den Armen liegen und jeder über des andern Vortrefflichkeit weint«, meldet er seinem Freunde, dem General, im März 1854 — in den Wochen, als er alles tat, um den König und seinen Minister von dem Anschluß an die Bundesbrüder in Wien und an ihre westmächtliche Politik zurückzuhalten.

Was aber für das Ausland gilt, trifft auch für das Inland zu. Auch hier verfolgte Bismarck Ziele, die ihn zu allen Strömungen des öffentlichen Lebens in Beziehung brachten, aber mit keiner zusammenfielen. Seine Politik berührte sich irgendwie und wo mit den Programmen aller Parteien, die er auf seinem Wege zu dem neuen Reiche fand — man möchte sagen von Ludwig v. Gerlach bis zu Lassalle; aber er unterwarf jedes Stück darin dem Staatsgedanken, für den er eintrat, und entschied sich danach für Annehmen oder Ablehnen. Deshalb hat er mit allen Parteien kämpfen müssen. Die Reaktionäre, seine alten Parteigenossen, seine ältesten Freunde, zog er hinter sich her, um im Siege mit ihnen zu brechen; den Liberalen stemmte er sich entgegen, bedrängte, ja brutalisierte sie, um sich im Siege, der sie, wie ihre Gegner spaltete, mit einem Teil von ihnen zu verbünden. Denn wer sich ihm anschloß, mußte ihm folgen. Kompromisse konnte er wohl eingehen; er hat sie fast allen seinen Rivalen angeboten, den auswärtigen wie denen im Innern, und oft bewilligt; bei jeder Wendung seiner Politik faßte er dies mit ins Auge; ja er hat es geradezu als das konstitutionelle Prinzip für das Verhältnis zwischen Krone und Volksvertretung in Preußen verfochten und durchgesetzt: das konstitutionelle Leben, pflegte er zu sagen, bestehe aus Kompromissen; und wie wenig er, seitdem er in Frankfurt den diplomatischen Kampf mit Österreich über die deutsche Hegemonie begonnen hatte, sich im Grunde eine andere Lösung, als die durch das Schwert denken konnte, hielt er sich dennoch bis zuletzt den Ausweg einer Verständigung offen: noch von Brünn aus, als die preußischen Vorposten schon den Turm von Sankt Stephan aus der Ferne erblickten, lange nachdem er das preußisch-deutsche Programm vor der Welt verkündigt, hat er den Rivalen die Hand zu einem Verständnis hingehalten. Aber von seinem Wege ließ er sich nicht abdrängen, an

das Fundament seiner Politik durfte ihm niemand rühren. Er blieb in allem er selbst; jedem Gedanken, den er in sein System aufnahm, gab er das persönliche Gepräge.

Hat es überhaupt jemand gegeben, dem Bismarck in der Politik sich rückhaltlos aufgeschlossen hätte — abgesehen etwa von dem eigenen Sohn, dem er in den letzten Jahren seiner Herrschaft die nächste Stelle unter ihm gab? Von Lothar Bucher könnte man es vielleicht sagen; doch kam dieser erst zu Bismarck, als der Kampf um die Macht in Deutschland schon hell entbrannt war, und er wird sich schwerlich so rasch das Vertrauen des Ministers erworben haben, in dessen Besitz er zur Zeit der spanischen Thronkandidatur ja wohl gewesen ist. Für die Epoche nach 1870 mag es auch noch für den einen oder den andern gelten, wenigstens unter denen, die unmittelbar unter dem Fürsten arbeiteten: für die Vertreter seiner Politik im Auslande jedoch schwerlich. Von ihnen hat Bismarck, wenn Moritz Busch, der es aus dem Munde Harry Arnims gehört haben will, recht berichtet, gesagt: »Meine Botschafter müssen einschwenken auf Kommando wie die Unteroffiziere, ohne zu wissen warum.« Ich weiß nicht, ob dieser Idealzustand jemals unter Bismarck voll verwirklicht worden ist: in den Jahren der Einheitskämpfe bestand jedenfalls die zweite Hälfte jenes Satzes allerdings zu Recht — die erste dagegen durchaus nicht. Graf Bernstorff z. B. war bei der Londoner Konferenz über die Schleswig-Holsteinische Frage im Mai 1864, obschon er Preußen als Botschafter zu vertreten hatte, in den tieferen Sinn der Instruktionen, die Bismarck ihm zusandte, gar nicht eingeweiht; er hatte, wie alle andern, immer nur gerade das eine ihm zugewiesene Stück der Absichten des Ministers auszuführen; das Gesamtbild seiner Diplomatie konnte ihm Bismarck gar nicht mitteilen, schon deshalb nicht, weil es ihm selbst sich von Stunde zu Stunde verschob. Aber auch das eigentliche Ziel seiner Politik wird er dem Botschafter, dessen Ideen mit den seinen doch nur eine sehr entfernte Verwandtschaft hatten, kaum enthüllt haben. Im Sommer 1866 war Graf Bernstorff so ganz außer dem Zusammenhang der Politik seines Chefs, der vier Jahre zuvor von ihm selbst amtliche Weisungen hatte annehmen müssen, daß er im August Graf Robert von der Goltz um einen Bericht über seine Verhandlungen mit Napoleon anging. Goltz hatte als Pariser Botschafter diese führen müssen und war soweit in Bismarcks Pläne eingeweiht;

aber er war darüber mit diesem völlig auseinandergekommen, also daß Bismarck in den Konferenzen, die er mit Benedetti in den mährischen Quartieren pflog, vor den Ohren des französischen Gesandten sich auf das heftigste über seinen eigenen Botschafter ausließ; sein Benehmen, sagte er, grenze an Hochverrat. Und dabei hatte er selbst Goltz zu seinem Nachfolger am französischen Hof gemacht, weil er ihn höher einschätzte als andere und ihm persönlich gewogen war! Aber sie waren sehr bald auseinandergekommen, und Bismarck hat das Urteil, welches er damals über den alten Freund faßte, der 1870 nicht mehr erlebte, nicht wieder aufgegeben. »Goltz«, so schilderte er ihn seinen Tischgenossen in Versailles, »war gescheit, ja in gewissem Sinne ein rascher Arbeiter, unterrichtet, aber unbeständig in seiner Auffassung von Personen und Verhältnissen, heut für diesen Mann, diesen Plan eingenommen, morgen für einen andern, mitunter fürs Gegenteil. Und dann war er immer in die Fürstinnen verliebt, an deren Hof er beglaubigt war, erst in Amalie von Griechenland, dann in Eugenie. Er war der Ansicht, was ich das Glück gehabt hätte durchzusetzen, das könnte er mit seinem größeren Verstande auch, und noch besser. Daher intrigierte er fortwährend gegen mich, schrieb Briefe an den König, in denen er mich anklagte und vor mir warnte. Das half ihm nun zwar nichts; denn der König gab mir die Briefe, und ich beantwortete sie mit Verweisen.« Das klingt hart und, wenn man will, ein wenig boshaft; die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, war eben nach Bismarcks eigenen Geständnis nur mäßig in ihm ausgebildet. Aber sieht man daraufhin die paar Stücke durch, die uns von der Korrespondenz zwischen dem Minister und seinem Botschafter vorliegen (das Ganze wird — nach einem halben Jahrhundert! — noch immer als Geheimnis der hohen Politik hinter Schloß und Riegel gehalten), so muß man sagen, daß es richtig und nicht einmal besonders scharf geurteilt ist. Denn in der Tat wollten sie sämtlich alles besser wissen, als ihr Herr und Meister, und schufen ihm in Immediatgesuchen oder in vertraulichen Ergüssen gegen ihre Freunde am Hofe, in der Diplomatie, in der Partei unausgesetzt Schwierigkeiten. Savigny sowohl wie Goltz, und gewiß auch Usedom, forderten in dem schweren Jahre 1863 eine Politik, die sich von der der Liberalen kaum unterschied. Savigny meinte, die Stellung Preußens hänge von dem Einfluß ab, den es in Deutschland ausübe; die diplomatischen Beziehungen zu den kleineren Staaten seien mit-

hin die wichtigsten; es sei eine Verkehrtheit, dieselben von oben herab, mit Geringschätzung zu behandeln, sie von sich zu stoßen, und vollends zu erklären: »Preußen verhandelt nur mit Großmächten«; womit er dann noch die großdeutsche Idee einer Versöhnung aller deutschen Höfe, den Wiener eingeschlossen, verband. Und Goltz hat sich wirklich erlaubt, ähnliche Urteile in Separatberichten an den König vorzubringen, und sich vor aller Welt über die Unfähigkeit des Ministers aufgehalten. Das Schlimmste aber war, daß der König eslbst in jenem Moment — es waren die Wochen, als die schleswig-holsteinische Frage durch den Tod König Friedrichs von Dänemark akut geworden war und die Woge der nationalen Begeisterung hochanschwellend alle Gegensätze der Parteien überfluten wollte — solchen Ansichten gar nicht so fern stand. Waren es doch kaum andere, als er sie in seinen eigensten Handlungen, in seinem Regentschaftsprogramm vom November 1858 und in seiner Begegnung mit Napoleon im Juni 1860 zu Baden-Baden, bekannt hatte — dieselben, über die er mit Bismarck schon im März 1854 aneinandergeraten war, und von denen dieser ihn nun zu seiner Politik hinüberführen wollte. Bismarck sah sich in diesem Augenblick ganz allein gelassen: nicht bloß die Liberalen aller Schattierungen und die alten Gegner bei Hofe, der Kronprinz und seine Gemahlin, die Königin mit ihrem Anhang, Schleinitz, und wie sie alle hießen, arbeiteten gegen ihn, sondern auch seine festesten Stützen gerieten ins Wanken; sogar in der Armee begann man sich über den Minister, der Preußen einem neuen Olmütz entgegenzuführen drohte, zu erregen. Blanckenburg, den Bismarck damals (ohne ihm das Ziel, dem er zustrebte, zu zeigen) eng an sich heranzog (täglich waren sie bis tief in die Nacht beieinander) hat in einem Brief an seinen Onkel Ludwig v. Gerlach die Stimmung dieser Tage geschildert: »Ich kann nur sagen, daß er der einzige ist, der völlig klar, bewußt, ruhig und energisch den höchst gefährlichen Strom der aura popularis vom entscheidenden Orte abdämmt. Alles war gegen ihn. Die Armeeaufregung wirkte auf den König sehr zurück. Er wollte Aktion und alle Hunde waren los; aber der Lange blieb fest wie ein Koloß, nur des Abends klagte er mir sein Leid«.

Der König aber war der stärkste, ja der einzige wirklich feste Rückhalt des Ministers. Verlor Bismarck auch ihn, so war sein Spiel verloren und ging Preußen — wie er wußte und damals schrieb — wirklich einem neuen Olmütz entgegen. Daß er dennoch seinen

Kurs fortsetzen konnte, alle Klippen, die ihn umringten, vermied, Österreich, das noch im Sommer den nationalen Wind ganz in seinen Segeln gehabt hatte, im vollen Strom der öffentlichen Meinung gefahren war, von dieser lostrennte, es an dem Leitseil, das er ihm umgeworfen, hinter sich herzog, den König, die Armee, die eigene Partei und den Hauptteil der Liberalen, die er dadurch auseinandersprengte, für die Annexion (ein bis dahin für sie alle unfaßbarer Gedanke!) gewann, um schließlich die Wiener Politik in ihrer Schlinge beinahe zu ersticken (nur durch ihr Zerreißen, den Krieg, konnte sie sich frei machen) — in diesem allem hat er selbst das Meisterstück seiner diplomatischen Kunst erblickt; er hat sich (was er sonst nicht zu tun pflegte) mit einem Gefühl des Stolzes dazu bekannt Das Schwerste für ihn blieb immer die Behandlung des Königs. Die Kämpfe, die er mit diesem durchgefochten, um ihn gegen Österreich ins Feld zu bringen, haben ihm noch mehr Mühe gemacht und stärker zugesetzt als die um Schleswig-Holstein. Volle zehn Monate mußte er vom August 1865 ab arbeiten, bevor er die Österreicher dahin gebracht hatte, wo er sie haben wollte: daß sie nämlich selber Preußen den Fehdehandschuh hinwarfen. Seinem König aber durfte er kaum das Ziel zeigen, geschweige die Mittel und Wege, die er einschlagen mußte. Während Wilhelm in Gastein glückselig über den endlich erlangten, für Preußen ehrenvollen Abschluß des langen Haders mit dem Kaiserstaat war, begann sein Minister bereits — fast in derselben Stunde schon — an dem Bau eines der Minengänge, die ihn zur Eroberung der feindlichen Position führen sollten. Endlich, im Juni 1866, war er soweit: der Gallier, lauernd zwar auf den Moment, wo er zupacken könnte, fürs erste jedoch außer Spiel gebracht; die Florentiner auf Preußens Seite; die Kleinstaaten freilich meist im Lager Habsburgs, aber mit diesem durch Bismarcks Politik zum Bundesbruch gezwungen, und das herrliche Heer an der mährisch-böhmischen Grenze — als der König selbst noch einmal zu zaudern begann. Wir wollen es dem greisen Herrscher wahrlich nicht anrechnen. Er war schließlich doch derjenige, auf dem die Tat am schwersten lastete. Er mußte als erster auf sich nehmen, was die Zukunft, die dunkel genug war, bringen würde, Sieg oder Niederlage. Es war etwas Großes, daß er, der in einer so ganz andern Welt erzogen und alt geworden war, sich zu einer Politik mit so neuen Zielen emporarbeiten konnte, und etwas noch Größeres, daß er, der

mit der Zartheit seines Gewissens, dem von höchstem Verantwortlichkeitsgefühl erfüllten Herzen jeden Schritt auf der neuen Bahn begleitete, dem einmal gefaßten Entschluß mit festem und frohem Wagemute treu blieb.

Um so leuchtender aber tritt auch Bismarcks Wesen und Werk an dieser Stelle heraus. Er war Diplomat auch seinem König gegenüber; aber seine Diplomatie verband sich hier mit dem Grundgefühl seines Lebens, der Vasallentreue und der Preußentreue, der Hingebung an Hohenzollerns Staat und König.

Wir aber verstehen jetzt, weshalb er niemand seine Geheimnisse anvertrauen konnte als sich selbst.

Dennoch hat es wirklich Fälle gegeben, in denen Bismarck mit einem Ruck den Vorhang hinwegriß und dem Gegner selbst Frontstellung und Ziel seiner Politik rückhaltlos enthüllte. So der liberalen Opposition gegenüber in jener Sitzung der Budgetkommission gleich nach seinem Eintritt in das Ministerium, als er von der Lösung der deutschen Frage durch die Macht, durch Blut und Eisen sprach, um danach den Gegnern ein Kompromiß zwischen Krone und Parlament anzubieten; so auch einige Wochen später gegen Graf Karoly, Österreichs Botschafter in Berlin, dem er, wie den preußischen Liberalen, Krieg oder Bündnis zur Auswahl hinlegte, um ihm, als jener von dem traditionellen Einfluß des Kaiserhauses auf die deutschen Regierungen anfing, den es sich nicht rauben lassen werde, das schneidende Wort entgegenzuwerfen, Österreich müsse vielmehr seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen. Es war die Diplomatie der Kraft und des Kraftbewußtseins, die sich darin äußerte, die Diplomatie, welche die Gewaltigen in der Geschichte noch immer angewandt haben: Cäsar und Alexander wie Cromwell und Napoleon. Es war die auf das Schwert gestützte Bereitschaft; die Politik der Macht, die den Frieden anbot, weil sie den Kampf nicht scheute: die Alternative, in welche Bismarck jeden, der mit ihm zu tun hatte, versetzte: man mußte ihm folgen oder mit ihm kämpfen.

Bisweilen freilich kehrte Bismarck diese Offenheit auch dann heraus, wenn er gar nicht hoffte, ja es kaum wünschte, daß die Gegner daran glauben würden. Denn er erfuhr es wenigstens in den ersten Jahren seines Ministeriums zur Genüge, daß die Welt an dem Ernst seiner Absichten Zweifel trug und, was konsequenteste Energie war,

für das zusammenhanglose Hasardspiel eines Tollkühnen ansah. Und so benutzte er wohl diesen Ruf »leichtfertiger Gewalttätigkeit«, um die Gegner zu spalten oder auch nur in Verwirrung zu setzen. Das Ziel, dem er zusteuerte, selbst wurde ihm dann zum Mittel, um einen Vorteil für den Moment zu erringen. Wie oft hat er so im Kampf mit Österreich und der Majorität der Bundesstaaten die »stärkste seiner Künste«, den größten Trumpf, den er in Händen hatte, das allgemeine deutsche Wahlrecht, halb oder ganz hervorgezogen! Als er ihn dann wirklich auf den Tisch des Bundestages warf, wollte es ihm niemand glauben und wäre er selbst in der Tat (seine Verhandlungen im Mai mit Baron Gabelentz und später mit Dr. Giscra in Brünn beweisen es) unter Umständen bereit gewesen, ihn noch einmal zurückzunehmen. Denn er mußte nun einmal Umschau nach allen Seiten halten und immer den Rücken frei haben, jeden Schritt mußte er berechnen, um ihn, wenn es nicht vorwärts ging, zurück zu tun. Ganz undurchdringlich machte ihn der gleiche Trick einmal im März 1866, der Gräfin Hohenthal, der Gemahlin des sächsischen Gesandten am Berliner Hof, gegenüber, die als seine Tischnachbarin bei der Hoftafel mit der Miene liebenswürdiger Unschuld die Frage an ihn richtete, ob die Preußen wirklich Sachsen überfallen und Österreich bekriegen würden. Seine Antwort war: Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin! Seit meinem Eintritt in das Ministerium habe ich keinen andern Gedanken gehabt; in diesem Augenblick werden die Kanonen gegossen. Und als die Dame weiter fragte, ob sie mit den Ihrigen wohl auf dem Lande in der Nähe von Leipzig bleiben oder auf ihre Güter in Böhmen gehen sollte, war die Entgegnung: Bleiben Sie in Sachsen, denn in der Nähe Ihres böhmischen Schlosses werden die Österreicher geschlagen werden. Wie mag der Minister sich über die Verdutztheit seiner Nachbarin belustigt haben, die nun selbst in die Bedrängnis geriet, die sie von seinem Gesicht hatte ablesen wollen.

Bei alledem kam Bismarck niemals in Widerspruch mit sich selbst, und wußte er jedesmal den diplomatischen Faden so zu drehen, daß der Gegner sich darin verwickelte und sich ins Unrecht setzte. Wer will heute noch in Abrede stellen, daß die Offensive in Bismarcks Kampf mit Österreich auf Seiten Preußens war, daß er die Netze gewebt hat, in denen die Wiener Politik sich zweimal verfing, und aus denen sie sich dann nur mit dem Schwerte befreien konnte! Trotz-

dem aber brachte es Bismarck dahin (so wie Cäsar, als er den Rubicon überschritt, gegenüber dem römischen Senat), daß der Bundesbruch formell von Österreich und der Majorität der Kleinstaaten in Frankfurt vollzogen wurde.

Auch vermochte er es — und das ist vielleicht das Merkwürdigste an seiner Diplomatie, die ihn sonst so geheimnisvoll und gefahrdrohend erscheinen ließ —, demjenigen, der sich mit ihm einließ, und den er an sich heranziehen wollte, Zutrauen einzuflößen. Und dies forderte er geradezu für die Ausübung seines Berufes; einem russischen Kollegen in Frankfurt, dessen Geschicklichkeit er sonst anerkannte, der aber unzuverlässig war, sprach er deshalb die Eigenschaft eines guten Diplomaten ab. Ihm war sein Wort heilig; und nichts konnte ihn als Vertreter Preußens in Frankfurt tiefer erregen als die Furcht, daß der Mangel an »initiativer Energie« seinen Minister zu Handlungen der Untreue verführen könne. »Es wäre,« schreibt er dem General v. Gerlach in der Besorgnis, seine Regierung könne die Kleinstaaten Österreichs Drängen gegenüber preisgeben, »wie Se. Majestät zu sagen pflegt, wider die einfache Offiziersehre, wenn wir aus Angst vor unseren Feinden unsere Bundesgenossen im Stich ließen. Ich würde gar nicht wissen, mit welchem Gesicht ich auf diesem Posten nachher noch figurieren sollte, wenn es so käme; ich würde elend vor Scham.« Und es entsprach seiner tiefsten Überzeugung, als er im Januar 1872, damals als er den Kampf gegen die römische Partei im neuen Reich eröffnete, dem verschmitzten Führer der Zentrumspartei, dem alten Welfenminister aus Meppen, das mannhafte Wort entgegenrief: »Ich habe den Grundsatz immer nützlich gefunden, des Freundes Freund und — ich will nicht sagen, des Feindes Feind, aber des Gegners Gegner zu sein.«

Freilich, er besann sich, bevor er sein Wort gab; er gab es nur dann, wenn er des neuen Freundes sicher war, und immer nur in einer Lage, die er selbst beherrschte. »Zug um Zug« zahlte er, und nur »gegen bar«; er pflegte nicht »die Katze im Sack zu kaufen«; »ungemütliche Interessenpolitik« war es, was er trieb; Sentiments ließ er nirgends Raum. »O armer Knecht, du kommst mit leeren Händen«, zitierte er, als des Papstes Nuntius 1878 in Kissingen eintraf, um die Verhandlungen über die Beendigung des Kulturkampfes zu beginnen; und da er im Reichstag der Gespräche gedenkt, die er als preußischer Ministerpräsident durch Buchers Ver-

mittlung mit Lassalle gehabt hatte, kommt ihm das Wort in den Sinn, mit dem der Grübler Faust den Versucher von sich fern halten möchte: »Was kannst du armer Teufel geben!«

Denn die Politik war ihm »eine eminent praktische Wissenschaft«, bei der man sich an die Form, an den Namen, an die Theorie nicht so sehr kehren könne. Es sei nicht nützlich, belehrt er seinen kaiserlichen Herrn in der Krisis von 1875, dem Gegner die Sicherheit zu geben, daß man seinen Angriff jedenfalls erwarten werde. »Es muß hier,« so instruiert er im März 1870 Moritz Busch für einen Artikel, den dieser in die Presse bringen sollte, »diplomatisch verfahren werden — d. h., man muß sich bis zur letzten Stunde in der Angelegenheit fest zeigen und nichts von Geneigtheit zu einem Kompromiß zeigen, wenn wir einen Kompromiß, wie er uns paßt, haben wollen« — eine Regel, die er (beiläufig bemerkt) schon als Gutsbesitzer von Kniephof oft genug, bei einem Pferdehandel oder auf dem Wollmarkt zu Stettin, angewandt haben mag; nennt er es doch schon 1847 als seinen Grundsatz, »sich niemals voreilig durch selbstgemachte Befürchtungen erschrecken zu lassen.«

Wo wäre er auch geblieben, wenn er ohne solche Kaltblütigkeit mit einem Schlaukopf wie Gortschakow oder mit dem Leisetreter Napoleon III., dessen ganzer Lebenslauf eine Kette von Verschwörungen gewesen war, hätte verhandeln wollen! Wer ihm immer den Wind abfangen wollte, fand an ihm seinen Meister. Das erfuhren General Govone, Italiens Unterhändler im Frühling 1866, und sein Herr und Auftraggeber, General La Marmora, so gut sie ihren Landsmann Macchiavelli studiert haben mochten; unversehens hingen sie doch in der Schlinge. Und wenn der italienische Minister späterhin »ein wenig«, oder vielmehr recht viel, ja nahezu das volle Licht über diese Verhandlungen ausgoß, so offenbarte er damit nur seine eigene Niederlage. Seinem Gegenspieler, dessen Reputation er dadurch schädigen wollte, tat es nichts mehr. Denn jedermann erkannte an, daß Bismarck nur nach dem deutschen Sprichwort auf einen Schelm anderthalb gesetzt oder, wie er es selbst seinem kaiserlichen Herrn bekannte, à corsaire corsaire et demi gespielt hatte; und Wilhelm war seinem Kanzler nur dankbar, daß er ihn ganz aus dem Spiel gelassen und der Begehrlichkeit des französischen Nachbarn die belgischen und rheinischen Köder hingehalten hatte, ohne jemals seinen Herrn zu komprimittieren und sich auch nur selbst binden zu lassen.

Er sah die Politik an als das, was sie wirklich ist: als einen Streit von Macht gegen Macht, als Kriegführung, in der auch das Mittel der List durchaus erlaubt ist, deren letzten Akt immer die Waffen bilden. Dies Ende behielt er stets im Auge. Nichts war ihm verhaßter als »planlose Unentschlossenheit«, nichts verächtlicher als eine Defensive aus Gutmütigkeit oder leere, ihrer Machtpflicht nicht bewußte Friedfertigkeit, die gerade dadurch eine unzuverlässige, aus Schwäche zweideutige Politik werden müsse. Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte ihm genug Gelegenheit gegeben, um die Richtigkeit dieser Auffassung zu bestätigen. »Eine feige Politik,« schreibt er in der Krisis von 1854 dem General Gerlach, »hat noch immer Unglück gebracht«; und drei Jahre später, als alle die hochfliegenden Ziele des kranken Königs in der Blamage von Neuenburg ihr fast tragikomisches Ende gefunden: »Wir sind die gutmütigsten, ungefährlichsten Politiker, und doch traut uns eigentlich niemand, wir gelten wie unsichere Genossen und ungefährliche Feinde, ganz als hätten wir uns im Äußern so betragen und wären im Innern so krank wie Österreich.« »Majestät«, rät er ein andermal, »müssen durchaus darauf halten, daß Allerhöchst Ihre Minister mehr Sekt trinken; ohne eine halbe Flasche Crémant im Leibe dürfte mir keiner von den Herrn ins Conseil kommen. Dann wird unsere Politik bald eine respektablere Farbe annehmen.«

Für Bismarck war auch die Defensive stets als die Bereitschaft gemeint, wie aus einer Bastion jeden Augenblick auf den Feind vorzubrechen. War der Schwall der Gegner übergroß, so zog er sich ganz auf die Basis der eigenen Macht zurück. Das wurde die Lage seit der Gründung des Reiches. Denn durch die Einigung der Nation hatte Preußen die Bewegungsfreiheit verloren, die es in dem Rivalitätskampf mit Österreich gehabt und gerade seit Olmütz wieder gewonnen hatte, daher das rasche Wechseln in Bismarcks Politik vor 1866; mit 400000 Mann war zu dieser Zeit die Krone Hohenzollern in der Tat, wie Bismarck schreibt, niemals allein, gegen die heute trotz ihrer Millionenheere dieselben Mächte koaliert sind, zwischen denen hindurch der große Minister sein Werk in den Hafen bringen mußte.

Denn der Regulator für alle Diplomatie blieb ihm die Macht; und nur soweit sie der Staatskunst, die deren Gesetzen folgt, ent-

sprach, hatten alle Kunstgriffe der diplomatischen Technik für ihn Wert. Auch darüber war er sich bereits in Frankfurt völlig klar. »Gestern habe ich Brunnow (den russischen Gesandten) kennengelernt«, schreibt er dem befreundeten General im Herbst 1855: »Ein liebenswürdiger Mann von bequemen Formen; aber er scheint mir mehr ein technischer Diplomat, als ein Staatsmann von höherem Zuschnitt zu sein. Personen gewinnen, palliative Auskunftsmittel, leidenschaftslose Kunst der Verhandlung traue ich ihm im höchsten Grade zu; vor seinen selbständigen politischen Conceptionen aber hat mir die erste Berührung und eine dreistündige Unterhaltung keinen Respekt eingeflößt. Es fehlt ihm anscheinend an Überzeugungen und Glauben.«

Das eben unterschied Bismarck von den meisten seiner Kollegen, und darum hat er sie alle überwunden. Wäre ihm der Erfolg versagt geblieben, so hätten die liberalen Gegner, die in ihrer Weise preußische und deutsche Größe miteinander vermählen wollten und in ihm den Verderber ihrer Ideale sahen, Recht gehabt mit ihrer Behauptung, daß er ein gewissenloser Hasardspieler sei. Der Erfolg allein bewies die Richtigkeit seiner Rechnung. Die Größe Bismarcks liegt eben darin, daß er an die Zukunft und das Recht Preußens in Deutschland und der Welt glaubte, weil er seine Macht erkannte. Glaube und Erkenntnis sind eins. Den Willen zur Macht, der in der Monarchie Friedrichs des Großen, zwar verkümmert und halb erstickt, dennoch in der Tiefe unvermindert glühte, und mit dem sein eigener eingeborener Herrschersinn in eins verschmolzen war, hat er aus den Fesseln, die ihn umschnürt hielten, gelöst und von neuem in die Welt der Waffen und der Politik hinausgeführt.

Hier liegt die Quelle seiner Taten. Von hier aus wird, wie seine Staatskunst, so auch seine Diplomatie in allen Stücken sichtbar: die Einheitlichkeit seines Wollens, die souveräne Sicherheit seines Auftretens, die Zielbewußtheit seines Handelns, das Augenmaß, das er für alle Realitäten besaß, der Sinn für alles was Macht war, die Rücksichtslosigkeit auch, mit der er über Hindernisse hinwegschritt, der Radikalismus, den dieser Monarchist, der zugleich ein Verächter war der Legitimität und ein Hasser aller Romantik in der Politik, im Innern wie nach außen an den Tag legen konnte, seine unerschütterliche Ruhe bei jeder Verhandlung und der heiße Atem der Leidenschaft, den wir hinter allen seinen Aktionen spüren.

Auf diesem Grunde ruht auch das Reich, das Bismarck schuf: Preußens Machtwille, der dem Staate Friedrichs des Großen gab, was ihm gebührte, und des Reiches Gliedern ließ, was im Laufe der Geschichte ihr eigen geworden war, hat sich darin verschmolzen mit dem Willen zur Macht, der die Nation selbst in ihrer Tiefe beseelte und zur Einigung aller ihrer Kräfte hintrieb. Heute, in dem ungeheuren Ringen des Weltkrieges, erfahren wir von neuem, was Bismarck uns damit gegeben. Sein Werk ist es, das wir gegen eine Welt von Feinden verteidigen: sein Wille, sein Wort ist bei uns: es ist uns, als hörten wir seine Stimme. So möge denn sein Geist uns führen durch Not und Tod, durch Kampf und Sieg zur Errettung, zur Erhöhung, zu neuer Herrlichkeit unseres heiligen Vaterlandes!

Deutschlands Friedenspolitik vor dem Weltkriege.

(1917.)

»Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Fricden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneuten Angriff Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.«

So lauteten die ewig denkwürdigen Worte, mit denen am Abschluß dreier siegreicher Kriege König Wilhelm der Hohenzoller durch den Mund seines ersten Ministers, des Grafen von Bismarck, am 18. Januar 1871 in dem französischen Königsschlosse zu Versailles der deutschen Nation die neuen Bahnen ihres Lebens wies. Es war der Taufspruch des neuen Reiches, die Urkunde gleichsam, die in den Grundstein unseres nationalen Staates gelegt worden ist, das Programm der deutschen Politik und das Kennwort, in dem unser Volk, sein Kaiser und seine Fürsten heute wie damals sich eins wissen. Wie schwer auch die inneren Kämpfe gewesen sind, die das neue Reich seitdem erschüttert haben — und wir wissen, sie reichten bis auf den Grund der Nation — in dem Bekenntnis zum Frieden sind die deutschen Parteien diese dreiundvierzig Jahre hin-

durch einig gewesen, so einig wie in der Stunde des 4. August 1914, als ihre Führer im Königsschlosse zu Berlin dem Enkel Kaiser Wilhelms, des Reichsgründers, die Hand zum Treugelöbnis reichten, zum Zeichen, daß es in diesem Kriege keine Parteien mehr, nur deutsche Volksgenossen, Brüder auf Leben und Sterben geben würde.

Nur ein Teil von dem, was unsere Väter ersehnt und wovon sie geträumt hatten, ist im Jahre 1870 erreicht worden. Wir mußten, um unser Reich gründen zu können, Millionen unserer Brüder, ein volles Drittel unserer Volkskraft, draußen lassen. Und wenn wir im Westen und Norden die deutschen Grenzmarken wiedergewannen, so sind den eigenen Volksgenossen gegenüber im Südosten der Inn und im Südwesten der Rhein die Grenzen geblieben: mitten durch die Stämme der Bayern und der Alemannen, einst beide die Eckpfeiler deutscher Größe, gehen heute die Trennungslinien. Wir haben uns dennoch beschieden. Wir haben es mit angesehen, daß Hunderttausende, gezwungen oder verführt, in fremdem Volkstum untergingen — also daß wir in den Jahren unseres jungen Reiches mehr des deutschen Blutes verloren haben als in den Zeiten unserer Zerrissenheit und Ohnmacht. Trotzdem hat uns niemals der Gedanke beherrscht, die unerlösten Brüder in unsere politische Gemeinschaft hinüberzuziehen, der für die Italiener und alle slawischen Stämme den Grundgedanken des politischen Wollens bildet. Wir haben nichts weiter gefordert und erwartet, als unsere Macht im Schutz des Friedens entwickeln zu können.

Während wir aber so unserer Arbeit lebten, einzig darauf bedacht, die Güter des Friedens zu wahren und zu mehren, wandelte sich rings um uns her die Welt, drang Rußlands gewaltige Kraft über das Kaspische Meer in die turanischen Steppen bis an die Tore Indiens vor und über die Mandschurei hinweg bis an die Gestade des Gelben Meeres, raubte und riß England alles an sich, was es auf dem weiten Erdenrund an Beute für seine Begehrlichkeit fand, baute Frankreich seine afrikanischen Besitzungen zu einem mächtigen Kolonialreich aus, das, vor seinen Toren beginnend, bis weit über die Mitte des dunklen Kontinentes sich erstreckte. Wir aber blieben, unserer Einheit zum Trotz, an unsere Bastionen gefesselt. Wir litten es schweigend, daß die Italiener, denen unsre Heere, unsre Siege erst zu ihrem nationalen Staat verholfen hatten, sich jenen Riesen zugesellten und, durch sie gedeckt, ja unter dem Schutz ihres Bünd-

nisses mit uns selbst, den Türken, unsern Freunden, Tripolis raubten und mitten in der griechischen Inselwelt sich festsetzten; daß Belgien, das Geschöpf der großen Mächte, das nur ihrer Eifersucht aufeinander das Leben verdankte, ein Zwittergebilde ohne die Kraft und selbst ohne das Recht, auf eigene Faust Politik zu treiben, sich dennoch am Kongo ein Kolonialgebiet schuf, größer, einheitlicher und zukunftsreicher als alle unsere Kolonien zusammengenommen. Es schien fast (denn schon wurden, unter Japans und Amerikas Teilnahme, China und die Südsee in die allgemeine Bewegung hineingerissen), als hätten wir unsere Einheit, unser neues Reich nur dazu geschaffen, um noch einmal eine Aufteilung der Erde unter unsere Rivalen zu erleben. Gewiß, wir kamen noch rechtzeitig, um uns ein paar Stücke von der noch freien Erde zu sichern. Aber was wollten, verglichen mit dem Raube und der Raubgier der andern, die wenigen Kolonien bedeuten, welche der Wagemut unserer Kaufleute oder die Abenteuerlust junger Patrioten uns da oder dort verschafften: ohne Zusammenhang miteinander und ohne Verbindung mit der Heimat, im Machtbereich der fremden Mächte gelegen, auf Gnade und Ungade ihnen ausgeliefert, sobald sie unsere Feinde wurden! Auch unsere Kolonien waren auf Frieden gegründet: er bot uns die einzige Möglichkeit, sie zu behalten.

In den neunziger Jahren, nach dem Rücktritt Bismarcks, kam bei uns wohl die Meinung auf, daß wir seitdem in einen neuen, umfassenderen Abschnitt unserer Politik hineingesteuert wären, daß wir das beengte festländische Dasein mit dem offenen Fahrwasser der Weltpolitik vertauscht hätten, wie das Schlagwort lautete, das, ich weiß nicht von wem erfunden, plötzlich da war und bald die öffentliche Meinung wie die Kreise unserer Regierenden beherrschte: wir wähnten, mit jenen Weltmächten bereits in den gleichen Bahnen zu ziehen. Eine Vorstellung, die uns heute, nach allem, was wir bis zur Schwelle des Krieges hin erlebt haben, seltsam genug anmuten muß. Das Umgekehrte ließe sich wohl mit größerem Rechte behaupten. Gerade, daß wir mit jenen anderen nicht Schritt halten konnten, daß uns die Bewegungsfreiheit von Jahr zu Jahr mehr genommen, unsere Absperrung von den Quellen der Macht beständig vermehrt, der Einfluß auf den Gang der großen Politik stetig verringert ward, ist das Charakteristische für die beiden Jahrzehnte, die dem Kriege vorangegangen sind. Solange Bismarck am Ruder des Staates stand,

ist die Stimme Deutschlands im Rate der Völker wahrlich nicht ungehört geblieben. Unter seinem Vorsitz trat nach dem Frieden von St. Stefano in Berlin der Kongreß zusammen, der bis auf weiteres die Fragen schlichtete, welche Rußlands Sieg über die Türken im Orient aufs neue aufgewirbelt hatte. Er war es, der, als erster unter den europäischen Staatsmännern, dem Khedive von Ägypten den Weg vertrat. Er vereitelte 1884 durch die Kongokonferenz Englands Plan, die Mündung jenes gewaltigen Stromes in seine Gewalt zu bringen und damit für alle Zukunft die beherrschende Stellung im Innern des schwarzen Kontinentes an sich zu reißen. Ihm verdanken wir den weitaus größten Teil unserer Kolonien, ebenso in der Südsee, wie an der West- und Ostküste Afrikas. Und das alles lediglich auf dem Wege von Verhandlungen und Korrespondenzen, durch eine geschickte Führung des diplomatischen Spiels, ohne auch nur ein Regiment mobil zu machen, ein Schiff hinauszuschicken: keine stolzen und drohenden Gesten sind dazu nötig gewesen, sondern nur etwa eine Erklärung des Kanzlers im Reichstage oder die Sendung seines Sohnes Herbert nach London; zuweilen genügte bereits ein Zeitungsartikel oder, wie in Ägypten, die Sendung eines Feldjägers, um den deutschen Forderungen Beachtung und Erfüllung zu sichern. Denn hinter allem sahen die Rivalen die Macht und einen unerschütterlichen Willen: die Hand zu Verhandlungen zu bieten, um ins Leere zu greifen, ist niemals Bismarcks Art gewesen.

Erst nach seinem Abgang ist alles anders geworden. Zunächst begannen wir selbst an unsern Kolonien fast das Interesse zu verlieren; und als wir es wiedergewannen und der Wert der neuen Besitzungen von Jahr zu Jahr mehr hervortrat, wuchsen die Schwierigkeiten, sie zu behaupten und auszunutzen oder neue zu erwerben. Außer Kiautschau und ein paar Inselgruppen in der Südsee haben wir seitdem nur noch Grenzregulierungen oder kleine Erweiterungen unserer afrikanischen Besitzungen im Austausch unserer oder der Anrechte anderer gewonnen. In den großen Fragen, denjenigen, in denen die Weltbewegung sich vollzog, wurden wir mehr und mehr ausgeschaltet, oder wir hielten uns von Anfang an zurück, so in Kreta und Persien, in Ägypten und in Tripolis, auf dem Balkan und bei den dornigen Verhandlungen über Marokko, bis wir am Ende, hart am Rande des Krieges vorüber, für eine kläglich kleine Entschädigung in dem Sumpfgelände des Kongo zum völligen Verzicht auf allen

legitimen Einfluß über eines der reichsten Länder der Erde gebracht wurden.

An Gelegenheiten, einzugreifen, Anteil an den Erwerbungen der andern zu nehmen, hat es uns nicht gefehlt, uns so wenig wie Italien und Frankreich. Denn jener Wettlauf der Mächte um die Unterjochung der Welt vollzog sich unter brennender Eifersucht und auf Grund von Gegensätzen, die in die Tiefe der Jahrhunderte zurückreichten. Mehr als einmal sind sie nahe daran gewesen, die Waffen gegeneinander zu ergreifen; wir brauchten nur unser Schwert mit in die Wagschale zu werfen, so war es sicher, daß sie dorthin sank, wohin wir uns stellten, und ein guter Anteil an der Beute hätte uns nicht entgehen können. Wir aber wiesen alles von uns — um am Ende, als Lohn für unsere Friedfertigkeit und Sanftmut, die Feindschaft der ganzen Welt und die Last eines Krieges auf uns zu laden, wie ihn die Erde noch niemals sah.

Wie ist es dahin gekommen?

Es mag paradox klingen und ist doch volle Wahrheit: aus der Hochspannung zwischen den Mächten selbst, welche sich über die Welt hin ausbreiteten, ist der Weltkrieg entstanden. Weil wir Frieden hielten, haben sie uns mit Krieg überzogen. Weil wir nicht mittun wollten, haben sie sich vertragen und sich dazu verbunden, uns mit vereinten Kräften niederzuschlagen.

Zwar war für die Franzosen das Hauptmotiv, das sie in den Krieg trieb, der nie ganz gestillte und immer neu auflebende Haß der Besiegten. Aber Jahre hindurch ist doch auch er zurückgetreten; wiederholt kam es zwischen uns und ihnen zu einer Entspannung, und jederzeit waren wir bemüht, auf der Grundlage des Frankfurter Friedens unser Verhältnis zu ihnen zu erleichtern. Zur Hilfe kam uns dabei der alte Gegensatz Frankreichs zu England sowie der neu auftauchende zu Italien, das die kaum gewonnene Großmachtstellung im Mittelmeer sofort zu dem natürlichen Rivalen der alten Freunde machte. Auch hätten die Franzosen von sich aus niemals vermocht, eine Verschiebung der Machtverhältnisse zu erwirken; nicht einmal ihr russisches Bündnis wäre imstande gewesen, das deutsche System, das, auf Österreich und Italien gestützt, Mitteleuropa von der Nordsee bis zur Donau und Sizilien zusammenfaßte, zu erschüttern. Erst Englands Eintritt in die Reihe unserer Gegner hat das Verhängnis unabwendbar gemacht; erst als die beiden Riesen

unter unsern Feinden sich die Hand reichten, ist die Welt in Flammen gesetzt worden.

Bemerken wir aber, daß diese beiden zunächst als Freunde an uns herangetreten sind, daß sie ihre Geschäfte mit uns machen wollten: Rußland schon im Jahre 1876, als es uns anbot, mit ihm gegen Österreich zu gehen, in dem Augenblick, da es sich zum Kampf gegen die Türkei erhob; England zwanzig Jahre später, um die Zeit, als es soeben den französischen Nachbar im Sudan auf das tiefste gedemütigt, während sein Gegensatz gegen Rußland noch völlig ungeschlichtet, es selbst aber durch den Burenkrieg gefesselt war; drei Jahre und länger haben die englischen Diplomaten um uns geworben, bevor sie sich entschlossen, das Steuer herumzuwerfen.

Noch immer hört man, daß es der Handelsneid gewesen sei, der England zum Kriege gegen uns gereizt habe; den wirtschaftlichen Konkurrenten habe es unschädlich machen wollen. Als ob es nicht Mittel genug an der Hand gehabt hätte, um uns wirtschaftlich ins Hintertreffen zu bringen, ohne sogleich, wie die englischen Zeitungen und sogar englische Staatsmänner damals und später wohl drohten, unsere wenigen Kriegsschiffe zu versenken! Es hätte uns ja nur von den Märkten abzusperren brauchen, über die es auf beiden Hemisphären verfügte; wie denn in der Tat der damals leitende englische Minister sich mit solchen Plänen getragen und sie ins Werk zu setzen versucht hat, eben in den Jahren, wo er uns auf jene Wege zu verführen sich anschickte. Auch folgten dem Zeitabschnitt, in dem Englands Wirtschaft vor dem steigenden Andrang der deutschen Wirtschaftskraft ernstlich besorgt zu werden angefangen hatte, bald Jahre, in denen sie selbst zu glänzender Entwicklung gelangte und sich auf die alten Grundsätze des Freihandels, unter der die großbritannische Wirtschaft sich die Erde unterworfen hatte, wieder aufs neue besann — gerade in den Jahren, wo die Einkreisung des Deutschen Reiches sich vollzog. Niemals hat wirtschaftliche Konkurrenz für sich vermocht, die Mächte und Machtgruppen gegeneinander in Krieg zu bringen; es ist nicht wahr, daß sie die grundlegende Kraft in der geschichtlichen Entwicklung bildet: viel tiefer und verzweigter sind die Antriebe, welche die politische Welt in Bewegung setzen; mit dem Werden und Wachsen, den Daseinsbedingungen, dem Genius der Staaten selbst sind sie verwachsen. Weit stärkere Gründe müssen es also gewesen sein, denen England folgte, als es sich entschloß, seine Politik

in Bahnen zu leiten, die mit seinen seit einem Jahrhundert festgehaltenen Überlieferungen im krassen Widerspruch standen. Ein Deutschland, das, wie das alte Preußen, nur auf dem Kontinente mächtig bleiben wollte und England in seinen weltumspannenden Zielen nicht gestört hätte, würde dieses am Ende ruhig zwischen sich und seinen Feinden haben lassen können. Ein Volk, das es nicht zu fürchten hatte, brauchte es nicht mit der Vernichtung zu bedrohen. Es entsprach vielmehr der englischen Politik, solche Mächte mit väterlichen Armen zu umschließen, sie in das eigene Kielwasser aufzunehmen, unter den Schutz englischer Schiffsgeschütze selbst zu stellen — freilich mit dem Vorbehalt, ein Ausweichen aus der Fahrlinie ihnen nicht zu gestatten und, wo es geschah, sie, sei es zu vernichten oder gewaltsam hinter sich herzuziehen: der Weltkrieg hat dafür neue Beispiele in Fülle gebracht.

Eben dies waren nun aber die Jahre, in denen jene beiden Giganten unter den Mächten der Welt stärker und unaufhaltsamer als je um sich griffen. Rußland, das soeben seine sibirische Bahn vollendet hatte, griff jetzt durch ganz Asien hin: während es schon an der Ostküste Stellung faßte, drängte es gleichzeitig gegen die indischen Bergländer vor; schon 1895 standen russische und englische Truppen sich auf dem Hochlande des Pamir, von dem der Abstieg in das Stromland des Indus leicht ist, gegenüber. Fast gewaltiger noch waren die Pläne, mit denen England sich trug: von Indien her drängte es nach Beludschistan vor, von Ägypten aus unterwarf es den Sudan; die Niederwerfung der Buren machte es zum Herrn von Südafrika; von Kairo bis zum Kap und von ebendort bis nach Indien spannte es seine Blicke; Herrin bereits im Mittelmeer, sah es die Zeit herannahen, wo auch der Indische Ozean eine englische See sein würde. Welch eine Aussicht bot sich ihm also dar, wenn es ihm gelang, Deutschlands gewaltige Kraft für den Anschluß an seine Politik zu gewinnen!

Eben diese Hoffnung aber gewährte ihm Deutschland nicht. Wir waren so friedfertig wie je, aber unter Englands Schatten zu kämpfen lehnten wir ab. Unsre Selbständigkeit wollten wir behaupten. Unsre Ziele waren noch dieselben, zu denen der Gründer unseres Reiches sich in Versailles bekannt hatte. Wir forderten nur Luft und Licht für uns selbst, in der Zuversicht, daß wir dann die Stellung in der Welt, die wir haben wollten und haben mußten, erringen würden. Offene Tore, freie Märkte und nichts anderes wollten wir haben.

Schon aber war die halbe Welt verteilt, und die Stunde in der Tat nicht mehr fern, wo alles, was sich von der muhammedanischen Welt noch frei erhalten hatte, in die Hand jener vorstürmenden Mächte geraten mußte. England hatte sich bisher nicht eigentlich feindselig gegen den Islam verhalten; mehr als einmal war es, zumal Rußland gegenüber, als Schutzmacht für die Anhänger des Propheten aufgetreten; war es doch längst, bereits von Indien her, eine muhamedanische Macht geworden, eine größere als jede andere der Welt, und gerade die Eroberung Ägyptens, der jetzt die des Sudans angereiht wurde, und alle die neuen Besitzungen in Afrika und den indisch-persischen Grenzlanden verstärkten diesen Charakter seiner Politik. Glückte es den Briten vollends, nun auch noch das Stammland der muhammedanischen Religion, deren heiligste Stätten, Mekka und Medina, in ihre Gewalt zu bringen, so mußte einem von ihnen gesetzten Kalifen die Nachfolge des Propheten weit eher gebühren als dem Sultan in Konstantinopel, dessen Ohnmacht dem, was diese Würde von ihrem Träger forderte, so wenig entsprach. Auch Rußland hatte in diesen Jahrzehnten ununterbrochener Ausbreitung Millionen neuer muhammedanischer Untertanen erhalten, welche mit dem Sultanat in Konstantinopel niemals in politischer Verbindung gestanden hatten. Aber der Gegensatz zwischen ihm und der Türkei war immer der stärkste gewesen; denn das Kreuz auf der Hagia Sofia aufzurichten, die Meerengen zu gewinnen, entsprach den ältesten Überlieferungen der russischen Politik und dem Machtbedürfnis des Zarenstaates selbst. Wie groß also auch immer die Reibungsflächen zwischen England und Rußland sein mochten, dem Sultan gegenüber fanden sie sich doch bereits bis zu einem gewissen Grade zusammen. Nun aber stellte sich zwischen ihnen beiden eine Macht auf, für die jener Gegensatz zwischen einem Kalifat von Konstantinopel und von Mekka nicht bestand, der vielmehr die Einheit der ganzen muhammedanischen Welt am Herzen liegen mußte. Wie klar unsere Politik dies Verhältnis empfand, beweist der Ausspruch unseres Kaisers bei seinem Besuch des heiligen Landes (1898) in Damaskus, wo er sich als den treuen Freund der dreihundert Millionen Muhammedaner bekannte, welche die Erde bewohnen. Wollten wir aber solche Stellung behaupten und das Los der Ausschaltung vermeiden, das uns bei weiterem Fortschreiten Rußlands und Englands für den gesamten Umfang der östlichen Hemisphäre bereitet wäre, so mußten wir

eine Waffe haben, mit der Fragen entschieden werden konnten, welche nicht bloß auf das Festland Europas beschränkt waren, eine Waffe, mit der wir England auf seinem eigensten Element, auf dem Meere, begegnen konnten. Dies war der Sinn des Kaiserwortes vom Jahre 1899: »Bitter not ist uns eine starke Flotte.« Nicht um unsere paar Kolonien zu beschützen, um unsere Flagge gelegentlich in fremden Häfen zu zeigen und rebellische Kanaken oder verschuldete Kleinstaaten Südamerikas zur Raison zu bringen, haben wir unsere Kampfschiffe gebaut (dazu hätten ein Dutzend Korvetten und Kanonenboote genügt), sondern um uns die Freiheit der Bewegung zu erhalten, uns vor der Abschnürung, die uns drohte, zu retten, um die Stellung unter den Mächten der Welt zu behaupten, die uns der Schöpfer des Reiches erworben hatte, und von der wir wieder herabgedrängt werden sollten. Wir wollten jenen ebenbürtig bleiben, das Gleichgewicht in der Welt, das jene Großen zu zerstören drohten, wollten wir herstellen oder sichern. Geradeso hat ein Jahr nach seinem Worte von der Flotte unser Kaiser den Sinn der deutschen Politik gedeutet. »Ich bin nicht der Meinung,« so sprach er am 3. Juli 1900 in Bremen, »daß unser deutsches Volk vor dreißig Jahren unter der Führung seiner Fürsten gesiegt und geblutet hat, um sich bei großen auswärtigen Entscheidungen beiseite schieben zu lassen. Geschähe das, so wäre es ein für allemal mit der Weltmachtstellung des deutschen Volkes vorbei, und ich bin nicht gewillt, es dahin kommen zu lassen.« Wir hätten das Erbe, das uns Bismarck und sein Kaiser erworben, verloren, wir wären im Vergleich zu den anderen Mächten der Welt wieder geworden, was wir gewesen waren, ein Kleinstaat, wenn wir uns nicht für den Kampf gerüstet hätten.

Denn die Macht allein ist es, welche in den Händeln dieser Welt entscheidet. Nur wer das Schwert zu führen weiß, wird auf Erden vorwärtskommen, sein Recht behaupten können; jeder Fortschritt der Wirtschaft wie der Kultur hängt von dem Maße der Unabhängigkeit ab, das ein Staat in der Welt behauptet. Niemals haben wir es abgeleugnet, daß auch wir gleich den anderen Macht besitzen und Macht erwerben wollen; war doch der in der Nation in der Zeit ihrer Erniedrigung gesammelte und gesteigerte Wille zur Macht der mächtigste Antrieb in unseren Kämpfen um die Gewinnung der nationalen Einheit gewesen. »Allzeit Mehrer des Reiches zu sein«, so lautete das Gelöbnis unseres alten Kaisers im Schlosse zu Versailles. Aber

der Sinn unserer Macht war von jeher ein besonderer, das Ziel, das wir unserer Politik stecken, liegt an einem anderen Ort, als dort, wo die Gegner es suchen. Das ist es, was unseren politischen Ehrgeiz von dem unserer Rivalen unterscheidet; mit den tiefsten Willenstrieben, den höchsten Idealen unserer Nation, mit einer vierhundertjährigen Geschichte in ihren tragischen Verflechtungen und ihren erhabensten Erinnerungen, mit unserm ganzen Sein und Wollen hängt es zusammen. Der deutsche Staatsgedanke, mit einem Wort, ist ein anderer als der unserer Gegner, und darum ist auch die Richtung, in der wir unsere Macht in der Welt ausbreiten wollen, eine andere. Jene wollen die Welt unterjochen, wir aber bieten den Völkern, die unsere Freunde sein wollen, Freiheit und Frieden und Treue um Treue. Aus diesem Geiste stammt das Bekenntnis unseres alten Kaisers Wilhelm I., das wir an die Spitze unserer Betrachtung stellten, und in dem seine eigene wundervolle Größe gipfelte; ihm sind unsere Fürsten wie unsere Staatsmänner und unser ganzes Volk ohne Unterschied in den dreiundvierzig Jahren des Friedens, den wir nur durch unsere Macht aufrechterhalten konnten, treu geblieben; ihm allein dient unser Heer, das mit unserm Volke selbst eins ist; ihm auch die Flotte, die unsere Flagge über alle Meere trug und bereits unsern Feinden furchtbar ward; alle Verträge, alle Bündnisse, die wir schlossen, hatten dieses Ziel. An ihm hielten wir fest, als wir unsern Freunden in der Not beistanden. Dieser Geist leitete uns in den Tagen, die uns vor die furchtbarste Gefahr stellten, in die je ein Volk geraten ist; aus ihm schöpfen unsere Armeen die unversiegliche Geduld, den unwiderstehlichen Heldenmut, den sie im Kampfe gegen vielfache Übermacht bewährten, und aus diesem Geist schöpfen ihren Trost die Daheimgebliebenen, die um ihre gefallenen Helden weinen; mit ihm setzen wir uns auch den Schwachmütigen entgegen, und er wird uns anspornen, nicht nachzulassen, bis wir den vollen Sieg in festen Händen halten und die Feinde ringsum bekennen müssen, daß wir das Recht haben, unsere Macht nach unserer Weise zu sichern und auszubauen. Wir wissen wohl, daß wir noch nicht am Ende sind, und daß noch ein gutes Stück der Arbeit vor uns liegt, aber wir halten fest an der Losung, die ein Hindenburg uns gab: »Schwer ist die Zeit, aber sicher der Sieg.«

Partei oder Vaterland?

(Anfang Oktober 1918.)

Die Entscheidung ist gefallen. Es ist nicht anders: Das Werk Bismarcks, das er in der Verfassung des Deutschen Reiches aufgerichtet hat, ist im Zerfallen. Mag immerhin der Schlußstein des Baues, der Artikel 9, gelockert wie er ist, noch eine Weile an seinem Platze bleiben: die Fundamente wanken. Der Grundgedanke des Ganzen, das Gleichgewicht zwischen den beiden Organen des nationalen Willens, Bundesrat und Reichstag, ist aufgehoben, das Schwergewicht der Macht ist auf die Volksvertretung übergegangen; ihrer Mehrheit ist das Reich und seine Zukunft ausgeliefert. Es sind vor allem die beiden Parteien, die, obgleich einander wesensfremd, dennoch im gemeinsamen Kampf gegen das neue Reich sich ausgebildet haben, an deren Widerstand Bismarck sich matt gerungen, die ihn recht eigentlich letzten Endes gestürzt haben: heute ist ihr Sieg vollendet; sie, und wer sich ihnen aus den in den Kämpfen um Deutschlands Einheit von Bismarck besiegten Fraktionen zugesellt hat, halten in der schwersten Stunde, die unserm Volke je beschieden war, des Reiches Schicksal in ihren Händen.

Wir aber, die wir im Geiste Bismarcks erzogen sind, auf ihn eingeschworen waren, ihm bis auf diesen Tag die Treue bewahrt haben, wollen nun erst recht uns seiner würdig zeigen. Niemals soll von uns gesagt werden, daß wir die Partei über das Vaterland stellten. Das Wort, in dem der Schöpfer des Reiches sein Wollen und Wirken zusammengefaßt hat, sein »Patriae inserviendo consumor«, soll auch für uns in Geltung bleiben. So wollen auch wir im Leben und Sterben mit allen unseren Kräften dem Vaterlande angehören. Um seinetwillen wollen wir denen, die mitten im Sturm das Ruder des Staates ergriffen haben, nicht in den Weg treten; wir wollen ihnen vielmehr die ungeheure Last der Verantwortung, die sie auf sich nahmen, tragen helfen. Nichts mehr von Klage oder Anklage! Viel zu kostbar ist die Zeit. Wir alle sind Schicksalsgenossen, von der gleichen Not

zusammengeschmiedet wie mit eisernen Ketten. Stemmen wir uns gemeinsam, Schulter an Schulter gelehnt, dem furchtbaren Lose entgegen, das unser wartet, wenn wir erliegen: der Schande, der Entmannung! Wetteifern wir allein im Dienst am Vaterlande, in dem unerschütterlichen Glauben an seine Kraft, dem unbeugsamen Willen, auszuharren bis ans Ende — und Gott wird mit uns sein.

In der Knechtschaft.



Sedantag 1920.

Zum fünfzigsten Mal jährt sich nun schon der Tag, an dem wir auf den Feldern von Sedan den Thron des zweiten Bonaparte zerbrachen, und stärker als je tritt uns die erschütternde Tragik des Schicksals vor die Seele, unter dem zu leben uns bestimmt ist, so lange wir die Ketten des Friedens von Versailles tragen werden. Dem Titanenkampf, den wir gegen eine Welt von Feinden geführt haben, ist das Loos der Titanen gefolgt. Dem an den Fels geschmiedeten Prometheus gleicht in Wahrheit unser Volk. Seiner Grenzmarken beraubt, ausgesogen bis aufs Letzte, entrechtet und verknechtet, entehrt und verachtet, ein Volk von Heloten, die Parias unter den Nationen der Erde, jeder Willkür zum Raube gegeben, im Innern aber verwirrt und zerrissen, von Parteiwut zerfleischt, wie niemals in seiner Geschichte, das ist das Deutschland von heute, das Volk Goethes und Kants, Luthers und Bismarcks, so trifft uns der Tag, der uns einst als der Gipfel deutscher Herrlichkeit gegolten hatte: von der Höhe der Ehre und des Glückes, der Macht und des Reichtums sind wir in den Abgrund des Elendes und der Ohnmacht gestürzt worden; der Tag, der so lange unser höchster nationaler Festtag war, der Erinnerungstag des größten und glänzendsten unserer Siege, er ist zum Tage der tiefsten nationalen Trauer geworden.

Wir haben aber an ihm nicht nur den Triumph der Waffen über den Erbfeind unseres Namens gefeiert, sondern mehr noch den Abschluß aller Kämpfe, die wir gegen uns selbst geführt hatten, die Erfüllung der Sehnsuchtsträume unserer Väter, die Gründung des Reiches, dessen gewaltige Kraft sich gerade in unserm letzten Ringen, in einem Kriege, wie kein Jahrtausend ihn sah, bewährt hat, und das nur durch uns selbst zerstört werden konnte, den Frieden, der, auf unsere Macht gegründet, uns selbst alle seine Güter in den Schoß geworfen hatte und besser als alles andere den allgemeinen Frieden verbürgte. Nie und nirgends ist der Inhalt aller Reden, die am Sedantage gehalten, aller Gebete, die je an ihm gesprochen wurden, ein anderer gewesen. Es war die Losung, die unser alter Kaiser Wilhelm

ausgab, als er, umgeben von Deutschlands Fürsten und Heerführern, umrauscht von den siegbekränzten Fahnen aller deutschen Stämme, die Kaiserkrone annahm, an derselben Stelle, wo wir heute unser eigenes Todesurteil unterschreiben mußten: das Segenswort, das er damals über die junge Schöpfung aussprach. Es war das Ziel, das sein gewaltiger Minister, der Schöpfer unseres Reiches, in jeder Wendung seiner listenreichen Politik vor Augen hatte, so lange noch seine starke Hand das Steuer führte, und das auch seinen Nachfolgern bei allem Schwanken ihrer Politik immer vorgeschwebt hat. Es war von Anbeginn an der Zweck aller unserer Rüstungen zu Wasser wie zu Lande, der Sinn sogar noch der Aktion, durch die unsere Diplomatie das Unheil geradeswegs über uns herzog, als sie die Macht des Deutschen Reiches politischen Va-banque-Spielern auslieferte, dem Staate, der Krone sich anvertraute, deren ganze Geschichte die Verleugnung der nationalen Idee gewesen war, und deren letzter Träger sich nicht gescheut hat, sobald er die Gefahr des Erliegens witterte, seine Bundesfreunde und sein eigenes Volk zu verraten. Und so war es noch der Antrieb für jene Politik der Verständigung mitten im Kriege, welche, wie sie von allen Lauen und Feigen unterstützt wurde, so auch den Feinden mit Recht nur als Schwäche und Ermattung erschien und den Verrat in dem eigenen Lager groß zog.

War dies aber einst die Bedeutung unserer Sedansfeiern, so wissen wir, was dieser Tag für uns fortan bedeuten wird. Er wird der Tag bleiben wie der Erinnerung, so auch der Hoffnung, der Tag der Vorbedeutung für die Zeit, da wir unsere Ketten zerbrochen und von uns geworfen haben werden. Er wird uns vor allem an die namenlosen Leiden erinnern, welche die Machtgier unserer Feinde und die barbarischen Mittel ihrer Kriegführung über uns gebracht haben: die Verfolgung unseres Handels über die ganze Erde hin; die Internierung unserer Volksgenossen, wohin immer ihre Gewalt reichte; die Verjagung unserer Missionäre, die nichts weiter wollten als die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden, aus ihren wie aus unsern eigenen Kolonien; die Einziehung unseres Eigentums und die Austilgung unserer Sprache und Kultur; bergehohe Lügen und bodenlose Verleumdung; brutale Beschimpfung unseres Volkes und seiner Führer; hundertfache Neutralitätsbrüche und tausendfache Ausstreuung von Zwietrachtssaaten unter die ihnen feindlichen Heere und Völker; dazu die furchtbare Geißel der Aushungerung und des Erstickungstodes

durch ihre den ganzen Kontinent einschnürende Blockade — genug, das ganze Heer der dämonischen Listen und Künste, das über uns hereinbrach und nur zu spät in seinen furchtbaren Wirkungen von uns erkannt worden ist. Aber auch der Schwachmütigen in den eigenen Reihen, der Feiglinge und der Verräter unter uns — denn sie, und nicht die Feinde, haben uns gefällt — wollen wir an diesem Tage gedenken, sowie aller jener Schwarmgeister und Träumer, die sich von dem Glauben an unsere Feinde narren ließen, weil sie nicht wußten, daß nur der Wille zur Macht die Welt regiert und den Frieden in ihr verbürgt. Wir aber suchen unsere Ziele nicht in den Wolken, hinter den Nebelwänden zukünftiger Weltordnungen, sondern wir stellen uns, unbekümmert um das, was die Zukunft uns bescheiden mag, auf einen Grund, der uns tragen wird: kein Reich der Träume, sondern ein Boden, der fester ist als Granit; kein Gebilde der Phantasie, aber schöner als alles, was unsere Dichter und Denker je ersannen, denn nur auf diesem Grunde haben sie alles geschaffen; eine Schatzkammer, die uns alles darbietet, was wir zum Leben gebrauchen, Geschmeide, Perlen und Kronen aus grauester Vorzeit, und Pflüge und Schwerter, um unser Land zu bebauen und zu schirmen; eine Burg, hinter deren Mauern wir uns aller Feinde erwehren, und aus der wir jederzeit hervorbrechen können, wo und wann wir je herausgefordert werden, denn sie umschließt alles Mächtige und Große, das Heer aller Ideale unseres Volkes. Stellen wir uns auf diesen Boden, auf den Boden des Vaterlandes! Halten wir an ihm fest, als dem Quellborn, dem ewig jungen, aller unserer Güter, unserer Macht und unserer Freiheit! Denken wir an alle die Lehrer und Propheten unseres Volkes, die das verkündigt, an die zahllosen Scharen derer, die daran geglaubt und daran gebaut haben. Vergessen wir auch ihn nicht, den gewaltigsten dieser Baumeister, noch das Wort, das er einst den Reichsboten mahnend zurief, von dem deutschen Gedanken, den sie vor Europa leuchten lassen sollten, denn er sei in der Verfinsterung begriffen; und auch sie nicht, die Hunderttausende, die um dieses Gedankens willen in den Tod gegangen sind! Denken wir — wir dürfen es — auch an das, was wir, denen er das Herz erfüllt, selbst für ihn getan haben in den vier Jahren, welche die schwersten in dem Leben unseres Volkes waren und doch zu seinen herrlichsten gehören. Arbeiten wir gemeinsam an der Wiedererweckung dieser Idee der Ideen, in allen Schichten unseres Volkes ungesäumt und so lange wir atmen, zu jeglicher Stunde!

Knechtschaft.

(Rede, gehalten in Hamburg am 18. Januar 1921.)

Zu einer Doppelfeier sind wir heute vereinigt. Dem Tage gilt es, von dem Preußens Krone stammte, und jenem andern vor 50 Jahren, von dem das Leuchten der deutschen Kaiserkrone ausging. Zwei Ereignisse, die zu Marksteinen in der deutschen Geschichte geworden sind; einem Doppelstern gleich standen sie 50 Jahre am deutschen Himmel. Heute ist ihr Licht erloschen: Dunkel rings um uns her, und kein Pfad will sich zeigen, der uns zum Lichte führen könnte.

Jedoch nicht, um auf den Ruinen zu weinen und die Welt mit unsern Klagen zu erfüllen, sind wir zusammen gekommen. Das »Impavidum ferient ruinae« würde auch dann für uns gelten, wenn die geborstenen Wölbungen unserer Macht vollends über uns zusammenkrachen würden. Wir aber wollen nicht aufhören zu hoffen. Denn wir wissen, daß es der Glaube ist, der sich seine Welt erbaut; und daß es der Wille zur Macht ist, der uns aus der Finsternis herausbringen wird. Der Wille zur Macht hat Preußens und Deutschlands Krone vereinigt, er hat die Geschicke Preußens und der Nation miteinander verkettet. Er war es bereits, der Preußens Soldatenkönig antrieb, den Rocher de bronce der Monarchie, Armee und Beamtentum, dem Trotz rebellischer Junker und jedem Sonderwillen entgegen zu stabilisieren. Er erfüllte die jugendstarke Seele seines Sohnes, als er das Schwert gegen die Habsburgerin erhob und im Kampfe um Schlesien seinem Preußen die Stellung unter den Großmächten der Erde gewann; noch in dem Nachfolger Friedrichs, dem Weiberknecht Friedrich Wilhelm II., der das Werk, das der Vorgänger im Osten begonnen, weiterführte, war er lebendig. Und wenn er in dem zweiten Nachfolger des großen Königs erlosch, so war er doch in der Armee und der Bureaukratie Preußens um so stärker. So war es möglich, daß der zerbrochene Staat wieder zusammenwuchs, daß sich die alten monarchischen Formen mehr als je mit nationalen Ideen er-

füllten, daß der preußische Adler seinen Flug nun auch nach dem Westen, über den Rhein hinüber bis zur Hauptstadt des Erbfeindes nahm, daß Preußen vollends in Deutschland hinein wuchs. Schon durchdrang der Wille zur Macht das politische Denken der gesamten Nation, weckte die Erinnerung an die alte Kaiserherrlichkeit und schuf den Traum eines neuen und nationalen Kaisertums. Auf Preußens Krone selber lenkten sich die Hoffnungen der Patrioten, und aus dem Süden, von Schwaben, der Stauffer Heimat her, klang die Stimme des deutschen Sängers, die Stimme der Sehnsucht und der Hoffnung, daß Friedrichs Adler die Verlassenen, Heimatlosen mit seiner goldnen Schwinge decke.

Auch in der deutschen Revolution war der Wille zur Macht die stärkste Kraft. Hier aber stieß er zusammen mit dem Eigenwillen der in dem zerfallenden deutschen Reich emporgewachsenen Staaten, der nirgends kräftiger pulsierte als in dem märkischen Edelmann, dem Junker von Schönhausen; er war ganz in ihm verkörpert. Von ihm, dem preußischen Machtgedanken, aus (er kannte noch keinen andern) warf Bismarck sich dem Wogendrang der deutschen Idee entgegen. Preußisch war seine Politik in der Revolution. Zu Preußens Macht bekannte er sich in Frankfurt Österreich gegenüber. Sie gab ihm die Richtung, als er sich dem mit dem nationalen Gedanken verbündeten preußischen Liberalismus in den Weg stellte und die Krone seines königlichen Herrn gegen innere und äußere Gegner aufrecht hielt; als er die Nordmark im Widerspruch zu der gesamten öffentlichen Meinung der Nation eroberte und mit Österreich den Bund schloß, um ihn alsbald wieder zu zerbrechen und Habsburg niederzuwerfen. Gerade dadurch aber offenbarte er die deutsche Mission seines Staates, der, was er für sich gewann, immer noch auch für Deutschland erworben hatte, unter dessen starker Hand, wohin sie immer griff, deutsches Leben aufgewachsen, deutsche Kultur erblüht war, und führte so den Beweis, daß nur die Macht die deutsche Frage lösen, unser Volk zu sich selbst bringen, und ihm die Stellung in der Welt erringen könnte, die seinem Willen zur Größe genug tat. So gelang es Bismarck gewaltigem Willen, beide Strömungen in das gleiche Bette zu leiten. Er, der Preuße, erfüllte sich jetzt ganz mit der nationalen Idee; unter seinen Händen schmolz die Macht seines Staates zusammen mit der Macht der Nation. Und so kam die Stunde, da Preußens greiser Herrscher im Königsschlosse zu Versailles, angesichts der belagerten

Hauptstadt des nationalen Feindes, zu der angestammten Krone die Kaiserkrone hinzufügte, die ihm Fürsten und Volk Deutschlands darbrachten. Auf diesem Fundamente ruhte seitdem unser Reich. Jeder Akt der Politik, die des Reiches Schöpfer von nun an verfolgte, empfing daher seine Richtung. Alle Maße der Verfassung, die er der Nation, im Bunde oder auch im Kampfe mit den Parteien, gab, waren danach berechnet. In dieser Form entfaltete sich die ungeheure Kraft unseres Volkes noch über den Sturz und den Tod des Reichsgründers hinweg. Erst als der Wille zur Macht erlahmte, zerbrach Bismarcks Schöpfung, und mit ihr sogleich die Macht der Nation.

So spiegelt dieser Tag in seinem Doppelcharakter Deutschlands Entwicklung in mehr als zwei Jahrhunderten wieder. In diesem Geiste müssen wir ihn feiern, als eine Gewähr für das Leben der Nation.

Jedoch auch die Gegenwart dürfen wir über der Vergangenheit nicht vergessen; nicht vergessen, daß jener Stunde des Ruhmes ein anderer Tag von Versailles gefolgt ist, vor dem ihr Glanz verblich, und der zu dem Tage unserer tiefsten Erniedrigung geworden ist. Denn nur, wenn wir den Abgrund in seiner ganzen Tiefe ausmessen, unser Elend in seiner vollen Größe umfassen, können wir wieder emporkommen. Niemals dürfen wir gleichgültig oder in blödem Optimismus daran vorübergehen. Immer daran denken — und immer davon sprechen, muß unsere Losung sein. Nicht die Welt, aber uns selbst von der Furchtbarkeit unseres Schicksals, von der Unerträglichkeit des Joches, das auf uns lastet, zu überzeugen, das ist die Aufgabe. Täglich und stündlich müssen wir uns den Inhalt des mörderischen Vertrages, den uns die Feinde abgepreßt haben, vor Augen halten, wenn wir uns des Glaubens getrösten wollen, daß sich unsere Nation aufs neue zu der Macht erheben wird, welche allein den Frieden und das Recht sichern, alle Reichtümer und alle Güter der Kultur herbeischaffen, die nationale Ehre herstellen und die Freiheit selbst erobern kann.

Es war ein Vertrag, wie ihn gewiß jeder Räuber gern mit seinem Opfer schließen möchte, auf Grund dessen er ihm auch wohl das Leben lassen möchte: verstümmelt und wehrlos gemacht, von Ketten erdrückt, fronden zu müssen, solange noch ein Lebensfunke in dem Überfallenen glüht. Freilich in der bürgerlichen Gesellschaft wäre

ein solcher Pakt, und wäre er mit tausend Eiden bekräftigt, nicht denkbar. Oder würde sich irgendwo ein Richter finden, der dem Räuber sein Opfer überlassen, es an Bedingungen ketten würde, die es allen Qualen eines langsamen Sterbens überliefern müßten? In der Gesellschaft der Nationen jedoch, die sich im Völkerbund vereinigt haben, denkt man darüber anders. Denn dieser ist gerade dazu gestiftet, den Siegern die Beute zu sichern, die Knechtschaft, in welche wir und unsere Verbündeten gerieten, zu verewigen. Ja, man wagt es, das Ziel, welches der Austilgung unseres Volkes gleichkommt, als die Erfüllung der erhabensten Ideale, als die Einsetzung eines Reiches der Gerechtigkeit und des völkerbeglückenden Weltfriedens anzukündigen. So fest ist die Völkerbundsakte mit den Friedensverträgen verkettet, daß sie in dem unsern wie in allen andern an die Spitze gestellt wurde. Wer sich zu diesen bekennt, ist also auch jener verpflichtet.

Selbstbestimmung der Nationen ist das Schlüsselwort, in dem, wie die Worte lauten, alle Artikel der Völkerbundsakte sich zusammenfinden. Wahrlich, ein erhabener Gedanke! Es ist die Idee, die, seitdem sie in der großen französischen Revolution zum erstenmal auf dem europäischen Kontinent verwirklicht wurde, die belebende Kraft des neunzehnten Jahrhunderts geworden ist. Nicht immer war sie mit den liberalen Forderungen verbündet; nicht für die Ideen von 1789 erhoben sich unter ihren Mönchen und Pfarrern die Spanier und die Tiroler gegen ihre französischen Bedränger. Aber ob sie sich der Revolution oder der Reaktion zugesellten, stets war es diese Idee, die unsre Nationen in ihrer Tiefe aufrüttelte, sie mit dem Bewußtsein ihrer selbst, dem Willen zur Einheit erfüllte und sie antrieb, sich eine Stellung unter den Völkern der Erde zu machen, einen Platz an der Sonne zu sichern. So hat sie, nachdem sie, anfänglich von dem revolutionären Frankreich geleitet, jenseits der Alpen wie am Rhein und an der Weichsel gezündet hatte, im Weiterschreiten der Revolution in dem Kampf gegen ihren Erben, Napoleon, die Geister der Völker unseres Erdteils aus der Erstarrung erlöst. Von ihr beseelt, haben sodann die spanischen und portugiesischen Kolonien Süd- und Mittelamerikas ihre Freiheit gewonnen, ihre staatliche Individualität entwickelt. Alle Revolutionen und Kriege, die das 19. Jahrhundert erfüllten, haben von ihr den stärksten Antrieb erhalten. Sie hat auch unserm Volke nach Jahrhunderten der Zerrüttung endlich den Weg zum Heil

gewiesen: der Kaisertraum, der an die Glanzzeit längst entschwundener Macht unserer Nation anknüpfte, war nur das Spiegelbild dieser Sehnsucht. Von ihr ging die Glorie aus, die Wilhelms I. ehrwürdige Gestalt umfloß. Auf sie stellte sich, nachdem er Österreich niedergerungen, der heroische Staatsmann, der das Werk unserer Einigung vollendete. Sie war der Odem, der alle Väter und Propheten unseres nationalen Staates, von Ernst Moritz Arndt und dem Freiherrn v. Stein bis hin zu Heinrich v. Treitschke, erfüllte; alles Schauen und Schaffen des deutschen Genius in diesem unvergeßlichen Jahrhundert deutscher Größe hat von ihr Form und Farbe erhalten. Auf diesem Grunde ruhte auch das Reich, das wir uns in dem gerechtesten Kriege, der je geführt wurde, gewannen; alle seine Institutionen sind um die eine Idee, die Selbstbestimmung der Nation, herumgebaut worden; 43 Jahre hindurch war sie der Eckstein unseres Reiches. Schon nahmen wir, seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts, wahr, wie die inneren Widerstände, die sich dagegen erhoben hatten, alteingewurzelte und neuentstandene, sich zu lösen begannen; immer weitere Kreise unseres Volkes erschlossen sich dem Verständnis für die Notwendigkeit der Einheit und die Gesundung, die von dorther das Leben der Nation durchdrang. Und wie tief diese Empfindungen bereits reichten, bewährten jene Wochen, die uns heute wie eine verklungene Sage erscheinen wollen, als die gegnerischen Mächte aus dem Dunkel ihrer längst betriebenen Verschwörung heraustraten und uns das Schwert in die Hand zwangen; als die Millionen deutscher Männer und Jünglinge unter die Waffen traten und alle Schrecken des Krieges gegen eine Welt von Feinden freudig auf sich nahmen: nur das Bewußtsein, für unsere Freiheit, für das Recht der Nation, ihr Leben nach eigenem Willen zu gestalten, konnte uns diese Zuversicht verleihen.

Jedoch, wie die Verteidigung, so galt auch der Angriff unserer Feinde eben diesem Willen. Ihn zu brechen, uns in die Ohnmacht der alten Zeiten zurückzuschleudern, darin fanden sich alle zusammen, darin bestärkten sie sich, je härter unser Widerstand, je größer die Gefahr des Erliegens für sie selber wurde. Wir aber sind nicht der Gewalt der Waffen erlegen — denn diese zersplitterten an dem Eisenwall unserer Flotte und unserer Heere: sondern wir erlagen, weil die Idee, die uns das Leben verliehen und uns zur welt-

gebietenden Größe erhoben hatte, im Kampfe selbst erlahmte. Hier liegt unsre Schuld. Und wir wollen uns nicht damit zu rechtfertigen versuchen, daß wir unter dem Druck einer ungeheuren Übermacht, abgesperrt von aller Welt, durch Aushungerung und Entbehrungen, wie kein großes Volk sie je zu tragen gehabt hat, zermürbt waren; vielmehr, weil wir den Glauben an den Sieg verloren, verloren wir den Krieg. Wir sind erniedrigt worden, weil der Wille, uns auf der Höhe, die wir erreicht, zu halten, nicht stark genug entwickelt, das Machtbewußtsein nicht tief genug in der Nation verankert war; weil die Sünden der Vorzeit, Sondergeist und Parteisucht, Philisterei und nationale Mattherzigkeit, unter den Leiden des Krieges von neuem emporgewuchert waren. Gewiß, zu Hunderttausenden waren die Söhne unseres Volkes für seine Freiheit in den Tod gegangen, und Hunderttausende waren bis zuletzt bereit, ihr Leben dafür einzusetzen; und noch hielten unsere Heere im Feindeslande selbst, von Edessa bis Ostende, das Feld. Aber die Millionen der Gleichgültigen und der Schwachmütigen in der Heimat erstickten den Willen zum Siege. In dieser Schwäche des nationalen Willens wurzelten die Fehlansätze unserer Diplomatie, das Schwanken in den Entschlüssen, das fortgesetzte Wechseln der Ziele, der aufdringliche Verständigungswille und die bis zur Blindheit gesteigerte Gutgläubigkeit gegenüber den Friedensphrasen der Feinde, hinter denen doch nur der Vernichtungswille lauerte: Lähmungserscheinungen, die, von oben her sich verzweigend, immer breitere Schichten in Heer und Volk ergriffen, bis schließlich Feigheit und Verrat und die Machtgier fanatischer Demagogen, welche die blöde Menge mit ihren Utopien umgaukelten, das Werk der Selbstentmannung vollendeten.

Dadurch erst gewannen die Verleumdungen, mit denen die Gegner die gegen uns abgeriegelte Völkerwelt überschütteten, Boden. Wir selbst haben ihnen den Acker bestellt, die Furchen gezogen, in denen ihre Giftsaaten aufgehen konnten. Von uns, von den Parteien, die sich wie bösartige Schlinggewächse von der Wurzel her um den Stamm unserer Macht gelegt, ja mit ihm groß geworden waren, ihn rings eingeschnürt hatten, haben unsere Feinde alle Schlagworte entlehnt, mit denen sie die unwissende und jeder Täuschung zugängliche Welt betäubten, und die, von uns anfänglich verlacht, am Ende auch bei uns die Massen hypnotisierten. Und so konnten sie die Wahrheit auf den Kopf stellen und schließlich mit der ungeheuerlichen Lüge Glauben

finden, daß ein Volk, welches in seiner Gesamtheit seit Jahrhunderten keinen anderen Ehrgeiz gekannt hat als in dem Kampfe für die Güter des Friedens und der Gesittung der Welt voranzuleuchten, das mit seinen Kolonisationen und durch die Millionen seiner Auswanderer immer nur aufbauend, nie zerstörend gewirkt hat, nach der Unterjochung der Erde strebe: Zielen, die gerade unsere Feinde seit Jahrhunderten verfolgten, und in denen sie sich eben durch unsere Politik, welche nichts als das Recht der Selbstbestimmung für sich und unsere Freunde verlangte, gehemmt sahen.

Das aber ist nun an dem Vertrage, den unsere Gegner wie ein Nessushemd über den Leib unseres Volkes geworfen haben, das Entsetzliche, das Nichtzuertragende, daß er die Idee des Jahrhunderts, der jene selbst ihre Kraft und Größe verdanken, und als deren Vorkämpfer und Schutzherren sie sich heute maskiert haben, in allen seinen Bestimmungen verleugnet und in ihr Gegenteil verkehrt hat. Alle seine Paragraphen sind nur Knebel und Klammern und Zangen, um jedes unserer Glieder abzuschnüren, jede Möglichkeit, auch nur einen Schritt aus eigener Kraft zu tun, uns zu nehmen, Keime des Siechtums und des unabwendbaren Todes uns einzuimpfen. Nicht bloß, daß uns die Grenzmarken im Norden und Süden, im Osten und Westen geraubt wurden — Landschaften, die zum Urboden unseres Volkes gehören, deren Wiedergewinnung, nachdem sie in den Jahrhunderten unseres Zerfalls verloren gegangen waren, den neuen Aufstieg unserer Nation gekrönt hat oder die erst deutsche Kraft dem historischen Leben erschloß: auch dem Torso, den die Feinde uns ließen, haben sie jede Hoffnung, ein Eigenleben zu entwickeln, unterbunden. Unsere Ströme haben sie internationalisiert; in allen Hauptstädten sitzen ihre Kommissionen, keine Fabrik, kein Staatsgebäude ist vor ihren Späherblicken sicher; denn der Vertrag gibt ihnen tausend Gelegenheiten, unsere Geschäfte zu kontrollieren, unsere Erfindungen, unser Eigentum, das geistige wie das materielle, für sich auszunutzen und zu stehlen; und während sie uns an jeden Paragraphen fesseln und unter brutalen Drohungen daran festhalten, scheuen sie selbst sich nicht, den Vertrag, wo es ihnen paßt, zu verachten und zu übertreten. Fleiß und Arbeit werden uns nicht helfen. Denn wir haften dem Feinde mit allem Besitz und Einkommen, dem öffentlichen wie dem privaten; und die ungeheuerlichen Forderungen, zu denen der Friede sie berechtigt, würden uns für alle Ewigkeit belasten;

wir wären längst erstickt und vernichtet, bevor wir uns von der Verschuldung gelöst hätten. Denn unsere Feinde sind die Herren geworden in unsern Häfen, an unsern Küsten, auf unsern Strömen; ihre Kapitalien durchfluten unser Land; unsere Wohlfahrtsquellen haben sie verstopft oder zu sich hinübergeleitet; aus unsern Häfen führten sie die Ozeandampfer, von den Bahnhöfen die Lokomotiven und Wagen fort; unsere Fabrikanten haben ihre Maschinen und Werkzeuge, unsere Landwirte ihre Herden hergeben müssen; unserer Kolonien beraubt, müssen wir die Rohstoffe für unsere Fabriken von unsern Feinden kaufen, und auf ihren eigenen oder den von uns ausgelieferten Schiffen mußten wir sie bisher heranschaffen. Ihre Garnisonen in den besetzten Provinzen müssen wir erhalten, und es liegt ganz bei ihnen, wie viele Regimenter sie dort einlegen wollen, Milliarden müssen wir auch dafür opfern; unsere Schulen und Kasernen und jede Wohnung, die ihnen gefällt, stehen ihnen offen; wir müssen ihnen die Bordelle bauen, die sie nicht entbehren können, und Quartiere für die Dirnen schaffen, die ihre Offiziere mit sich bringen — und müssen es mit ansehen, wie unsere Frauen den viehischen Begierden ihrer farbigen Söldner zum Opfer fallen; kein Richter steht uns gegen sie zur Seite. Und so fehlt uns bereits jedes Recht, noch von einem deutschen Staat zu sprechen, uns eine Nation zu nennen: wir sind ein Volk von Zwangsarbeitern geworden, Schuldknechte, Leibeigene unbarmherziger Sklavenhalter.

Als im November 1918 unsere Macht in sich zusammenbrach, gab es in Deutschland noch naive Gemüter, die da meinten, daß wir in der Angliederung Deutsch-Österreichs, welches wir einst unter dem Zwange der europäischen Politik von unserm Reiche hatten ausschließen müssen, eine Entschädigung für die verlorenen Provinzen finden und also die großdeutschen Ziele durch unsere Niederlage verwirklichen könnten. Von diesem Wahn sind jene guten Leute bald genug geheilt worden. Denn auf nichts sind unsere Feinde mehr bedacht gewesen, als die Rückkehr unserer Brüder zu ihrem Volke zu verhindern. Und wenn sie heute dem Bruchteil, dem sie eine staatliche Existenz zugebilligt haben, der aber nicht einmal in seinem Namen an sein Volkstum erinnern darf, in den Völkerbund aufnahmen, so geschah es wiederum nur deshalb, um die Wiedervereinigung mit der Nation zu verhindern. Die Randgebiete aber dieser ältesten Kolonie unseres Volkes haben sie unter die Verräternationen, die

Tschechen, Slovenen und Kroaten, aufgeteilt, also daß diese Fremdstämmigen, die ihr Recht auf staatliche Existenz ganz auf die nationale Idee gestützt, die darin ihren Antrieb, ihre Rechtfertigung in dem Jahrhundert der Nationalitätskämpfe gesucht haben, heute mit ihren Staaten das genaue Gegenbild zu dem Kaiserreich darstellen, aus dem sie sich herausgelöst haben: sie selbst sind heute Nationalitätenstaaten geworden, und damit noch viel weniger lebensfähig als das habsburgische Kaiserreich je gewesen ist, da ihnen die Eigenmacht fehlt, die jenes besaß; sie sind von ihren Protektoren durchaus abhängig und jeder Abwandlung der allgemeinen Politik unterworfen.

Eben dies aber ist das Bild, welches das heutige Europa, in dem ganzen Bereich, den unsere Feinde beherrschen, darstellt. Von allen Nationen unseres Erdteils, die an dem Weltkriege teilnahmen, ist die deutsche allein rein geworden von jeder Beimischung fremden Blutes, sie, die auf allen Fronten Millionen ihrer eigenen Volksgenossen verlor. Wohin unser Blick sonst fallen mag, von Polen und der Ukraine bis an den Kanal und darüber hinweg, sehen wir Staatsgebilde vor uns, gemischt aus den feindseligsten Elementen, Gegensätzen, deren Entwicklung in die Jahrhunderte zurückreicht, und die heute völlig verhärtet und unversöhnlich geworden sind. Wie tief sie reichen, und wie furchtbar ihr Ausbruch sein kann, erlebten wir an Irland, wo sie (das Flammenmeer von Cork bezeugt es) noch gerade so ungestillt sind wie zu den Zeiten Cromwells und des Blutbades von Drogheda.

Mit welcher Verachtung pflegte man sonst von den Kriegen zu sprechen, in denen in dem Zeitalter des Absolutismus um das Schicksal der Völker gewürfelt wurde! Ist aber auf den Friedenskongressen der heiligen Allianz jemals ein schamloserer Seelenschacher getrieben worden als in den Verträgen von 1919? Auch tasteten die Sieger in jenen Zeiten die Eigenart der Stämme und Völker, die sich ihrem Szepter unterwerfen mußten, nicht an; nur England beutete schon damals die Länder, die es unterjocht hielt, aus, oder vernichtete sie, wo es auf Widerstand stieß: Irlands Beispiel beweist es. Wir Deutschen aber durften, wie die Italiener unter Habsburg, mochten nun Polen oder Franzosen, Dänen oder Schweden über uns gebieten, unbesorgt unsern Geschäften nachgehen und unser Leben führen wie es der Überlieferung unserer Kultur entsprach. Das Elsaß war zu der Zeit, da der junge Goethe in der Stadt Erwins v. Steinbach studierte,

noch grade so deutsch wie 80 Jahre zuvor, als Ludwig XIV. es mitten im Frieden raubte; und niemals hat Danzig sich selbständiger und deutscher gefühlt als unter der Herrschaft polnischer Starosten. Niemand dachte damals in Kiel und Flensburg daran, von Dänemark, oder in Vorpommern, von Schweden abzufallen; und doch schlug der Pulsschlag des deutschen Herzens nirgends voller als in dem Heimatlande eines Niebuhr und Ernst Moritz Arndt. Grade weil es nur die Kabinette waren, welche die Kriege führten, weil nur sie und die dünne Oberschicht der Privilegierten den Staat ausmachten, konnten ihre Völker ihr Sonderdasein bewahren; hatten sie auch nicht Teil an der Macht, so blieb doch ihre Seele frei; eins bedingte das andere, und keiner störte den andern. Erst seitdem die Tiefen in Bewegung geraten, seitdem die Massen in den Staat eingedrungen sind und alle seine Ordnungen mit ihren Interessen und Leidenschaften, ihren oft brutalen Instinkten erfüllt haben, hat sich der Charakter der europäischen Politik von Grund aus geändert. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ist dadurch der Druck der Staaten aufeinander stärker geworden, bis er sich in den furchtbaren Explosionen des Weltkrieges entlud.

So ist nun der Krieg für jedes Volk ein Kampf um Sein oder Nichtsein geworden: Ausrottung oder Umschmelzung der Nationalitäten wurde die Losung. Und so sind die Millionen unserer Volksgenossen, die wir an allen unsern Grenzen ausliefern mußten, unmittelbar von der Gefahr der Vernichtung bedroht: sie sollen Dänen werden oder Polen, Tschechen oder Slovaken, Kroaten oder Slovenen, Italiener oder Franzosen und Wallonen; einen Ring deutscher Irredenten haben unsere Feinde um uns gelegt: Haß und Machtgier haben ihn geschmiedet; es ist das stärkste Band, das sie selbst zusammenhält.

Und alles dies soll nun der Völkerbund garantieren. Wer ihm beigetreten ist, hat sich damit verpflichtet, jeden Versuch der Unterdrückten, an dem Joch zu rütteln, zusammen mit den Feinden erbarmungslos niederzuhalten — im Namen der Humanität, des Weltfriedens und weltbürgerlicher Gerechtigkeit. Als Feinde des Menschengeschlechtes würden wir verfolgt werden. Boykott und Blockade, die Mittel, welche im Kriege unser Mark verzehrt haben, würden wieder hervorgeholt werden; denn sie sind, wie Robert Cecil in Genf sagte, die sanftesten Mittel, um uns zum Gehorsam zu bringen: man braucht uns ja in der Tat die Kehle nur noch ein wenig zuzudrücken, um uns widerstandslos auf die Knie zu zwingen.

Nun ist ja freilich in den Verträgen den nationalen Minderheiten der Schutz ihrer völkischen Eigenart zugesagt worden. Wie es aber damit gehalten wird, davon wissen die von uns Abgetrennten ein Lied zu singen. Es ist überall die gleiche Melodie, dieselbe, die von allen Orten der Welt von der Stunde ab zu uns drang, als die Feinde die Fackel des Krieges gegen uns erhoben: Austilgung unserer Nation ist bis heute das Thema geblieben. Man kann kaum noch mit Clemenceau davon sprechen, daß der Friede von Versailles die Fortführung des Krieges mit andern Mitteln sei. Denn es sind genau die gleichen Methoden, Hinterlist und Verleumdung, Rechtsbeugung und Gewalttat, die dabei zur Anwendung kommen. Noch ist ja das Endziel, das unsere Feinde sich gesetzt, nicht erreicht; auch in den Grenzen, die sie uns gelassen, sind wir bis heute das größte Volk Europas diesseits vom Pruth und Dnjepr geblieben: zwanzig Millionen zuviel, um das brutale Wort jenes stärksten Hassers des deutschen Namens zu wiederholen.

Für uns Deutsche ergibt sich aus alledem die Pflicht, diesem Weltsenat so fern wie möglich zu bleiben, in dem wir heute weniger bedeuten würden als die Republik Liberia oder das Kaiserreich Siam. Wir würden sonst unser Todesurteil noch einmal unterschreiben, es vor den Völkern der halben Erde bestätigen. Uns bleibt nur übrig, still zu sitzen, uns auf uns selbst zu besinnen und den Moment abzuwarten, wo der Pendel, der heute nach der entgegengesetzten Seite ausgeschlagen ist, den Weg zu uns zurückfindet. Jedem Versuch, uns in den Völkerbund hineinzulocken oder zu zwingen, müssen wir widerstehen. Lassen wir auch davon ab, an die irdische Gerechtigkeit zu appellieren, um Milderung des Joches, um die Revision eines Friedensvertrages zu bitten, dessen Sinn eben die Vernichtung unseres Volkes ist. Es sind Ketten, schwerer als je ein Volk sie getragen hat. Ketten aber revidiert man nicht, um sie etwas lockerer und bequemer zu machen: sondern man zerbricht sie. Wann das geschehen wird, ob man uns das Werk allein überlassen wird, oder ob diejenigen, die heute noch unsere Feinde sind oder es bereits waren, einzeln oder gemeinsam, uns dabei helfen werden, steht bei Gott. Es mag noch lange währen. Denn heute sind wir ein Nichts. Gottes Mühlen mahlen langsam. Aber kommen wird der Tag, wo der Druck, der heute auf der Ohnmacht und der Schwäche ringsum auf Erden lastet, fortgenommen, wo die Freiheit, die jene knechteten, aufs neue ihren

Umzug in der Welt halten wird. Und dies wird der Tag sein, an dem auch der deutsche Genius, der freieste der Erde, aus seiner Erstarrung erwachen und seine Fittiche aufs neue ausbreiten, wieder Raum in der Welt gewinnen wird.

So mögen denn die Machthaber, die heute über die Geschicke der Erdbewohner verfügen, es versuchen, dem Ewig-Fließenden, Ewig-Werdenden einen Damm entgegen zu stellen. Die Zeit wird kommen, wo ihnen vor ihrer Gottähnlichkeit bange werden wird. Bis dahin aber werden zwei Helferinnen, Schwestern beide, uns zur Seite stehen — die Erinnerung und die Hoffnung. Sie verknüpfen Vergangenheit und Zukunft miteinander und reichen sich über die trauervolle Gegenwart hinweg die Hände. Sie führen uns hinauf in das Hochland unserer Geschichte und lassen uns von da hinüberschauen in das Land der Verheißung. Von ihnen geleitet, blicken wir furchtlos und schwindelfrei auch in den Abgrund, den Haß und Abgunst, Feigheit und Verrat zu unsern Füßen gewühlt haben. Wir lassen uns nicht schrecken durch die Nebel und die giftigen Schwaden, die aus der Tiefe emporsteigen, durch die dämonischen Gewalten, von denen wir umgeben sind. Denn wir sehen es auf dem Grunde wie Goldadern blinken, das ist der Goldhort deutscher Treue. Ungetreue Hände haben ihn versenkt. Wir aber wollen ihn heben; denn wir wissen, daß uns Hilfe kommen wird, je mehr wir uns darum bemühen, und je fester wir an das Gelingen glauben. Um uns her drängen sich in ungezählten Scharen die Schatten derer, die an das Vaterland je und je geglaubt, die dafür gekämpft und gelitten haben, alle Propheten und Sänger unseres Volkes, die erhabenen Gestalten der Vorzeit und die geliebten Toten, unsere Brüder und Söhne, die ihr Blut im Kampfe für deutsche Ehre und deutsche Freiheit dahin gaben. Wir fühlen ihre Nähe. Sie streiten mit uns, führen uns, gehen uns voran auf dem Wege zum Lichte. Mögen denn immerhin wir Alten noch im Dunkel davon gehen: unsere Jugend wird das Licht schauen, so gewiß, wie auf die Nacht der Morgen folgt.

Wir harren des Tages.

Eine Prophezeiung Napoleons.

(Zum 5. Mai 1921.)

»In zehn Jahren kann ganz Europa kosakisch oder republikanisch sein«, so lautet ein bekanntes Wort des Gefangenen von St. Helena. Napoleon äußerte es schon im ersten Jahr seiner Verbannung im Gespräch mit Las Cases, der damals das furchtbare Los mit ihm teilte, das der Haß der Feinde über den Welterschütterer, vor dem sie einst alle gezittert, verhängt hatte. Der Kampf zwischen der Revolution und der Reaktion, dessen Wiederausbruch er mit Recht für unvermeidlich hielt, werde, so meinte der Kaiser, auch die Stunde für seine Befreiung werden; denn man werde seines Armes bedürfen, um die Heere der Revolution gegen Rußland als die Hauptmacht des reaktionären Systems zu führen. In der Tat hat Napoleon das Wiedererwachen der Revolution, der Ideen von 1789, noch erlebt. Aber seine Ketten waren nicht gelockert, und sein Befreier war der Tod geworden: als das Dezennium, das, wie er gewähnt, den Nationen Europas Freiheit oder Knechtschaft hatte bringen sollen, abgelaufen war, waren die Fesseln, in welche die absoluten Mächte jenen Geist geschmiedet hatten, fester als je; gerade Frankreich, das Geburtsland der Revolution, war unter dem Lilienbanner der Bourbonen dem alten System von neuem völlig untertänig geworden.

Nun darf man freilich solche Prophetenworte nicht allzu buchstäblich nehmen, weder in bezug auf ihren Inhalt noch auf die Zeit, für die sie gelten wollen. Aber auch wenn wir dies zugeben und ebenso die allzu kurze Frist, die der Verbannte in der grenzenlosen Einsamkeit seines Gefängnisses für die Erfüllung seiner Sehnsucht gesetzt hat, übersehen wollten, erscheint jener Ausspruch doch allzu paradox, um ihn ohne Widerspruch hingehen zu lassen. War doch die Politik der Mächte, welche durch die Wiener und die Pariser Verträge Europa neu konstituiert hatten, in jenem Moment gar nicht so reaktionär, wie sie später, seit dem Aachener Kongreß im Herbst 1818, allerdings werden sollte. Gerade der Zar gab sich zunächst allerorten als Liebhaber

der liberalen und nationalen Gedanken; er kokettierte mit ihnen, wie Napoleon selbst, und rivalisierte darin mit ihm wieder gerade so, wie er es als sein Freund und Verbündeter getan hatte. Dem Konflikt so widersprechender Tendenzen hat er freilich auf die Dauer nicht ausweichen können; er ist ihm erlegen, und sein Ende ist dadurch kaum weniger tragisch geworden als das des großen Emporkömmlings, dessen Sturz ihn auf die Höhe seiner historischen Stellung geführt hatte. Aber wenn auch der Kampf zwischen den Mächten des Beharrens und den aus der Zeit geborenen Kräften fortging und, immer weitere Kreise ziehend, das neunzehnte Jahrhundert ganz erfüllte, so finden wir darin doch, allen Erschütterungen durch Kriege und Revolution zum Trotz, keinen Moment, in dem auch die weitgehendste Interpretation eine Lösung im Sinne der Alternative, mit der Napoleon die Zukunft Europas umschreiben zu können glaubte, erblicken dürfte. Niemals hat sich die Entwicklung mit dem Gegensatz zwischen liberaler und reaktionärer Weltanschauung, zwischen Nationalismus und Universalismus, Militarismus und Pazifismus, Demokratie und Absolutismus — oder wie man die miteinander ringenden Gewalten gegeneinander hat unterscheiden wollen — gedeckt. Demokratie und Klerikalismus haben sich nur zu gut miteinander vertragen, während das Wort von dem Bunde zwischen Thron und Altar sich brüchig genug erwiesen hat. Auch für die Erhaltung ihrer Eigenart können manche Nationen ihrer Kirche dankbar sein; Spaniens Geschichte gibt für das eine wie das andere Belege die Fülle. Und daß höchster wirtschaftlicher Flor und aller Komfort der Zivilisation sich mit barbarischer Behandlung unterdrückter Nationen sehr wohl verbinden läßt, haben im Sudan und in Irland — um von andern Exempeln zu schweigen — die Engländer bewiesen, die ihre Kriege bekanntlich heute wie vor hundert Jahren ganz allein im Dienste der Freiheit und des Rechtes führen und als die durch Gott beauftragten Freunde und Beschirmer aller kleinen und ohnmächtigen Völker auf dem ganzen Erdenrunde ihres Amtes walten.

Indessen Worte Napoleons sind nicht so bedeutungslos, um kurzerhand beiseite geworfen zu werden. Und so mag es immerhin erlaubt sein, den Satz, den wir an die Spitze unseres Essays stellten, daraufhin zu prüfen, ob er, wenn nicht für das 19., so doch für das 20. Jahrhundert oder auch nur für den Moment, in dem wir stehen, gelten darf, für die Weltlage von heute, wie sie sich nach der unerhörten Kata-

strophe, die unsern Kontinent mit Schutt und Trümmern bedeckte, gestaltet hat. So daß also Napoleon die Frist für seine Erfüllung in der begreiflichen Ungeduld des Propheten nur zu kurz gegriffen hätte.

Würden wir die Frage in dieser Form in dem Jahrzehnt vor dem Weltkriege aufgeworfen haben, so wäre unsere Antwort allerdings nicht anders ausgefallen als bisher; ja, wir hätten vielleicht dahin geschlossen, daß es niemals eine falschere Prophezeiung gegeben habe, und daß die Entwicklung gerade umgekehrt verlaufen sei. War es doch die Zeit, wo alle Welt in einem Austausch ihrer wirtschaftlichen und geistigen Güter wie nie zuvor stand, und unsere deutschen Staatsmänner schon eine Weltpolitik ohne Krieg als ihr Programm zu verkünden wagten. Wohl war Rußland noch weit stärker geworden als zu der Zeit, da Napoleon das von ihm beherrschte Europa gegen Moskaus Macht geführt hatte. In gewaltigem Ausmaß hatten sich seine Kräfte über den Ural wie über den Kaukasus hin entwickelt; in der Mandschurei durch Japan jüngst zurückgedrängt, hielt es doch alle Positionen, die es seit Jahrzehnten jenseits des Kaspischen Meeres, wie in Persien und Kleinasien, gewonnen hatte, in festen Händen, und stärker als je lastete seine Riesenfaust auf dem Balkan und dem nahen Orient. Aber um so mehr war es gerade gegen den Westen in seiner Auswirkung gehemmt. Denn hier stieß es auf eine Macht, welche jedes Hinwegdringen über die einmal gezogenen Grenzen unmöglich machte: an Stelle der großen Senke, in die sich zwei Jahrhunderte hindurch von allen Seiten her die europäischen Mächte gleich reißenden Strömen hatten ergießen können, hatte sich Bismarcks gewaltige Schöpfung, das Deutsche Reich, auf den preußischen Grundmauern erhoben; wie ein Gebirgswall, an dem alle Stürme von Ost und West vergeblich rütteln, erstreckte es sich von den Küsten der Nord- und Ostsee bis tief in die Alpen. Der Bund der drei Ostmächte, in denen das russische Zartum die Dominante gewesen, war längst zerfallen, aber der neue Dreibund, den Bismarck an seine Stelle gesetzt, und an dem seine Nachfolger festhielten, dem sich auch Rumänien angegliedert hatte, umspannte einen Machtkreis, der, wie das deutsche Imperium des Mittelalters, ganz Mitteleuropa von der jütischen Grenze bis an das sizilische Meer und von den Mündungen der Donau bis zu den Vogesen in sich begriff und jedem Angriff der beiden außenstehenden Großmächte des europäischen Festlandes Trotz bot. Niemals war für die Ruhe der Welt besser gesorgt gewesen als durch die Friedenspolitik

die durch die beherrschende Stellung des neuen Deutschlands, der friedfertigsten Macht aller Jahrhunderte, gewährleistet war, niemals die Gefahr, den europäischen Kontinent einer einzigen Gewalt zu unterwerfen, mochte sie von Osten kommen oder von Westen, geringer gewesen.

Diese Umgestaltung Europas war aber durchweg unter dem Zeichen der Monarchie erfolgt: Italien sowohl wie Deutschland, und so auch die Balkanstaaten, die sich aus der verfallenden türkischen Masse erhoben, Rumänien und Serbien wie Griechenland und Bulgarien, hatten ihr neues Leben unter Führung von Fürstenhäusern gewonnen, mochten diese nun dem Lande selbst entstammen, wie Savoyen und Hohenzollern und die beiden Mörderdynastien in Belgrad, oder mochten Angehörige ausländischer Dynastien von den Parteihäuptern, welche damit die Konsolidierung der neuen Staaten zum glücklichen Ende führen wollten, ins Land gerufen sein, wie die schwäbischen Hohenzollern in Bukarest, der Koburger in Sofia und Mitglieder des dänischen und bayerischen Königshauses in Athen. Vergebens versuchten die radikalen Parteien die nationale Idee, die doch gerade sie als die ersten auf ihr Banner geschrieben hatten, mit ihren alten Zielen noch fernerhin zu verbinden; indem die Kronträger den nationalen Gedanken zu ihrem Programm machten und damit sich auch zu den repräsentativen Staatsformen bekannten, liefen sie jenen allerorten den Rang ab. So stark wurde dadurch ihre Stellung, wenigstens die der alten, durch große Traditionen mit ihren Untertanen und Volksgenossen verknüpften Fürstenhäuser, daß den Liberalen aller Schattierungen kaum etwas andres übrig blieb, als sich zu bekehren und ihre alten Grundsätze abzumildern oder ganz zu verleugnen, und daß den Extremen unter ihnen, die keinen Frieden mit der Monarchie machen wollten, der nationale Gedanke unter den Händen entglitt und ihre Parteiprogramme internationalen Formen und Zielen sich zuwandten. So erging es in der einen oder der andern Richtung in Italien Garibaldi und Mazzini, in Deutschland aber den Führern oder den Erben der Parteien von 1848, von Lassalle bis zu Bebel und Liebknecht, und von Julius Froebel und Wilhelm Jordan bis zu den Arbeitsgenossen Bismarcks, einem Lothar Bucher und Konstantin Rößler. Auch in Spanien blieben alle Versuche der Radikalen, ihre republikanischen Ideale zu verwirklichen, umsonst; es bedurfte nur der entschlossenen Adoption eines

liberalen Programms, um eine der ältesten Dynastien Europas wieder in den Besitz des nationalen Königsthrons, den sie durch fünf Generationen inne gehabt hatte, zu setzen. Bis an die Schwelle des Weltkrieges können wir diese Verknüpfung des nationalen mit dem monarchischen Staatsgedanken verfolgen; noch bei der Bildung des albanischen Zwitterstaates, jenes von vornherein unmöglichen Gebildes, durch dessen Herstellung die europäische Diplomatie die gegeneinander strebenden Interessen Österreichs und Italiens samt ihren Klientelen auszugleichen sich abmühte, nehmen wir diese Tendenz der allgemeinen Politik wahr. Sehen wir von der Schweiz ab, deren Existenz seit dem Sturz Napoleons, dem sie ihre Neuformung verdankte, bis heute lediglich auf der Rivalität der großen Nachbarmächte beruht, so hatte bis zum Weltkrieg nur eine Nation die republikanische Staatsform behauptet — das war die im Kriege von 1870 besiegte. In keinem Jahrhundert seiner Geschichte ist Europa ärmer an Republiken gewesen, als wie in der Epoche Bismarcks und Kaiser Wilhelms II.

Wie anders der Anblick, den unser Erdteil seit den Friedensschlüssen von 1919 dem Beschauer darbietet! Sollte man nicht glauben, daß Napoleons Prognose doch nicht so unrichtig war, daß der Sieg der republikanischen Staatsform heute gesichert sei, und also das Endziel der Entwicklung Europas, wenn es auch noch nicht voll erreicht ward, doch in dieser Richtung der von ihm aufgestellten Alternative liegen wird? Heute, wo die republikanische Staatsform sich an die Stelle jener drei absoluten Kronen, die schon vor hundert Jahren ihre Todfeinde waren, gesetzt hat und damit von den Gestaden des Stillen Ozeans bis an die Atlantik, von Wladiwostok bis Le Havre die herrschende geworden ist? Gerade in der Hauptstadt des Zartums, in Moskau selbst, hat die europäische Demokratie in ihrer extremsten Gestalt ihren Thron aufgeschlagen: in Frankreich geboren, von französischem Geiste genährt, von einem deutschen Juden, der, von der deutschen Philosophie herkommend, dennoch im Westen seine geistige Heimat gefunden hatte, ausgebildet und vollendet, hat jene Lehre sich heute die russische Erde ganz unterworfen. Vom Kreml her, dem alten Zarenschloß, aus dessen Fenstern einst Napoleon die Hauptstadt des heiligen Rußlands, ein grandioses Opfer

barbarischer Vaterlandsliebe, in Flammen aufgehen sah, erfolgen nun schon seit vier Jahren und darüber mit unerhörter Kraft vulkanische Stöße, welche sich in konzentrischen Kreisen nach allen Richtungen auswirken. Weit über die Grenzen des moskowitischen Rußlands hinweg vernehmen wir seitdem das Rollen des unterirdischen Donners; in Finnland wie in den baltischen Provinzen, in Litauen und in der Ukraine, in Galizien und in Ungarn schlugen die Flammen empor; auch den deutschen Boden haben sie zeitweise ergriffen, und noch vor kurzem sahen wir sie hier von neuem emporzüngeln. Erst jenseits des Rheins, als der Grenze des heutigen Deutschlands, erlahmte, bisher wenigstens, ihre Kraft. Aber, wenn auch die Wellenringe mit der Entfernung von dem Zentrum der Bewegung sich mehr und mehr verflachen, so spürt man immerhin noch die Erschütterung, wie in Paris und London, so in Bombay und Kalkutta und in dem äußersten Osten Asiens, den die Japaner den Russen aus den Händen gerissen und ihren Machtgeboten unterworfen haben.

Bemerken wir wohl: es sind wiederum die Besiegten, die im Weltkrieg unterlegenen Nationen, die dieser Bewegung zum Opfer gefallen sind — oder für die sie vielleicht eine neue Äußerung originaler Kraft sein, einen Weg ins Freie, ein Mittel der Erlösung aus den Fesseln, welche die Friedensverträge von 1919 über sie geworfen, bedeuten könnte. Denn mag auch der marxistische Zar, der heute das heilige Rußland mit eisernem Szepter regiert, unumschränkter und erbarmungsloser als je ein Herrscher, der vor ihm im Kreml residierte, es vermocht oder auch nur gewollt hat, zunächst noch den fremdstämmigen Bestandteilen des alten Reiches die eigene Organisierung in republikanischen Formen erlauben, so hat er doch schwerlich darauf verzichtet, sie alle als Schutzverwandte vom »Mütterchen Rußland« zu betrachten und mit dem moskowitischen Zentrum in einem einzigen politischen System dereinst zu vereinigen. Mit einem Wort, es sind die alten Bahnen des Zartums, die der Organisator des neuen Rußlands aufgesucht hat, nur noch umfassender, tiefer wühlend und ausschweifender als es jemals von einem seiner Vorgänger versucht wurde. Ganz besonders die auswärtige Politik Lenins empfängt erst unter diesem Gesichtspunkt das rechte Licht. Wendet sie sich auch nicht mehr oder noch nicht wieder dem ältesten Ziele des moskowitischen Ehrgeizes zu, das im Weltkriege fast erreicht zu sein schien, der Beherrschung der Meerengen (denn hier würde der Widerstand noch zu

stark sein), so bewegt sie sich mit um so größerer Energie auf den Wegen, welche die zaristische Politik im vorigen Jahrhundert, seit den Zeiten Pauls I., neben jenem verfolgt hat, und die auf Persien und Indien gerichtet sind; sie schiebt sich damit zwischen die noch getrennten Machtsphären Englands, den nahen und den ferneren Orient ein. Würde es ihr hier gelingen — und zunächst sind es die Briten und ihre Freunde, die im Nachteil und Zurückweichen sind — so würden sie deren Stellungen in Vorderasien umklammert haben und sie bereits in den Kernwerken ihrer Macht, in Ägypten und Indien bedrohen. Was der letzte der alten Zaren im Bunde mit England versucht, und worin er zu seinem und seines Staates Verderben gescheitert war, würde das neue Rußland hinausgeführt haben: der Kampf um Asien, das letzte Ziel des britischen wie des russischen Ehrgeizes, wäre damit zugunsten des Moskowitertums entschieden.

Zu den Besiegten, oder sagen wir lieber zu den im Weltkriege zusammengebrochenen Nationen (denn nicht durch Waffen haben uns unsere Überwinder gefällt) gehören auch wir, die Deutschen. Wir aber haben uns nicht, wie die Russen, dem Machtgriff unserer Gegner entzogen und uns unter dem Schutz der marxistischen Lehren in einer neuen Front gegen sie gestellt: wir haben vielmehr, indem wir unser Reich von den Gedanken des seinem Staate abtrünnig gewordenen Propheten unterjochen ließen, uns den Feinden unserer Nation unterworfen. Wir Toren wähnten, ihre Gnade durch eine Kapitulation, die bis zur Selbstentblößung und dem Falschbekennen nie begangener Schuld ging, erkaufen zu können; wir rechneten auf Verzeihung, wenn wir nur unsern Kaiser verstießen und Bismarcks Schöpfung zerbrachen; wir bedachten nicht, daß niemals die Formen des Staates an sich bereits Macht sind, sondern daß sie es nur durch die Kraft werden, die in ihnen zum Ausdruck kommt, durch den Willen, der sich hinter ihnen birgt, und das Ziel, das dieser sich setzt; und wir wollten nicht glauben, bis wir es zu fühlen bekamen, daß das Kriegsziel der Feinde von vornherein die Zerbrechung unseres Reiches und die Vernichtung unserer Nation war.

Hier stoßen wir auf den Grund des Problems, das wir zur Erörterung brachten, und hier liegt seine Lösung. Jene Prognose Napoleons, die Alternative, vor die er die Zukunft des Erdteils stellte, der einst der Schauplatz seiner Taten gewesen, war so richtig oder so falsch wie alle anderen Schlagworte und Programme, alle Ideologien

seines Jahrhunderts, deren Lebensdauer und ihre Bedeutung immer gerade so weit reichten, wie die Kraft und der Wille, die sich in ihnen betätigten. Nun verstehen wir die vielfachen Kombinationen, die alle diese Parteiparolen miteinander eingingen, allen Abwandlungen und Widersprüchen, die sich daraus ergaben, zum Trotz; wie es z. B. dazu kam, daß sich gegen Deutschland und seine paar Verbündeten eine Koalition zusammenfand, welche die heterogensten Elemente in sich schloß: absolute Regierungen und Republiken, Verfassungsstaaten jeder Gattung, Herrenvölker und Vasallenländer, Nationen von hoher Kultur und noch höherem Selbstbewußtsein, und Stämme, die noch auf der untersten Stufe menschlicher Entwicklung standen, Weltmächte und Zwergstaaten wie Liberia und Haiti, weiße und farbige Vertreter aller Rassen bis zum dunkelsten Schwarz und aller Religionen beider Hemisphären bis zu den Fetischanbetern der Südsee und des innersten Afrika. Das Kriegsziel dieses Völkerkonglomerats war, wie bemerkt, die Vernichtung Deutschlands, als Strafe dafür, daß wir es gewagt hatten, uns um einen Platz an der Sonne zu bewerben, nach sieben Jahrhunderten der Zersplitterung uns einen Staat zu bauen, der unserm Kulturbewußtsein, unserm Gemeingefühl, unserm Lebenswillen gemäß war. Die Losung freilich, unter der sie den Krieg gegen uns führten, oder vielmehr das Heer von Schlagworten, mit denen sie die Welt, Gläubige und Ungläubige, Wissende und Betörte (und das war die Masse) überschütteten, lautete anders. Da las und hörte man nichts als hohe Worte von Zivilisation, Recht und Gerechtigkeit, von Weltfrieden, Freiheit und Selbstbestimmung, als den Zielen des Kampfes, untermischt mit den schwersten Anklagen gegen Militarismus und Kaiserismus und gegen die verbrecherischen Handlungen einer barbarischen Kriegerkaste, von der unser geknechtetes Volk selbst zu erretten der Zweck des heiligen Krieges als eines neuen Kreuzzuges für alle Ideale demokratischer Zivilisation sei.

Heute ruhen die Waffen; aber ihre Maske haben unsere Feinde noch nicht abgenommen, da sie ihr Kriegsziel noch nicht völlig erreicht haben; dazu soll der Krieg nach dem Kriege führen, den sie uns für ein Menschenalter oder darüber zugedacht haben. Immerhin, gelüftet haben sie bereits die Maske hier und da; wenn etwa Englands führender Minister, ich weiß nicht, ob in politischer Absicht oder nur aus der Hybris des Siegers heraus, gestand, daß schließlich

niemand an dem Kriege rechte Schuld trage, sondern alle nur so hineingestolpert seien. Und so mag sich ja wohl mit der Zeit der künstliche Nebel lösen, unter dessen Schutz unsere Gegner ihr Werk vollbracht haben.

Hier allein, und nicht in der Kraft der politischen Dogmen und Formen, ist wiederum der Grund dafür zu suchen, daß grade die Besiegten mit den republikanischen Ordnungen und den demokratischen Idealen beglückt wurden, die ihnen die Gegner, solange sie noch im Kampf standen, sirenengleich angepriesen hatten — in einem Maße, daß es den Siegern selbst bereits fast zu viel ward: die Niederlage trieb alle zerstörenden Kräfte aus dem Innern jener Staaten hervor, während sie den Regierungen der siegreichen Nationen nichts anhaben konnten, obgleich doch dort ihre eigentliche Heimat gewesen war. Hätte Italien sich auf seiten der Besiegten befunden, kein Zweifel, daß es mit dem Hause Savoyen zu Ende gewesen wäre: der Sieg, der ihm nach einem Dutzend schwerer Niederlagen mühelos in den Schoß fiel, hat ihm die Krone erhalten: nicht die Waffen, sondern die Politik, der Verrat an den Bundesgenossen hat es gerettet. Genau so steht es mit Frankreich: wäre die Republik, die ihr Dasein selbst der Niederlage, dem Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs verdankte, deren Lebenselement dreiundvierzig Jahre hindurch die Hoffnung auf Rache, auf die Herstellung ihrer verlorenen Hegemonie auf dem Kontinent gewesen war, zum drittenmal der deutschen Kraft erlegen, sie wäre so sicher verloren gewesen, wie es Napoleon III. als Gefangener von Sedan war. Der Triumph aber, den sie heute in ihrer Weise (wir denken an den Rhein) genießt, bändigt alle Fraktionen in ihrem Schoß; und man merkt es ihren führenden Männern nicht an, daß sie selbst zum guten Teil aus sozialistischen Parteien hervorgegangen sind. Auch in England blieb bisher, wie vor hundert Jahren, alles beim Alten, Krone und Parlament, die Parteien und die Minister. Und während Lenins Macht dort, wo sie siegreich vordringt, südlich des Kaukasus, auf dem Wege nach Persien hin, Republiken ihres Gepräges gründet, schufen Lloyd George und Lord Curzon im Orient, wo es irgend geht, Emirate und Sultanate, in Kairo, Mekka und Damaskus, Kronen, leicht zwar und veränderlich, wie der Sand ihrer Wüsten, die aber für den Moment ihren Zweck erfüllen: Englands Macht zu verstärken. Wenn unsere Feinde diese monarchischen (die Demokratie müßte sagen: diese reaktionären)

Formen den Polen und Tschechen, wie ihren Schutzbefohlenen in Estland und Lettland, nicht gönnten, so verdanken es diese Rudimente der besiegten Mächte mehr dem Zufall: es fehlt dort an Dynastien, welche die nationale Tradition hinter sich haben. Wo diese, wie in Ungarn, gegeben ist, sahen wir sofort einen Kronprätendenten auftauchen, und es ist von besonderem Reiz, daß es gerade die Republikaner von Paris waren, die sich um die Wiederaufrichtung des habsburgischen Thrones, zunächst einmal in Budapest, zärtlich bemüht zeigten. Im übrigen aber haben unsere Besieger die monarchischen Institutionen nirgends im ganzen Umkreis der östlichen Sphäre, auf der sie allein die Herren sind, angetastet, weder bei den Neutralen noch bei den Unterworfenen und ihren Vasallen; sie haben sogar den Griechen die Zurückberufung ihres Königs verziehen und den Minister, der jenen verriet und sein Land ihnen auslieferte, geopfert. Man kann gewiß nicht konservativer, undemokratischer handeln als unsere Überwinder.

Merkwürdig, daß Napoleon, der doch wahrlich den Wert der Macht, der Realitäten zu schätzen verstand, sich so phantastischen Hoffnungen hingeben konnte, wie wir sie in jener Vorhersage seines und Europas Schicksals erkennen mußten. Aber freilich, wenn wir uns die Empfindungen vorstellen, die diesen Titanen, dem das Leben im Donnergang des Krieges und der Revolutionen dahingegangen war, erfüllen mußten, sobald er sein Auge von dem kahlen Felsen, an den ihn Furcht und Haß seiner Gegner gekettet, über die endlose Wasserwüste schweifen ließ, so können wir es wohl verstehen, daß er solchen Träumen nachhing und Linien in die wallenden Nebel der Zukunft hineinzeichnete, die uns, wenn wir sie greifen wollen, unter den Händen zerfließen.

Solange der Kaiser auf dem festen Boden der Macht stand, solange er mit dem Geschick, das über uns Sterblichen waltet, kämpfte, hat jedenfalls kein anderer so wie er mit den Wirklichkeiten zu rechnen verstanden. Freilich, daß kein ewiger Bund sich mit des Geschickes Mächten flechten läßt, daß auch er, um ein Rankesches Wort dem unseres Dichters zuzugesellen, wie jedermann unter dem Einfluß der Gestirne lebte, welche die Welt beherrschen, war ihm gerade so bewußt, wie es alle wahrhaft Großen, alle Welterschütterer, an sich

erfahren und bekannt haben; auf der Höhe des Sieges hat er darüber nicht anders gedacht wie in der Tiefe des Unglücks.

Der Kampf aber, den das Schicksal diesem Gewaltigen auferlegt hatte, war der Krieg gegen England. Er hatte ihn vorgefunden, ihn geerbt von der Revolution, wie ihn diese von der Krone überkommen hatte, die sie selbst gestürzt hatte. Ein Jahrhundert war die Todfeindschaft dieser beiden großen Nationen gerade alt, als die Revolution ausbrach, die das neue Frankreich schuf. Als Napoleon fiel, 26 Jahre nachher, war er beendigt: es war der letzte Akt gewesen eines Ringens der beiden Großmächte des Westens um die Hegemonie in beiden Hemisphären. England aber war der Sieger geworden.

Und ist es geblieben.

Wohl gab Frankreich den Kampf nach dem Sturz seines Cäsars noch nicht völlig auf. Ließ es den Ehrgeiz, mit der protestantischen Weltmacht um die Beherrschung der Ozeane zu streiten, fahren, so hielt es doch an der Hoffnung fest, wenigstens im Mittelmeer den alten Rang zu behaupten. Da es dies gegen England nicht mehr vermochte, suchte es sein Ziel neben ihm, Schulter an Schulter, zu erreichen: bei Navarino gegen die Türken und Ägypter, vor Sebastopol gegen die Russen. Vor allem Napoleon III. sah es, auch darin der Erbe seines Oheims, als seine Lebensaufgabe an, das Mittelmeer zu einem »lac français« zu machen, wie er es selbst einmal gegen Bismarck, schon bei ihrer ersten Begegnung in Paris nach dem Krimkriege, ausgesprochen hat. Eben deshalb ließ er, auch darin nur das Werk seines großen Vorgängers fortsetzend, die Landenge von Suez durchstechen. Aber nicht jener Kanal, der den Weg zu den Weltmeeren des Ostens erschloß, sondern der Besitz Ägyptens selbst schuf erst die Bürgschaft für die Herrschaft im Mittelmeer, wie es das Fundament war für die Herrschaft über die beiden Kontinente, die es miteinander verband. Hier aber erfuhr — nicht mehr der zweite Bonaparte, der schon zugrunde gegangen war — sondern die neue französische Republik, die auf den Trümmern des Kaiserreichs errichtet war, ihre schwerste Niederlage. Es war für alle Zeiten die Krisis in dem Verhältnis beider Großmächte des Westens Europas zueinander. Indem Frankreich in Ägypten vor England zurückwich, indem es die Bahnen einer selbständigen Kolonialpolitik verließ, auf die sein kluger Minister Jules Ferry es hatte führen wollen, band es seine Zukunft an den Willen Englands. Was 1882 mit der Beschießung des wehr-

losen Alexandriens durch die englischen Schiffskanonen und dem mühelosen Sieg Lord Wolseleys über die zuchtlosen Scharen Arabi Paschas vor den Toren Kairos begann, wurde bei Faschoda vollendet; als Major Marchand im Sudan vor dem herrischen Gebot Lord Kitcheners die Trikolore ungerächt streichen mußte, hatte Frankreich das Spiel verloren: freiwillig gab es sich dazu her, fortan englische Ketten zu tragen. Es nahm sie auf sich, weil es das noch ältere Ziel seines Ehrgeizes, die Vorherrschaft auf dem Kontinent, nicht vergessen konnte, weniger noch als den Verlust der einst von ihm selbst geraubten deutschen Westmark. Heute hat es dies Ziel wieder erreicht: aber die Ketten, die es bereits trug, lasten dafür auf ihm um so schwerer. Denn nur wenn es seinem einstigen Rivalen zu Willen bleibt, kann es hoffen, das Chaos, das es durch den Wahnsinn der Verträge von 1919 auf dem europäischen Festlande hat schaffen helfen, zu meistern. Nur als Büttel Englands wird es am Rhein wie an der Oder und der Weichsel seine Herrschaft behaupten können. Keinen Schritt auf diesen Wegen wird es ohne Englands Erlaubnis tun können, und im Orient oder wo immer jede Konzession jenem bezahlen müssen. Denn die britische Diplomatie hat tausend Gelegenheiten, ein Abspringen des Bundesfreundes von dem Wege, der ihm vorgeschrieben ist, zu verhindern; sie braucht nur die Rivalen Frankreichs, Besiegte, Freunde, Bundesgenossen oder Neutrale, aufzuputschen, in dem Wirrwarr der kontinentalen Politik ein wenig herumzustochern, um die Dinge nach eigenem Gefallen zu lenken. In der Ausstattung des Freundes mit Kolonien braucht England nicht zu kargen, denn wirtschaftliche Schädigung wird es sich deshalb nicht gefallen lassen; und würde Frankreich dennoch einmal einen Seitensprung wagen, so würde ein einziger Prankenschlag des britischen Löwen genügen, um das flottenlose wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen.

Von hier aus müssen wir die Gestalt des Giganten betrachten, der es um die Wende des 18. Jahrhunderts noch ein letztes Mal gewagt hat, den Kampf gegen England als der Erbe der alten französischen Monarchie aufzunehmen. So gewinnen wir den Blickpunkt, von dem aus sein Werk, alles was er getan und gelitten, geschaffen und zerstört hat, in den Zusammenhang der Welthistorie einzureihen ist. Von da aus können wir auch die Konstellationen begreifen, unter denen die Gegenwart steht, und die Linien, die sie in Wahrheit

mit dem Zeitalter Napoleons verknüpfen. So tritt uns nun in voller Klarheit der Weg vor die Augen, den England gegangen ist, und das Ziel, das es heute erreicht hat. Es ist noch nicht die Weltherrschaft; denn die westliche Hemisphäre hat sich bisher seinen Zugriffen noch immer wieder entzogen, und im äußersten Osten ist ihm eine Gegenmacht entstanden, die auf verwandter Grundlage aufgebaut ist, und von der sich seine Diplomaten heute oft genug fragen werden, ob sie dieselbe als Freund oder Feind in vielleicht naher Zukunft betrachten müssen. Aber zurzeit besitzt England noch — und dies ist das Ergebnis des Weltkrieges — auf der östlichen Hemisphäre den maßgebenden Einfluß, nachdem es die einzige Macht, die ihm hier hätte entgegen treten können, mit Hilfe einer Koalition aus dem Wege geräumt hat, in die es seine eigenen Rivalen, ja, seine politischen Antipoden selbst eingespannt hatte, und die es trotzdem nur dadurch zum Siege führen konnte, daß es die Unterstützung seiner ältesten Kolonie, der Großmacht der westlichen Hemisphäre, für sein Ziel gewann.

Bismarck als Prophet.

(1922.)

Der Prophezeiung Napoleons über die Zukunft des Erdteils, über dem er einst die Geißel geschwungen hatte, stellen wir einen Ausspruch Bismarcks gegenüber, in dem der Baumeister des kaiserlichen Deutschlands, auch er in den Jahren der Verbannung, seiner Schöpfung das Horoskop gestellt hat: ein Wort, das zwar nur mündlich überliefert, jedoch nicht weniger gut beglaubigt ist; denn es stammt aus der Umgebung des Fürsten selbst. Es lautet: »Zwanzig Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen ging bei Jena das alte Preußen zugrunde: zwanzig Jahre nach meinem Abgang wird das Deutsche Reich untergehen, wenn so weiter regiert wird«. Ein Wort, das auch dann, wenn Bismarck dabei nicht (wie man es zunächst verstehen möchte) an seinen Tod, sondern an seine Entlassung gedacht hat, erschütternd wirken muß.

Dabei ist es nur eines unter vielen, von denen das gleiche zu gelten hat. Denn Bismarck liebte es (im Gegensatz zu Napoleon, der selten den Blick über die Gegenwart, an die er in jedem Moment seines Lebens sich klammerte, hinweg in die Zukunft gerichtet hat) den kommenden Dingen ins Auge zu schauen. Seltsam genug, so möchte man meinen, von einem Manne, der gewiß ebenso wie jener Welterschütterer frei war von dem Bestreben, über die Schranken, die ihm die Umwelt, Zeit und Raum, setzte, hinaus Zielloses anzustreben, und für den nicht weniger als für den Imperator nur das Gegebene, das zu Berechnende Geltung besaß. Also daß man fast versucht sein könnte zu fragen: wie kommt Saul unter die Propheten? Vielleicht aber geben uns eben diese, die Propheten des alten Bundes, in denen ungezählte Geschlechter die Pfadfinder in die Zukunft, die Seher des Lichts, die Brückenbauer zwischen Himmel und Erde erblickt haben, die Antwort. Wenn wir sie nämlich mit ihren Sprüchen und Weissagungen nicht so auffassen, wie die gläubige Nachwelt, losgelöst von der Gegenwart, weltentrückt im Verkehr mit himmlischen Geistern in den Räu-

men der Zukunft wandelnd, sondern so, wie die Forschung, die deutsche Forschung des abgelaufenen Jahrhunderts, sie uns begreifen gelehrt hat: als Kinder ihrer Zeit, inmitten ihres Volkes mit seinen Kämpfen und seinen Leiden, die nirgends stärkeren Widerhall fanden als in ihrer Brust. Sie waren nicht eigentlich die Führer der Parteien, wie leidenschaftlich sie auch an den Geschicken ihres Volkes teilnahmen, und noch weniger Inhaber der Staatsgewalt; auch zu den Priestern, den Auslegern der Thora, gehörten die Wenigsten, sie standen eher im Gegensatz zu ihnen: es waren Männer für sich, Jahves Söhne, wie sie selbst sich nannten, Boten Jahves, durch die der Gott zu seinem Volke sprach, nicht anders als einst durch Moses, der als ihr Anfänger den Gott Israels zuerst verkündigt hatte. Man findet sie meist in der Umgebung der Mächtigen, einzeln, wie jenen Nathan, der ratend und warnend, auch wohl strafend, wo er straucheln will, König David zur Seite steht (so etwa wie in Schillers Don Carlos der Großinquisitor neben König Philipp), oder in Scharen, wie sie Elisa umgaben, als er Jehu, Ahabs Feldhauptmann, gegen seinen König aufhetzte, weil Ahab dem tyrischen Baal, dem Heimatsgott seiner Gemahlin Jesabel, einen Altar errichtet hatte. Und doch hatte der König nichts anderes getan als einst der große Salomon selbst; er diente, wie dieser, Jahve nach der Väter Weise, die immer fremde Kulte toleriert hatten. Aber der Gott Israels duldete schon nicht mehr andere Götter neben sich, und also mußte Ahab sterben samt seinem Hause. Nur Wenige sind es, die sich der Strömung des öffentlichen Willens, die hier Jahves Gesalbten, den legitimen König, hinwegriß, entgegenstemmen. Das aber sind gerade die großen Propheten, die Bahnbrecher, die schöpferischen Naturen. Verstoßen vom Hof, unverstanden von dem Haufen, sind sie die Träger von Ideen, die aus der Tiefe ans Licht drängen und ein neues Zeitalter vorbereiten. In der Gegenwart sind sie verachtet, aber die Zukunft, wie sie sich auch gestalten mag, wird sie rechtfertigen. In den Krisen und Katastrophen des Reiches treten sie auf: Amos, der Hirte von Thekoa, und Elisas Vorgänger, der gewaltige Elias; Jesaias der Judäer, der nach Samarias Fall den Messias kommen sieht, den starken und gerechten König, der wenigstens Juda vor dem gleichen Lose bewahren wird; Jeremias, der das Unglück, das er vorhergesagt, noch erleben mußte, und Ezechiel, dieser ein Priester, der sein Volk, das nun zur Gemeinde sich umbildete, in die Verbannung begleitete. Es sind die Pessimisten, die Verkündiger des

Unheils, dann aber doch auch wieder die Hirten und Tröster Israels; denn sie verheißen ihrem Volk, daß Jahve auch im Unglück bei ihm bleiben wird, der Gott seiner Väter, der mit ihm wandert und sich wandelt: der Genius ihres Volkes, der nicht sterben wollte, blieb in diesen Männern lebendig.

Von hier aus gesehen, wird das Wort von Bismarck dem Propheten nicht mehr so paradox erscheinen: das Gleichartige, freilich auch das, was ihn von den Propheten Israels unterscheidet, wird uns sichtbar. Zunächst: er selbst war der Mann des Staates, Sammler der politischen Kraft, Führer und Herrscher; mit mächtiger Hand lenkt er das Schiff durch die schäumenden Wogen. Von der Partei jedoch, obwohl er von ihr ausgeht und in seinen Anfängen als einer ihrer Führer auftritt, ist auch er niemals ganz umschlossen. In jedem Moment ist er eine Persönlichkeit für sich, deren Kern sich mit keiner anderen deckt, obwohl er sich mit allen Parteien, soweit sie auf nationalem Boden standen, von den Gerlachs bis hin zu Lassalle, berührt und Elemente von ihnen in sich aufnimmt; nur von den Zielen und Ideengängen eines Karl Marx blieb er immer geschieden. Es ist der Granitboden der preußischen Monarchie, auf dem Bismarck steht, der preußische Machtwille, der in ihm verkörpert, es ist der Genius Preußens, der in ihm lebendig geworden ist: der Adler Friedrichs des Großen schwebt über seinen Wegen. So wächst er über die eigene Partei hinaus, kämpft mit allen, besiegt sie alle und baut um den preußischen Grundpfeiler her, in Kämpfen, die das gesamte Feld der inneren und äußeren Politik umfassen, ein Reich auf, das alles, was in der Nation Willen und Leben atmet, in sich schließt und zum erstenmal wieder seit Jahrhunderten unserm Volke die Möglichkeit schafft, als eine der großen Nationen der Erde die eigenen Bahnen zu ziehen: dem deutschen Genius ist er jetzt der Führer, der Fortbildner geworden. Um am Ende, einem Elias gleich, das Leben als ein Verstoßener, in der Einsamkeit zu beschließen. Und wie aus Elias' Höhle die Zornreden des Propheten, so dringen nun aus der Waldeinsamkeit von Friedrichsruh Bismarcks Worte an das Ohr seines Volkes: schwere, bittere Worte, des Zornes, des Hasses und der Verachtung, jedoch mehr noch Worte der Warnung vor dem Dienst an fremden Altären und der Sorge um sein Werk und sein Volk. Wie Steinwurf und Keulenschlag eines Giganten, so fallen sie auf diejenigen, die sich vermaßen, sein Werk fortzuführen, auf Regierende und Regierte,

Parteiführer und Zeitungsschreiber, und auf das Heer der falschen Propheten, der Nichtverantwortlichen, der Schmeichler und der Besserwisser, der Gleichgültigen und der Glaubenslosen, der Lästerer und der Spötter. Sie aber verstopfen ihre Ohren, sie verschließen ihre Augen, sie wollen nichts hören noch sehen und lassen sich weiter treiben auf der schwankenden Flut, näher von Jahr zu Jahr und zuletzt in rasender Fahrt den Klippen entgegen, zwischen denen Bismarcks Reich, ein führerlos gewordenes Wrack, zerschellen wird.

Wie werden uns angesichts von alledem, was wir erleben mußten, die Sagen der Alten wieder lebendig, die wir als Knaben lasen, von Kassandras Schicksal und dem Schicksal des troischen Priesters, der seine Volksgenossen vergebens von dem Abgrund zurückzureißen versucht: sie hören nicht auf ihn; sie lassen sich von dem listigen Griechen betören; jubelnd, erlöst, wie sie wähnen, von der Umklammerung ihrer Stadt und von aller Not des Krieges, ziehen sie mit eigenen Händen das hölzerne Pferd in ihre Mauern, in dem sie ein Denkmal des Friedens und der Freiheit erblicken, und achten nicht des Waffengeklirrs in seinem Innern. Dem Seher aber nahen nun, von Zeus gesandt, dem Meere entsteigend, die Schlangen; an dem Altar seines Gottes selbst überfallen sie ihn und zerbrechen ihm alle Glieder, ihm und seinen Knaben; denn die Götter haben Ilions Verderben beschlossen. So nahm auch unser Volk, betäubt durch den jähen Sturz von der Höhe seiner Siege, von den Bundesgenossen verlassen und verraten, und zermürbt durch Hunger und Kriegsnot, aus der Hand des Feindes den Giftbecher der Verführung. Trunken gemacht durch die gleißenden Verheißungen von Frieden, Freiheit und Völkerversöhnung, stürmte es sinnverwirrt, jubelnd fast, in korybantischem Taumel auf die glanzverklärte Nebelwand zu, die den Abgrund verhüllte. Was wollten die Stimmen, die Beschwörungen einzelner dagegen ausrichten! Sie verhallten im Orkan.

Heute ist uns die Binde von den Augen genommen, und mit schmerzlichem Erstaunen sehen wir, wie klar der Schöpfer des Reiches die Zukunft gedeutet hat, wie scharf die Linien von ihm gezogen worden sind, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verbinden, wie tief die Abgründe und Spaltungen, auf die er die Parteien im Reichstag so oft warnend hingewiesen, schon damals waren, und wie recht er hatte, wenn er sein »Zu Deinen Zelten, Israel!« seinem Volke zurief. Es hieße das Leben des Gewaltigen wiederholen, wollten wir ihn in

jedem Moment dabei beobachten. Nur an einigen Beispielen, die wir aus allen Epochen seiner politischen Laufbahn auswählen, wollen wir uns dies klar machen.

Wer von unsern Feinden, die vor drei Jahren Stücke deutscher Erde aus dem Leibe unseres Reiches und Volkes rissen, haben uns wohl das Ärgste angetan? Nicht die Franzosen, wie hart sie auch, Gallier die sie sind, uns den Fuß auf den Nacken setzten; denn sie haben gleich uns wie Männer gekämpft, und es war ein hoher Preis, um den sie fochten: die Wiedergewinnung nicht bloß der durch ihre Vorfahren einst geraubten deutschen Westmark, sondern auch der Vormachtstellung auf dem Kontinent, die sie Jahrhunderte lang besessen hatten; auch gibt es kein Aufhalten mehr für sie bei solchem Ziel, sie sind die Sklaven ihres Tuns geworden und müssen, wenn sie uns nicht ausmorden können, unsere Zerreißung durchführen und verewigen, denn sie wissen, daß, wären wir geeinigt und neu erstarkt, von nationalem Willen ganz durchglüht, sie aber, wie 1870, allein gelassen, wir sie mit einem Griff erwürgen könnten. Auch die Italiener nicht, Machiavells Söhne, obschon sie die Idee, auf der sie ihren Staat aufgebaut, und in der sie die historische und sittliche Rechtfertigung ihrer Politik gesucht haben, verleugneten, als sie sich des Heimatlandes Andreas Hofers bemächtigten, in dem jeder Stein sie wegen dieses Verrates an ihrem eigenen Staatsgedanken anklagen muß; sie haben, wenn auch schlecht genug, wenigstens gefochten. Noch auch die Dänen, die erst nachträglich sich zum Beutemachen hinzudrängten und sich von unsern Überwindern ein Stück unserer Nordmark schenken ließen; denn es war immerhin ihr altes Kronland und in der Mehrzahl von ihren Volksgenossen bewohnt, auch hatten sie vor Jahren, und damals im Stich gelassen von ihren Freunden, tapfer darum gekämpft. Das Demütigendste, Schmählichste, Nichtzuertragende haben wir doch von den Polen erdulden müssen, denen wir das Joch von der Schulter genommen, den Staat neu aufgebaut hatten, und die zum Dank dafür, als wir zusammenbrachen, aller ihrer Schwüre und Treuversicherungen vergessend, wie hungrige Wölfe über uns herfielen: diese Sarmaten, die nichts aus eigener Kraft geschaffen, immer nur eine Minderheit in ihren eigenen Grenzen gebildet haben, die niemals vermochten, ihr Volkstum den Unterworfenen anders als mit Gewalt aufzuzwingen, und heute schon wieder bei der Arbeit sind, was

immer von deutschem Leben in den Provinzen, die ihnen unsere Besieger aus der Beute zuwarfen, noch übrig ist, vollends auszutilgen. Das alles soll ihnen für ewig unverziehen und unvergessen bleiben.

Daß hier Gegensätze bestehen, die nicht auszugleichen, eine Kluft, die nicht zu überbrücken ist, hat niemand klarer erkannt als Bismarck, und zu keiner Zeit seines Lebens hat er etwas anderes vorausgesehen, als was wir seitdem erleben mußten. Den frühesten Ausspruch dieser Art finden wir in einem Brief an seine junge Frau aus Berlin vom zweiten vereinigten Landtag (3. April 1848). Er schrieb ihn nach der Heimkehr von einer großen Bürgerversammlung, in der den revolutionsbegeisterten Berlinern zum erstenmal, auf die Nachricht über die Konsequenzen ihres Polen-Enthusiasmus, die Augen aufgegangen waren: »namentlich, nachdem ein trostloser Jude direkt Samter angelangt war und schreckliche Geschichten über die ausgebrochenen Exzesse der Polen gegen die Deutschen vortrug; er selbst war stark geprügelt worden«. »Es ist recht merkwürdig,« so lesen wir da, »wie der Berliner in der gutmütigen Einfalt seines Enthusiasmus für alles Ausländische sich jemals einbilden konnte, die Polen könnten etwas andres als unsere Feinde sein, so lange sie nicht in den vollen Grenzen von 1772 mit Westpreußen und allem Zubehör gewesen wären«. Bismarck meinte, nun würde die Regierung sich bald genötigt sehen, die von ihr selbst aufgewiegelten Polen gewaltsam zur Ruhe zu bringen. Aber er hatte die Einsicht und Entschlußkraft des Königs und seiner Minister noch immer überschätzt. Friedrich Wilhelm glaubte auch jetzt noch mit Wohlwollen und Verständigungswillen bei seinen alten Freunden weiterzukommen, und erst der offene Aufruhr, mit dem die Polen die durch Oberst Willisen eingeleitete Vermittlungsaktion beantworteten, zwang ihn, den Weg zu betreten, den der Junker von Schönhausen als den einzig gangbaren bezeichnet hatte.

Unter diesem Eindruck hat Bismarck jenen großartigen Brief an die Redaktion der Magdeburger Zeitung geschrieben, in dem er sein Volk — wohl als der einzige in dieser Sturmzeit — auf das würdigste Ziel nationalen Ehrgeizes hinwies: Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf dem Straßburger Münster aufzupflanzen, anstatt »mit der Ritterlichkeit von Romanhelden sich dafür begeistern zu wollen, daß deutschen Staaten das letzte von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen

und Italien gewonnen hatten«. Was er dann weiter über die nationalen Ziele Polens sagt, deckt sich mit dem Anblick der Gegenwart bis in jede Linie so sehr, daß jede andere als wörtliche Wiedergabe den Eindruck abschwächen würde; und so sei es mir gestattet, hier den ganzen Abschnitt zu wiederholen. »Eine nationale Entwicklung des polnischen Elements in Posen kann kein andres vernünftiges Ziel haben, als das, einer Herstellung eines unabhängigen polnischen Reichs zur Vorbereitung zu dienen. Man kann Polen in seinen Grenzen von 1772 herstellen wollen (wie die Polen selbst es hoffen, wenn sie es auch noch verschweigen), ihm ganz Posen, Westpreußen und Ermeland wiedergeben; dann würden Preußens beste Sehnen durchschnitten und Millionen Deutscher der polnischen Willkür überantwortet sein, um einen unsicheren Verbündeten zu gewinnen, der lüstern auf jede Verlegenheit Deutschlands wartet, um Ostpreußen, polnisch Schlesien, die polnischen Bezirke von Pommern für sich zu gewinnen. Andrerseits kann eine Wiederherstellung Polens in einem geringeren Umfang beabsichtigt werden, etwa so, daß Preußen zu diesem neuen Reich nur den entschieden polnischen Teil des Großherzogtums Posen hergäbe. In diesem Falle kann nur der, welcher die Polen gar nicht kennt, daran zweifeln, daß sie unsre geschworenen Feinde bleiben würden, solange sie nicht die Weichselmündung und außerdem jedes polnisch redende Dorf in West- und Ostpreußen, Pommern und Schlesien von uns erobert haben würden. Wie kann aber ein Deutscher, weinerlichem Mitgefühl und unpraktischen Theorien zuliebe, dafür schwärmen, dem Vaterlande in nächster Nähe einen rastlosen Feind zu schaffen, der stets bemüht sein wird, die fieberhafte Unruhe seines Innern durch Kriege abzuleiten und uns bei jeder westlichen Verwicklung in den Rücken zu fallen; der viel gieriger nach Eroberung auf unsre Kosten sein wird und muß, als der russische Kaiser, der froh ist, wenn er seinen jetzigen Koloß zusammenhalten kann, und der sehr unklug sein müßte, wenn er den schon starken Anteil zum Aufstand bereiter Untertanen, den er hat, durch Eroberung deutscher Länder zu vermehren bemüht sein wollte. Schutz gegen Rußland brauchen wir aber von Polen nicht; wir sind uns selbst Schutz genug.«

Vielleicht das Bemerkenswerteste an diesen Sätzen ist der Hinweis auf die Unabänderlichkeit dieser Tendenz der polnischen Politik durch ihre Rückführung auf die Psyche der polnischen Nation, die

ihrer Natur nach und gemäß ihrer historischen Bedingtheit sich kein anderes Ziel setzen könne, und dementsprechend die Unabhängigkeit des Urteils, mit der Bismarck die Motive ihrer Politik würdigt, ja, gewissermaßen rechtfertigt. Auch darin aber ist er niemals ein anderer geworden. »Haut doch die Polen, daß sie am Leben verzagen«, so schreibt er seiner Schwester dreizehn Jahre später, als er von Petersburg aus den Ausbruch des großen Polenaufstandes gegen Rußland beobachtete. Und fügt hinzu: »Ich habe alles Mitgefühl für ihre Lage, aber wir können, wenn wir bestehen wollen, nichts anderes tun, als sie ausrotten; der Wolf kann auch nicht dafür, daß er von Gott geschaffen ist, wie er ist, und man schießt ihn doch dafür tot, wenn man kann«. Furchtbare Worte, furchtbar gerade durch die Betonung der Unabwendbarkeit des Schicksals, die jedes Erbarmen, auch wenn es sich im Herzen regen möchte, ausschließt. Aber können wir selbst zu einem anderen Schluß gelangen angesichts alles dessen, was unsere Zeitungen Tag für Tag aus Oberschlesien berichten? Ist nicht alles genau so gekommen, wie es dieser märkische Junker vorausgesagt hat? »Wenn die Polen ihr altes Reich in den Grenzen von 1772 zurückfordern, so ist der wahre Sachverhalt der, daß 6 Millionen Polen eine Herrschaft über 18 Millionen Nichtpolen begründen und zu diesem Zwecke unter den vorhandenen fünf bis sechs Großmächten nicht weniger als drei, nämlich Preußen, Österreich und Rußland in die Luft sprengen wollen« — so äußerte er sich ein paar Jahre später, als die Liberalen, die im Polenaufstande noch gegen den Reaktionär und Russenfreund gewettert hatten, endlich klug geworden und den deutschen Charakter seiner Polenpolitik begriffen hatten, zu der Zeit, da er bereits die Fundamente des neuen Deutschlands legte, 1867 im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes. »Wir haben«, so ein andermal, »Jahrhunderte gelebt ohne die Reichslande; wie aber unsre Existenz sich gestalten sollte, wenn heute ein neues Königreich Polen sich bildete, das hat noch niemand auszudenken vermocht. Früher war es eine passive Macht; heute aber wird es, unterstützt von anderen europäischen Mächten, ein aktiver Feind sein, und solange es nicht Danzig, Thorn und Westpreußen in seinen Besitz gebracht hätte, und ich weiß nicht, was der leicht erregbare polnische Geist noch sonst erstreben möchte, würde es stets der Bundesgenosse unserer Feinde sein, zumal von Deutschlands Erbfeind, Frankreich. Niemals darf Deutschland einen zweiten katholi-

schen Staat an seiner Ostgrenze dulden; daher muß es sich jeglicher polnischen Bewegung widersetzen, selbst wenn diese durch Österreich unterstützt würde.« Und um noch einen letzten Ausspruch unter vielen andern zu zitieren: »Wir können an unseren Grenzen nicht die Wiederherstellung eines katholischen Reiches erlauben. Das wäre ein Frankreich im Norden. Heute haben wir e i n Frankreich, alsdann würden wir deren z w e i haben, die natürlich verbündet sein würden, und wir würden zwischen zwei Feinden stehen.«

Erst in dieser Beleuchtung, unter dem europäischen Horizont, tritt der Gesichtspunkt ganz klar heraus, von dem Bismarck in der polnischen Frage sich leiten ließ. Sie stellte sich ihm als ein Stück der europäischen Konstellation dar, deren Gesamtheit er in jedem Moment seiner Politik vor Augen hatte, und nach deren Abwandlungen er jeden seiner Schritte berechnete. Beachten wir aber, daß dabei bis 1865 Frankreich, das Frankreich Napoleons III., als ein wesentlicher Faktor für ihn noch nicht in Betracht kam, so wenig, daß er eher noch auf die Mitwirkung des französischen Kaisers bei seiner Politik rechnete als auf seine Gegnerschaft. Dies entsprach dem friderizianischen Charakter, der seiner Staatskunst damals noch zu eigen war. Er stellte sich damit in Gegensatz zu allen Richtungen, für die das nationale Moment den Vorrang vor dem rein-staatlichen Interesse in Anspruch nahm, mochten sie sich großdeutsch oder kleindeutsch nennen, in Wien oder Berlin, in München oder Stuttgart, in Dresden und Hannover oder auch in Frankfurt a. M. heimisch sein, zu den Erbkaiserlichen nicht weniger als zu den Linksradikalen und zu den eigenen Freunden, den »Gelehrten der Kreuzzeitung«, wie er sie nannte, ebenso wie etwa zu den Verehrern der habsburgischen Kaiserherrlichkeit in den Kreisen der Ketteler und der Reichensperger.

Daß auch er, der von sich sagen konnte, daß, wenn ein Teufel in ihm stecke, es ein teutonischer sein müsse, bereit war, wenn es sein mußte, für Deutschlands Macht und Ehre den Degen zu ziehen, zeigte uns jener Hinweis auf Straßburg und das Elsaß aus dem April 1848, zu einer Zeit, wo in Deutschland alle Welt sich zwar in dem Traum der nationalen Wiedergeburt wiegte, aber Niemand an einen Angriff gegen Frankreich dachte. I h m dagegen war es, noch in den „Gedanken und Erinnerungen" hat er es bezeugt, niemals zweifelhaft, daß der Herstellung des Deutschen Reiches der Sieg über Frankreich vorangehen müsse. Zunächst aber rechnete er noch nicht mit solchen Eventuali-

täten. Erst als er Österreich auf die Knie gezwungen hatte und den Kurs aus dem engeren Fahrwasser rein-preußischer Großmachtspolitik heraus in das breite Gewoge der nationalen Bewegung gelenkt hatte, bekam für ihn mit andern auch die polnische Frage, die ihm noch im letzten Polenaufstande so geringe Sorge gemacht hatte, ein ernsteres Gesicht. Denn nun zwang ihn die Verschiebung der Konstellation, die sein eigener Sieg bewirkt hatte, in ihren ganzen Umkreis den Blick in die Zukunft anders einzustellen als bisher. Wenn er in Frankfurt, zum Entsetzen seines Freundes, des Generals von Gerlach, wohl mit den Gedanken gespielt hatte, daß in einem Bund zwischen Frankreich und Rußland, der damals möglich schien, Preußen sich als Dritter anmelden müsse, schon um Österreich den Weg dorthin zu verstellen, so war daran nun nicht mehr zu denken. Weder Rußland noch Frankreich wären seit Königgrätz für eine solche Politik zu haben gewesen; vielmehr begannen sich schon am europäischen Horizont die Linien einer Koalition abzuzeichnen, in der nicht Preußen, sondern Österreich der willkommene Dritte zu werden drohte. Damit aber war auch für Polen eine Lage geschaffen, die ihm ganz andere Aussichten eröffnete, als es seit dem Tode Alexanders I. jemals gehabt hatte; daß man in Petersburg eine Konvention schließen würde, wie sie durch Alvensleben während der letzten Revolution im Februar 1863 zustande gekommen war, brauchte es nicht mehr zu fürchten. Zwar befreite sich Bismarck von dem Alb der Kaunitz-Koalition, der jahrelang schwer auf ihm gelastet, 1879 durch das Wiener Bündnis. Aber wenn er Österreich dadurch aus der gefahrdrohenden Verbindung mit Frankreich löste, so tauschte er dafür durch die jetzt kaum noch abwendbare Freundschaft Frankreichs und Rußlands eine neue Last ein, die auf seine Politik um so schwerer drückte, je weniger das Zartum nun noch imstande oder auch nur gewillt war, dem mit den revolutionären Strömungen im russischen Volk selbst verbündeten Panslavismus zu widerstehen. Und wie hätte Bismarck seit dem Frieden von Frankfurt sich etwas anderes vorstellen können, als daß Frankreich bei jeder politischen Kombination auf der Gegenseite zu suchen sei, daß, wie er es in seiner drastischen Weise ausdrückte, die Chassepots bei der ersten sich bietenden Gelegenheit von selber losgehen würden! Es war ja, wie gesagt, nicht bloß der Verlust von Metz und Straßburg oder die Erinnerung an die Kapitulationen von Sedan und Paris, die in dem Lager der Franzosen das »feu sacré de

la revanche« nicht ausgehen ließen, sondern vor allem (niemand hat dies besser gewürdigt als der Schöpfer unseres Reiches) die Verdrängung Frankreichs aus der hegemonischen Stellung, die es Jahrhunderte hindurch auf dem Kontinent behauptet hatte, was ihm unerträglich war: gegen Ludwig XIV. mehr noch als gegen den zweiten Bonaparte hatten wir, nach Rankes bekanntem Wort, den Krieg geführt; »und wenn es nicht diesmal gelang« (so lesen wir in den »Gedanken und Erinnerungen«), »den Sieg über Frankreich zu vollem Abschluß zu bringen, so waren weitere Kriege ohne vorgängige Sicherstellung unserer vollen Einigung in Sicht«. Nur eine Neubelebung des noch älteren und einst viel tieferen Gegensatzes zwischen Frankreich und England hätte die Gedanken der Besiegten von der Rheingrenze ablenken können. Und ein paar Jahre hatte es wirklich fast den Anschein, als ob es Bismarck gelingen müßte, den nationalen Ehrgeiz der Franzosen in jene Bahnen abzulenken. Nachdem er sich aber in dieser Hoffnung betrogen sah, seit der Entscheidung über Ägypten, wo Frankreich zum ersten Mal seit dem Frankfurter Frieden vor England zurückwich, war ihm jeder Zweifel, wo es in einem künftigen Kriege Deutschlands stehen würde, genommen. Seitdem hat er unumwunden, in voller Öffentlichkeit hierauf, als auf eine unumstößliche Gewißheit, hingewiesen, und niemand würde damals, weder in Deutschland noch auch in Frankreich, gewagt haben, ihm dies zu bestreiten.

Es waren die Jahre, wo sich das Gewölk, aus dem im Sommer 1914 die zerstörenden Blitze auf uns herniederfuhren, zu sammeln begann, als der Revanchegedanke in Frankreich von der Tribüne der Kammer und der Ministerbank selbst ungescheut ausgesprochen wurde und sich in lärmenden Manifestationen entlud, um sogleich in der slavischen Welt lautesten Widerhall zu finden, die Jahre, da es Bismarck durch das bewunderungswürdig erdachte System seiner Bündnisse noch gerade gelang, den drohenden Bergsturz aufzuhalten. Es lag ihm fern, nach der Weise unserer Tage, die immer nach dem Schuldigen fragt, Frankreich daraus einen Vorwurf zu machen; er sah den Konflikt durchaus im Lichte der Geschichte, als einen langwierigen historischen Prozeß über die Ziehung der Grenze, die streitig geworden sei von dem Zeitpunkte an, wo Frankreich seine volle innere Einigkeit in einer nationalen Monarchie erreicht habe. So hat er es im Januar 1887 in der grandiosen Rede ausgeführt, durch die er die wieder-

erwachte Kriegsstimmung in Frankreich zu dämpfen und den Widerstand im Reichstag gegen das neue Septennat zu brechen versuchte. Er rechnete dabei von der Wegnahme der drei Bistümer durch König Heinrich II. im Jahr 1552 ab; doch können wir sehr wohl noch weiter zurückgehen, bis zu Philipp dem Schönen oder gar bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts, bis zu Philipp August hinauf; denn schon in dem Jahrhundert, da das Kaisertum des Mittelalters zusammenbrach, begann Frankreichs Vormarsch gegen die westlichen Provinzen unseres alten Reiches. Nun aber war endlich ein Damm dagegen errichtet, die Westmark für Deutschland zurückgewonnen und unsere Nation wieder im Besitz ihres Staates. Was in aller Welt hätte uns noch veranlassen können, umringt wie wir waren von besiegten und rivalisierenden Mächten, unsere Linien über die wiedergewonnenen Grenzmarken hinweg auf französischen Boden auszudehnen! »Wenn die Franzosen«, so Bismarck in jener Rede, »so lange mit uns Frieden halten wollen, bis wir sie angreifen, wenn wir dessen sicher wären, dann wäre der Friede ja für immer gesichert«. »Wir werden«, wiederholte er, »Frankreich nicht angreifen, unter keinen Umständen«. Offen gab er, wie auch sonst so oft, zu, daß er für seine Person gern auf Metz verzichtet und sich lediglich mit der Sprachgrenze begnügt, daß er nur den Militärs, die diese starke Festung hätten haben wollen, nachgegeben habe; aber auch diese waren dabei lediglich von dem Gedanken der Abwehr geleitet worden. Auch dagegen, daß das französische Volk in seiner Masse den Krieg nicht wünsche, ja selbst die gegenwärtige Regierung in Frankreich ihn zu vermeiden suche, hat er nichts einzuwenden. Aber wie die Sachen liegen, kann ihn dieses Vertrauen nicht bis zu dem Grade von Sicherheit einwiegen, um sagen zu können: Wir haben einen französischen Krieg gar nicht mehr zu fürchten. Denn die französische Geschichte lehrt, daß die Entschließungen Frankreichs in schweren Momenten immer noch durch energische Minoritäten bewirkt worden sind. Diese Kreise suchen einstweilen nur die Möglichkeit, den Krieg mit möglichster Kraft zu beginnen; ihre Aufgabe ist es, le feu sacré de la revanche zu unterhalten. Bismarck will nicht entscheiden, ob der Krieg in 10 Tagen oder in 10 Jahren ausbrechen wird. Das hänge von der Dauer der Regierung ab, die in Frankreich gerade am Ruder sei. »Es ist an jedem Tage möglich, daß eine französische Regierung ans Ruder kommt, deren ganze Politik darauf berechnet ist, von dem feu sacré

zu leben, was jetzt so sorgfältig unter der Asche unterhalten wird«. Und nun entwirft er vor den Reichsboten ein Zukunftsbild von einem besiegten Deutschland, das kaum hinter dem, was wir täglich vor Augen haben, zurückbleibt. Von der Geldfrage will er gar nicht sprechen — »obschon die Franzosen so glimpflich mit uns nicht verfahren würden, wie wir mit ihnen verfahren sind; ein so gemäßigter Sieger wie der christliche Deutsche ist in der Welt nicht vorhanden. Wir würden dieselben Franzosen uns gegenüber finden, unter deren Herrschaft wir 1805 bis 1813 gelitten haben, und die uns ausgepreßt haben bis aufs Blut, wie die Franzosen sagen: saigner à blanc, d. h. so lange zur Ader lassen, bis die Blutleere eintritt, damit der niedergeworfene Feind nicht wieder auf die Beine kommt und in den nächsten 30 Jahren nicht wieder an die Möglichkeit denken kann, sich dem Sieger gegenüberzustellen.« Aber das Geld sei ja das Wenigste. Man würde dafür sorgen, daß das Deutsche Reich so stark nicht bleibe, wie es sei; man würde, von der Rheingrenze ausgehend, uns vom Rhein so viel abnehmen, wie man könnte. Auch das würde nicht genügen: man würde — wie Bismarck mit einer Wendung gegen den welfischen Führer der Zentrumspartei, der von einem ungefährlichen, friedlichen Frankreich gesprochen hatte, sagt — vor allem Hannover uns abnehmen, Schleswig an Dänemark bringen und uns in Polen so viele Schwierigkeiten machen, wie Rußland es nur irgend erlauben würde. Und ähnlich nach der Auflösung des Reichstages noch einmal, am 24. Januar, im Abgeordnetenhause, als die Oppositionsredner mit seinen angeblichen Monopolplänen Stimmung gegen die Regierung zu machen versuchten: »Monopole? — ja, die werden kommen, wenn wir einen unglücklichen Krieg geführt haben und infolgedessen in unseren Finanzen und Leistungsmitteln so erschöpft sein werden, daß wir zu jedem Mittel die Zuflucht nehmen müssen. Dann werden nicht nur Monopole, sondern sehr viel härtere Steuern kommen, als sie jetzt überhaupt bekannt sind, gegen die wir jetzt eine Art Assekuranz, eine Verstärkung, im Reichstage vorgeschlagen haben; dann wird es Zeit sein, an Monopole zu denken; wenn wir militärisch schwach sind, so werden wir als Geschlagene schließlich die Monopole uns auferlegen müssen, um die feindlichen Kontributionen zu bezahlen, die uns auferlegt werden. Also dieses ist die Möglichkeit, die weder ein Finanzminister noch auch die heftigsten Monopolfeinde in Abrede stellen können. Dann heißt es: Friß, Vogel, oder stirb!«

Verlangt man nun wirklich noch von uns, an ein friedfertiges, ein von uns überfallenes Frankreich zu glauben? Oder, daß wir uns auch nur auf eine Widerlegung des Geredes von unserer Schuld am Weltkriege und unserer durch alle Schranken der nationalen und sittlichen Grenzen hindurchbrechenden Machtgier einlassen sollen? Es wäre den Anwälten des Versailler Friedens ja so leicht, ihre eigene Politik in volles Licht zu setzen. Sie sind ja die Wissenden, im Besitz aller Dokumente; sie brauchen nur ihre Archive zu öffnen und würden damit nichts anderes tun, als was die Besiegten in einem Maße getan haben, wie es bisher so rasch und so gründlich noch niemals durchgeführt wurde. Es war fast das Erste, was unsere Revolutionsregierung in Angriff nahm: weil sie selbst an unsre Schuld zu glauben wünschte und die Beweise in den Akten zu finden hoffte; es war ein Stück ihrer eigensten Politik. Mit dem Ergebnis, daß, wie sie selbst eingestehen mußte, sich nichts davon bewahrheitete, daß unsere Diplomatie vielmehr, wie ungeschickt sie alles angefangen haben mochte, doch nichts anderes angestrebt hatte, als das drohende Verhängnis von unserm Lande abzuwehren. Aber unsere Gegner werden sich hüten, so sich ins eigene Fleisch zu schneiden; sie werden jeder ernsthaften Diskussion, so oft sie ihnen von unsern Historikern und Diplomaten angeboten ward, immer wieder ausweichen, um dafür die Welt mit ihren lügnerischen Behauptungen und Verleumdungen zu überschütten und zu betäuben. Es ist auch das nur ein Stück *ihrer* Politik und übrigens gar nicht so dumm gedacht; denn sie wissen, daß die Welt, wie es von jeher war, dem Sieger weit eher zufällt als dem Besiegten und sich gerne so lange täuschen läßt, als sie getäuscht sein will.

Man hört heutzutage bisweilen so urteilen, als sei Bismarck selbst an dem Schicksal, das uns betroffen, nicht so ganz schuldlos, denn er sei doch nun einmal der Begründer und der Anfänger des Bündnisses mit Habsburg gewesen, das uns ins Verderben geführt hat. Und gewiß hat er ganz allein diese größte Schwenkung in seiner Politik vollzogen und sie mit dem Aufwand aller seiner Kraft durchführen müssen; im stärksten Kampf mit seinem alten Herrn, der von seiner ererbten Verbindung mit Rußland sich nicht losreißen konnte. Wäre dieser Vorwurf richtig, so würde ihn Bismarck jedenfalls nicht allein verdienen, sondern mit ihm, man kann fast sagen, die gesamte Na-

tion; denn niemals war er von der Gunst des Augenblicks so voll getragen wie damals, als alle Parteien, im Süden wie im Norden, Großdeutsche und Kleindeutsche, Klerikale und Liberale und von Kronprinz Friedrich Wilhelm herunter hoch und niedrig zu ihm standen; für die Festigung des Reichsgedankens ist kaum ein Ereignis von solcher Bedeutung geworden. Jedoch wollen wir von einer Diskussion darüber absehen; sie würde uns zu weit führen, auch wenn wir es als eine Aufgabe des Historikers ansehen wollten, das Für und Wider bei geschehenen Dingen zu erörtern und die getroffenen Entscheidungen nachträglich zu kritisieren. Jedenfalls ist es Bismarck gelungen, so lange er das Steuer führte, das Schiff des Staates, um das die Wogen der Zeit schon damals hoch genug gingen, in seinem Kurs zu halten. Daß aber ein solcher Kenner Österreichs und seiner Politik (man denke nur an seine Frankfurter Berichte) sich so leicht auf eine falsche Fährte führen und so am Narrenseil hätte lenken lassen, wie es uns im Juli 1914 begegnete, ist doch allzu unwahrscheinlich. Wenn er die Freundschaft mit dem Grafen Andrassy (der, wie wir heute wissen, solch Lob nicht unbedingt verdient hat) mit Nachdruck betonte und sein unbedingtes Vertrauen zu der Ehrlichkeit der Wiener Politik aussprach (über die er doch in Frankfurt einmal das bezeichnende Wort geprägt hatte von dem Bettgenossen, der viel leichter als ein Fremder den Gefährten betrügen, vergiften oder erdolchen könne), so entsprach diese Haltung der nun obwaltenden Lage: das Bündnis von 1879 nötigte ihn, andere Regungen in seiner Brust zu verschließen. Daß sie sich ihm auch damals oft genug aufdrängten, brauchten wir selbst dann nicht zu beweisen, wenn wir keine direkten Zeugnisse dafür besäßen. Die Unsicherheit der österreichischen Zukunft, die wachsende Spannung zwischen Wien und Petersburg, die Völkermischung in der Doppelmonarchie mit ihrer, wie Bismarck einmal schreibt, ätzenden und gelegentlich zersprengenden Wirkung, die, wenn auch selten eingestandene Feindseligkeit der Magyaren gegen alles Deutsche und ihre Neigung zu Seitensprüngen, das alles waren Tatsachen, mit denen Bismarck sich schon in Frankfurt unaufhörlich beschäftigt hatte; und ebenso wenig war er sich je im unklaren über die Bedenklichkeiten, die der Bund mit dem Hause, das durch Jahrhunderte hin die deutsche Krone getragen hatte, für Preußen-Deutschland mit sich brachte: die schon höheren Jahre Kaiser Franz Josephs, die einen Umschwung der Politik nach seinem Ableben befürchten ließen, die Sympathien,

die man in Wien von jeher für die Polen, diesseits und jenseits der eigenen Grenzen, gehegt hatte, und vor allem die Versuchung für die Wiener Diplomatie, das Bündnis gegen Rußland auf dem Balkan für besondere Ziele des österreichischen Ehrgeizes auszunutzen. Solange er aber das Ruder führte, brauchte er am Ende in bezug hierauf nichts zu fürchten; er hatte das Mittel in der Hand, um ein Abspringen Österreichs von dem Wege, den er einzuhalten entschlossen war, zu verhüten. Denn der Rückweg nach Petersburg war für Deutschland immer noch leichter zu finden als für Österreich; es kam nur darauf an, darauf zu achten, daß er für uns frei blieb und die Möglichkeit, von dem Bundesgenossen freiwillig oder unfreiwillig verlassen zu werden, nicht aus den Augen zu verlieren, sie auch rechtzeitig, d. h. bevor sie eintrat, zu erkennen, um sich nicht die eigenen Wege zu versperren. Die Sorgen des Fürsten nach dieser Richtung begannen erst, als er sich von jedem Einfluß auf die deutsche Politik abgeschnitten sah. Da freilich hat er sie nicht mehr in sich zurückdrängt, sondern laut hinausgerufen, durch dokumentarische Enthüllungen aus den eigenen Akten bestätigt und in seinem politischen Testament, in dem zweiten Band seiner »Gedanken und Erinnerungen«, sie für alle Zeiten niedergelegt.

Heute sind die Richtlinien der Politik, die Bismarck in dem letzten Jahrzehnt seiner Kanzlerschaft verfolgte, in der Sammlung seiner Akten, die jüngst im Auftrag unserer Regierung selbst erfolgte, lückenlos sichtbar geworden, und sie zeigen ihn, wie auf der Höhe seiner Macht, so auch seiner staatsmännischen Kunst und Einsicht. Nun erst ist das glänzend durchgeführte Spiel mit den 5 Kugeln — Wesen, Ziel und Ergebnis — in volle Beleuchtung gerückt; sowie auch die großen Reichstagsreden aus dem Ende jener Jahre erst im Lichte dieser Akten ganz verstanden werden können. Jedoch waren diese Reden schon für die Zeitgenossen bestimmt, weniger noch für die Reichstagsboten, die sie anhören und kritisieren durften, als für die fremden Kanzleien, nicht an letzter Stelle für die Bundesfreunde an der Donau selbst. Und so lange Bismarck im Regiment stand, werden sie dort gewiß auch verstanden worden sein. Erst nach seinem Sturz sind sie vergessen oder nicht mehr beachtet worden, obschon ihr Sinn in den »Gedanken und Erinnerungen« zugänglich genug war, und leider mehr noch in der Berliner Wilhelmstraße und in »Wallots Reichsbau« als zu Wien in der Hofburg.

Heute sind sie jedermann verständlich geworden.

Durch die Enthüllungen, welche die letzten Jahre auch von anderer Seite gebracht haben, und die vor allem durch die kritische Sorgfalt Felix Rachfahls von den Verdunkelungen und Mißverständnissen, welche ihre Deutung zunächst erschwerten, gereinigt worden sind, weiß man, daß Bismarck in die Kombinationen seiner Politik, die das Bündnis von 1879 nach sich zog, auch England mit hineingezogen hat. Daß wir jemals in England unsern größten Feind erblicken müßten, daß gerade dort, mehr als irgendwo in der Welt, an den Netzen des Verderbens geknüpft werden würde, die uns Ahnungslosen über das Haupt geworfen werden sollten, ist freilich auch seinem Prophetenauge verborgen geblieben. Auch trat davon ja, solange Bismarck lebte, nichts in die Erscheinung; und wie groß auch sein Pessimismus in der Einsamkeit von Friedrichsruh sein mochte — daß wir uns jemals so völlig von ihnen umstricken lassen könnten, das hat er sich doch wohl niemals träumen lassen. Und dennoch ist seinem rastlos schweifenden Auge an dem politischen Horizont schon in den Jahren, da er noch die Leitung in der Hand hatte, man möchte sagen, hinter den Nebeln der Zukunft eine Stelle aufgefallen, an der sich die Bahnen seiner Politik gegebenenfalls sogar mit denen Englands kreuzen könnten: wenn nämlich die panslavistische Richtung in Rußland die Oberhand gewinnen und, statt die Gegensätze zwischen Rußland und England in Asien zu vertiefen, eine Ausgleichung ihrer Interessen, die damals hauptsächlich in Afghanistan aufeinander stießen, herbeiführen und ihre vereinigten Kräfte nach dem nahen Orient, gegen die Vormacht in der osmanischen Welt, die Türkei, lenken würden. Auch darüber belehrt uns die jüngst bekannt gewordene amtliche Publikation, besonders ein Bericht des Fürsten an Kaiser Wilhelm I. vom 27. Mai 1885[1]). Bismarck geht darin aus von einem Artikel der »Times«, in dem mit einem gewissen Ungestüm an Deutschland die Zumutung gerichtet war, in dem afghanischen Konflikt als Friedensstifter aufzutreten. Dabei war von der »Times«, der dabei von französischen Blättern sekundiert ward, die Behauptung ausgesprochen worden, Deutschland wünsche, daß es zu einem Kriege zwischen England und Rußland komme, und die Aussichten auf Frieden hätten darum bei uns verstimmend gewirkt. In Wahrheit war weder von der Regierung noch seitens der Presse im Reich irgendein Anlaß zu dieser Insinuation gegeben worden. Das Motiv der Verleumdung war deutlich

[1]) Bd. IV, S. 124.

genug; es lag in dem Bestreben des leitenden englischen Organs, Mißtrauen gegen Deutschland zu wecken und eine Verbindung Englands mit Rußland und Frankreich in antideutschem Sinne anzubahnen. Dieselbe Politik ward von französischen, namentlich von den orleanistischen Blättern betrieben. Nun hatte Deutschland ja allerdings, wie Bismarck in jenem Memoire weiter ausführt, kein Interesse, Rußland zu hindern, wenn es die Beschäftigung, deren es für seine Armee bedurfte, lieber in Asien als in Europa suchte, um so weniger, als die panslavistische Strömung unter den russischen Offizieren sehr stark war und den friedlichen Aussichten, die neuerdings in Asien eingetreten waren, sofort ein energischerer Betrieb der Befestigungen an der Westgrenze entsprochen hatte. Aber es war dennoch nichts geschehen, was jenem Verdacht Nahrung hätte geben können, und also klar, daß diese englisch-russische Allianz mit ihrer angeblich christlichen und antitürkischen, in Wahrheit panslavistischen und radikalen Richtung sich jederzeit nach Bedürfnis durch Frankreich verstärken konnte, sobald die russisch-englische Politik bei Deutschland Widerstand fände; es wäre (so heißt es in der Denkschrift) damit die Basis für eine Koalition gegen uns gegeben, wie sie gefährlicher Deutschland nicht gegenübertreten könne. Die Konsequenz, welche Bismarck aus dieser Lage zog (es war der Weg zwischen der Scylla und der Charybdis), war, alles zu vermeiden, was dahin führen könnte, daß wir England die russische Feindschaft abnähmen, indem wir sie uns selbst auflüden. Was er dann weiter zur Begründung dieses Satzes sagt, ist durch den tiefen Ernst, die Eindringlichkeit und die Klarheit, mit der alles ausgeführt wird, sowie im Hinblick auf die Haltung unserer Diplomatie zu den analogen Problemen vor dem Weltkriege so bedeutsam und wirkt, man darf es sagen, wieder auf den Leser so erschütternd, daß es gestattet sein wird, alles bis zum Schluß hier folgen zu lassen. »Um dies herbeizuführen«, so fährt er fort, »dazu würde schon der l e i s e s t e direkte oder indirekte Druck auf Rußland genügen, schon eine freundschaftliche Empfehlung, Frieden zu halten. Es ist zweifellos, daß Rußland sich auf einen Krieg mit England nicht einlassen wird, wenn es befürchten muß, während desselben von Deutschland oder Österreich bedroht zu werden. Die leiseste Andeutung dieser Möglichkeit würde hinreichen, um Rußland friedfertig gegen England zu stimmen, aber auch hinreichen, um das mühsam beseitigte Mißtrauen gegen u n s wieder zu wecken und zu beleben und die russische Politik dazu zu bestimmen,

ihre Spitze wieder ausschließlich gegen Westen zu richten. Aus diesem Grunde haben wir uns sorgfältig enthalten, auch nur die geringste Äußerung nach Petersburg gelangen zu lassen, welche als eine Pression oder auch nur als Wink hätte gedeutet werden können, daß Euere Majestät wünschte, Rußland möge Frieden halten. Denn es ist unmöglich, zwischen zwei großen Mächten einen solchen Wunsch direkt oder indirekt anzudeuten, ohne daß er einen Anflug einer Drohung für den Fall der Nichterfüllung an sich trüge; selbst die freundschaftlichste Form würde ihn davon nicht freihalten können. Wenn daher von Euerer Majestät Regierung eine unbedingte Enthaltsamkeit in bezug auf alle Ratschläge zur Wahrung des Friedens beobachtet worden ist, so liegt darin nur die sorgfältige Pflege des eigenen Friedens und der eigenen nachbarlichen Beziehungen zu Rußland, auf welche die deutsche Nation rechnen darf, keineswegs ein Wohlgefallen an Zwistigkeiten und Kriegen, welche zwischen zwei uns befreundeten Staaten entstehen können, oder irgendwie ehrgeizige Berechnung, welche durch dergleichen Zwistigkeiten ihre Erfüllung finden könnte, sondern einfach die pflichtmäßige Schonung der glücklich wieder hergestellten Beziehungen des Deutschen Reiches zu seinem östlichen Nachbar.«

Man braucht dies Memoire nur mit den Akten zu vergleichen, in denen wir heute unsere Diplomatie vor dem Weltkriege in voller Klarheit vor uns sehen, um sein Urteil darüber fertig zu haben, wie Bismarck sich in einer solchen Lage verhalten haben würde.

Wir sind mit unsern Ausführungen schon längst auf dem Boden angelangt, dem das Prophetentum Bismarcks entstammte, auf dem es sich entfalten konnte, und der es zugleich beschränkte. Es war der historisch geschulte Blick, der ihm das Werdende selbst enthüllte. Indem er das Gewesene in dem Umkreis, auf den ihn sein Amt, seine Aufgabe hinführt, beherrscht, kann er mit einiger Zuversicht auch das Zukünftige berechnen; denn das Vergangene lebt in der Gegenwart fort und weist über diese selbst hinweg auf das Kommende hin. Hier liegt die Grenze, an der sich der Staatsmann und der Historiker zugleich begegnen und voneinander scheiden. Denn nur das Gewordene in seinem Werden selbst zu ergreifen, ist des letzteren Aufgabe. Er hat lediglich mit dem Sein, nicht mit dem Sollen zu tun; erkennen soll er, nicht handeln. Bis in die Gegenwart darf er vor-

dringen, wie die Vergangenheit selbst, die sie noch ganz erfüllt; das unmittelbar Gegebene, das vor seinen Augen vorüberflutende Leben bleibt ihm ebenso unterworfen wie die fernste Vorzeit — soweit als es die Quellen gestatten, an die er gebunden ist, deren Bedeutung er kennen muß, deren Umkreis jedoch er niemals überschreiten darf. Jeder Schritt darüber hinaus ist für ihn ein Schritt vom Wege. Mag er es versuchen, im Vertrauen etwa auf die Kenntnis des vergangenen Lebens, die ihm sein Beruf verschafft hat, niemand wird ihn daran hindern: aber er bleibt dann nicht mehr der Historiker und unterliegt damit nur zu leicht der Gefahr, ein Handelnder zu werden. Denn schon das Prophezeien, das Aussprechen, wie sich die Zukunft gestalten wird oder soll, wird dann zum Handeln; mehr als einer aus unserer historischen Zunft ist im Weltkriege dieser Versuchung erlegen.

Anders der Staatsmann. Ihm liegt allerdings die Pflicht ob, auch die Zukunft in den Umkreis seiner Berechnungen zu ziehen. Denn das Werdende, das sich ans Licht Drängende soll er ja eben gestalten; er soll Fortuna bezwingen, dem Schicksal selber die Bahn öffnen. Auch er ist an das Gegebene gebunden. Nur im Rahmen des Wirklichen darf er seine Kombinationen machen, die ihm die Knoten lösen, die Widerstände beseitigen werden, von denen er sich von überallher umdrängt und bedroht sieht; zwischen tausend Klippen, sichtbaren und unsichtbaren, muß er tastend den Weg suchen. Aber als Inhaber der Macht, als der Mann am Steuer, und der nicht bloß den Blick, die Einsicht, sondern auch seine Kraft und seinen Willen mit in die Wage der Entscheidung legen kann, ist er unendlich viel besser dazu ausgerüstet als der Historiker, der ohne die Informationen, die jenem zufließen, ohne den Überblick über die kreuz und quer durcheinander schießenden, wirren und stets noch absichtlich verwirrten Fäden des diplomatischen Gewebes zu besitzen, und nur auf dasjenige angewiesen, was davon in die Öffentlichkeit dringt oder dringen soll, ratlos am Ufer steht und den Strom des Geschehens, ohne ihn hemmen zu können, an sich vorüberrauschen lassen muß. Was ihm, sobald die Politik zur Geschichte erstarrt ist, so leicht wird: mit den Methoden, die ihm sein Beruf an die Hand gibt, die miteinander ringenden Kräfte nach Umfang und Stärke zu messen und zu berechnen, in der Stille der Studierstube, mit der Ruhe des beobachtenden Naturforschers, das ist ihm, solange die Politik noch werdende

Geschichte[1]) ist, fast unmöglich; der Boden gleitet ihm unter den Füßen fort, und sein Beruf selbst wird ihn mahnen, seine Hand von Dingen zu lassen, die er nicht beherrscht. Nur von der höchsten Warte seiner Wissenschaft aus mag es ihm gegeben sein, in den Kämpfen der Gegenwart weiter zu sehen als die blinde oder verblendete Masse, klarer am Ende als die Regierenden selbst, falls diese unter dem Einfluß der Parteien, dem Druck der eigenen Verantwortung, falscher Einstellung ihrer Politik und angeborener Entschlußlosigkeit unsicher im Handeln geworden sind und den Überblick über die Lage verloren haben. Denn je höher er sich über den Moment erhebt, je mehr er sich von dem Druck der Vergangenheit, die auf dem gegenwärtigen Geschlecht lastet, befreit, um so klarer müssen ihm die in die Jahrhunderte zurückreichenden Zusammenhänge der großen Politik werden, von denen die gegenwärtigen Kämpfe nur ein Teil sind, um so deutlicher ihm die Probleme entgegentreten, um die gefochten wird; und um so sicherer wird er die Kräfte, die sich darin miteinander messen, gegeneinander abschätzen können. Damit aber betritt er den Boden, auf dem er sich neben den Staatsmann stellen darf; dies eben ist der Punkt, an dem Politik und Historie sich begegnen und ineinander greifen. Die Erkenntnis der Kräfte, mit denen er zu rechnen hat, der eigenen wie der der Gegner, ist für den Staatsmann die Vorbedingung des Handelns; nur wenn er des Einsatzes sicher ist, über den er verfügt, darf er das Spiel wagen. Wer aber hätte sich hierauf je besser verstanden als Otto von Bismarck? Und wer wäre sich dessen mehr bewußt gewesen als er! Es war die Forderung, die er selbst (wie oft!) an den Lenker der auswärtigen Politik gestellt, das Verdienst, das er, der seinen Anteil an den Ereignissen, die unter seiner Hand Europas Geschicke umgestalteten, sonst wahrlich gering genug abzuschätzen pflegte, für sich dennoch in Anspruch genommen hat: das Augenmaß für das Wirkliche und Wirkende zu besitzen. Und doch hätte ihm diese Gabe nichts genützt, wäre sie nicht unterstützt, nein, bedingt gewesen durch Eigenschaften, die dem Historiker, wie universal er denken und wie tief sein Blick in die Zusammenhänge des Geschehens eindringen mag, nicht zu eignen brauchen, ja die er wohl eher abzulehnen versucht sein möchte, weil sie ihm die Ruhe des

---

[1]) »Geschichte ist gleichsam erstarrte Politik, Politik werdende Geschichte.« So Felix Rachfahl in seiner Freiburger Rektoratsrede über Bismarcks englische Bündnispolitik, 1922.

Urteils nehmen könnten. Das ist zunächst der Wille, der das Erkannte in Handeln umsetzt, den Gedanken zur Tat wandelt. Auch der Wille aber wird für sich nicht weit kommen, wenn der Machtgedanke, in dessen Dienst er sich stellt, nicht in der Persönlichkeit seines Trägers lebendig geworden ist, als eine sein ganzes Sein und Wollen durchströmende Kraft, als ein Glaube, der keinem Zweifel in seiner Seele Raum läßt, daß er das Ziel, das er sich setzte, erreichen wird. So bestätigt es uns wieder ein Bismarck-Wort, das wir bereits in einem Briefe aus den Anfängen seiner Frankfurter Gesandtschaft lesen: »Wenn auf irgendeinem Gebiete,« schreibt er seinem Minister am 29. September 1851, »so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Berge versetzt, daß Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhange stehen, sondern identisch sind; wenigstens für einen König von Preußen, Gott sei Dank, ist es noch so.« Das ist der Kern: Glaube und Sieg, durch den Willen verbunden, fallen in eins zusammen.:

Es war das Bekenntnis zur preußischen Monarchie, als der Form, in der der Machtgedanke, den Bismarck in seiner Seele nährte, Leben gewonnen hatte. Aber nicht die Form war es, die ihn fesselte: an das Dogma ist dieser Glaube nicht gebunden, er wird nicht erlernt, sondern erlebt. Es war das Land seiner Väter, für das Bismarck kämpfte, der Staat, in den er hinein geboren war, mit dem ihn die ihm teuersten Traditionen verbanden, für den er in der Revolution, die sich mit allen Schlagworten aus der nationalen und liberalen Gedankensphäre schmückte, gefochten hatte, und dem er nun die Bahn zur nationalen Hegemonie schuf, die doch nur die Vollendung seines Werdeganges war.

Solange Bismarck dies Ziel unbeirrt verfolgen konnte, hat ihn die Siegeszuversicht niemals verlassen; und jeder Schritt vorwärts bestätigte ihm, daß er auf dem rechten Wege sei. Erst als er im Siege, und durch den Sieg selbst gezwungen, die gesamte Nation mit den in Preußens Krone lebendigen Energien zu durchdringen versuchte, den deutschen Staat auf diesem Grunde aufzubauen unternahm, hat sein Glaube zu wanken begonnen.

Zwar die alten Gegner hatte er nicht mehr zu fürchten. Sie hatte sein Sieg auseinander gesprengt. Wer von ihnen sich nicht beugen, die Doktrinen der Partei behaupten wollte, sah sich isoliert und zur Bedeutungslosigkeit verurteilt; die andern aber (und das war die

Mehrzahl) unterwarfen sich freiwillig und meldeten sich zur Mitarbeit an dem Aufbau des neuen Reiches. Dies waren die alten Freunde Preußens, die »Erbkaiserlichen« aus dem Frankfurter Parlament, die Vorkämpfer von jeher für ein preußisch-deutsches Kaisertum; sie mochten mit einem gewissen Recht von sich sagen, daß der führende Staatsmann doch nur ihre Gedanken aufgenommen, ihre Ziele hinausgeführt habe. Bismarcks eigener Partei erging es nicht besser. Auch in ihr gab es Elemente (Bismarcks älteste Freunde waren darunter), die von einer Wandlung nichts wissen wollten; sie wurden ebenso abgesprengt wie die Extremen der linken Seite, und das Gros der Partei bildete sich nach den Forderungen und Notwendigkeiten um, welche Bismarcks Politik, seitdem er Österreich niedergeworfen, mit sich brachte, und die für ihn selbst Zwang und Gebot waren. Nur durch gegenseitiges Nachgeben und Ausgleichen der in dem Leben der Nation so verschiedenartig gelagerten Kräfte konnte das neue Reich gebaut werden.

Schon aber tauchten hinter den alten neue Gegner auf, dichter gedrängt, strenger diszipliniert und geleitet, von grundsätzlicher Feindseligkeit gegen das neue Reich, sein Wesen und seine Formen erfüllt, und von einem Massenwillen beseelt, wie ihn Bismarck noch niemals, auch in der Revolution nicht, erlebt hatte. Denn bisher waren die politischen Kämpfe des Jahrhunderts in Deutschland immer nur innerhalb eines Bruchteils der Nation, in den in Staat und Gesellschaft vorwaltenden Schichten ausgefochten worden. Das hatte auch für die Revolution, aus der sich der erste, ephemere Bau eines nationalen Staates erhoben hatte, gegolten. Die Fabrikarbeiter, überhaupt die tieferen Schichten in den Städten oder gar auf dem Lande standen zunächst noch abseits der Bewegung; sie blieben auch zahlenmäßig hinter den Kleinbürgern, welche überall die Masse der Städtebewohner ausmachten, zurück; erst als im Weiterschreiten der Revolution, mit der wachsenden Verwirrung und wirtschaftlichen Stockungen sowie durch die Verfügungen der liberal gewordenen Regierungen, sich die alten Ordnungen lockerten, wurden auch sie unruhig und begannen hier und da ihre Wünsche und Forderungen anzumelden. Auf den Berliner Barrikaden haben neben Studenten besonders Handwerkergesellen oder deren Meister selbst gestanden, von den Fabrikarbeitern nur ein Bruchteil; diese waren mit ihren Sympathien eher bei den Soldaten als bei den Handwerkern, mit denen sie sich von jeher schlecht standen; und wenn die Berliner Bürger sich am 18. März dem revo-

lutionären Taumel in Masse ergaben, so waren auch sie schon nach wenigen Tagen aufs stärkste ernüchtert, so daß alle Welt einmütig die Rückkehr der Garnison forderte und sie bei ihrem Einzuge jubelnd begrüßte. Denn auch dem »Bürgertum« dürfen wir (wie oft man auch davon liest) nicht die Bedeutung zumessen, als sei es der Träger der Revolution gewesen und der eigentliche Sieger geworden; als sei das eben das Ergebnis der Revolution gewesen, daß der »dritte Stand«, wie 1789 in Frankreich, so nun auch in Deutschland in den Staat und seine Leitung voll eingetreten sei.

Von einem dritten Stand darf man in dem damaligen Deutschland gar nicht reden, so wenig wie von einem vierten; wie auch mit der Gegenüberstellung von Bourgeoisie und Proletariat oder Kapitalismus und Arbeit Wesen und Ziele der deutschen Revolution nicht umschrieben werden, mochten auch diese Schlagworte durch die Literaten bereits aus den belgischen und französischen Parteiprogrammen und Journalen in die deutsche Presse gebracht sein, aus denen der deutsche Liberalismus ja auch sonst seine politische Weisheit holte; Folgeerscheinung, nicht Ursache waren, wo sie auftauchten, die sozialen Gegensätze und Konflikte. Nicht gegen den Feudalstaat, den es in Preußen niemals gegeben hatte (gerade im Kampf mit dem Ständetum hatten die Hohenzollern ihren Staat ausgebaut), sondern gegen den Polizeistaat mit seiner allen aufstrebenden Naturen nachgerade unerträglich gewordenen Bevormundung des privaten und öffentlichen Lebens richtete sich der Stoß[1]).

Es waren die Fesseln, die der Junker von Schönhausen schon vor Jahren abgeschüttelt, aus denen er sich in die Freiheit des Landlebens gerettet hatte; auch ihm hat erst die Revolution Luft gemach und den Platz freigegeben, auf dem er schaffen und wirken konnte; »krebsfräßig« hat er die Bureaukratie noch 1850, in dem Jahr, da die Reaktion schon im vollen Siege war, genannt, und die »Geheimräte« sind ihm, wie man weiß, zeitlebens eine ärgerliche Menschenklasse gewesen. In allen Lagern saßen die Feinde des alten Systems: unter den Freunden Bismarcks mit ihren ständischen Velleitäten, deren Vorkämpfer der König selbst war, so gut wie unter den Liberalen aller Schattierungen, und ganz besonders auch in der Beamtenschaft, zumal in der Juristenwelt, bis zu den Spitzen hinauf, und keineswegs bloß unter den

[1]) Näheres über diese Dinge, die mir der Beachtung wert zu sein scheinen, in meiner Geschichte der Universität Berlin, II. 2, S. 186—257.

bürgerlich Geborenen; waren doch selbst in der Armee, in der der Waffenadel noch durchaus dominierte, verwandte Stimmungen nicht selten! Will man schon von einer bestimmten Schicht der Bevölkerung (der »Gesellschaft«, wie man zu sagen liebt) als Trägerin der Bewegung sprechen, so mag man die Akademiker nennen, überhaupt die Allgemeingebildeten, d. h. die Kreise, in denen die Ideen des Jahrhunderts und die Ideale der Nation lebten. Hier hatte auch die stärkste Kraft in der deutschen Revolution, die Idee vom Reich, die Sehnsucht und der Wille, ein einiges und starkes Deutschland zu schaffen, ihre Heimat; auf den Höhen des geistigen Lebens war sie geboren, die Tochter der Freiheit und des Sieges; die Führer der Nation, ihre Denker und Dichter, und die Scharen der Helden, die für sie gestritten hatten, waren ihre Propheten gewesen. Noch war sie nicht bis auf den Grund der Nation gedrungen, und ihr Licht brach sich, je weiter es sich herabsenkte, um so mannigfacher in den Regionen, die es erreichte. Aber wie verschieden man es in Wien und in Berlin, nördlich wie südlich vom Main, bei Großdeutschen und Kleindeutschen, in katholischen und evangelischen Kreisen sah und auffaßte — irgendwie bekannten sich doch alle Parteien, soweit sie sich Deutsche nannten, zu dem gleichen Ziel, dem Aufbau eines Reiches, das alle Kräfte der Nation in sich schließen sollte. Es war die stärkste Idee des Jahrhunderts, die belebende und regenerierende Kraft für alle unterdrückten und gespaltenen, noch nicht entwickelten Nationalitäten, hier zersetzend, dort befreiend, wirksam im ganzen Umkreis der europäischen Welt. Wie also hätte sich unser Volk ihr entziehen, isolieren, zurückbleiben können, wenn es sich nicht selbst aufgeben wollte! Wollend oder nicht wollend wurde es in den Strudel hineingerissen.

Dennoch scheiterte die Revolution. Die alten Mächte, obschon für den Moment völlig gedemütigt und überrannt, hielten sich in dem Sturm, wie sehr er sie schüttelte, aufrecht. Zumal in dem kleineren Deutschland hatte die Bewegung die territorialen Gewalten nicht umstürzen können, viel zu tief waren diese in dem Boden der Nation verwurzelt. Aber auszurotten war sie auch hier nicht mehr, und es währte nicht lange, so standen die Sterne für sie auch in Deutschland günstiger als je. Der Grund lag in der Abwandlung der allgemeinen Konstellation, zu der eben die Revolution den Anstoß gegeben hatte: zunächst in der unmittelbar durch sie bewirkten Erschütterung des Dreibundes der Ostmächte und seiner Auflösung durch den Krimkrieg,

sodann in dem Emporkommen des zweiten französischen Kaiserreichs, dieses Zwittergebildes von Reaktion und Revolution, das durch den Druck, den es auf Deutschland ausübte, und durch die Entfesselung des italienischen Freiheitskampfes aufs neue alle Fragen der deutschen Politik in Aufruhr brachte. Für unsere Nation war es die zwölfte Stunde. Ging sie abermals ungenützt vorüber, so war es mit jeder Aussicht, daß unser Volk inmitten der national geschlossenen Staaten Europas jemals zu einer auf sich selbst ruhenden Existenz gelangen werde, vorbei. Jedermann empfand dies. Zumal in den mittleren und kleineren Staaten kam es ebenso den Regierungen wie den Regierten zu Bewußtsein. Isoliert wie sie waren, nicht mehr gedeckt durch den Bund der Ostmächte, mußten sie alle mit einer Bewegung rechnen, die ihre Grundlagen bedrohte; auch wenn sie ihr gram waren, durften sie ihr Recht nicht verleugnen, sondern mußten versuchen, mit dem nationalen Winde zu segeln. Auch für die Wiener Diplomaten galt dies, und fast in noch höherem Grade als für jene, wie sehr auch solche Politik dem Grundgesetz in der Geschichte des habsburgischen Hauses widersprach; sie senkten den Todeskeim in den Boden Österreichs, als sie nach der Niederlage in Italien daheim und in Deutschland mit dem liberalen und nationalen Gedanken zu kokettieren begannen, und taten damit doch nur, was unabwendbar war. Bismarcks Politik allein brauchte die nationale Idee nicht zu fürchten. Ihm war es erlaubt, die Segel nach dem eigenen Willen zu stellen, seitwärts oder eine Weile sogar in entgegengesetzter Fahrtrichtung zu steuern; weder Sturm noch Untiefen brauchte er, wenn er nur das Ruder fest in der Hand behielt, zu scheuen. Denn er durfte sich sagen, daß er am Ziel wieder mit der Richtung des nationalen Willens zusammentreffen würde. Er bestritt diesem das Recht, die Souveränität der territorialen Krone anzutasten, jeder Versuch, deren Macht von innen her aufzulösen, stieß bei ihm auf unbedingten Widerstand. Aber innerhalb dieser Schranken erkannte er die Bewegung an: er begriff ihre historische Notwendigkeit. Darum machte er, sobald er den Sieg fest in der Hand hielt, mit ihr seinen Frieden, nahm sie in sein System auf und verband den Willen der Nation zur Macht, der in ihr zum Ausdruck kam, mit dem Machtwillen des preußischen Staates.

Noch glaubte er die Gefahr für sein Werk mehr bei den Dynastien zu sehen als bei der Nation, und in dem Reichstage das Organ zu besitzen, das dem nationalen Willen zum stärksten Ausdruck ver-

helfen und die partikularistischen Tendenzen der Regierungen niederhalten würde. Er folgte dabei dem allgemeinen Empfinden, und was schien berechtigter zu sein im Hinblick auf Bismarcks eigene bundestäglichen Erfahrungen und den kaum beendigten Krieg, dem jahrhundertelange Kämpfe vorangegangen waren, sowie auch unter dem Andrang der nationalen Woge, die als ein gewaltiges Echo seines Sieges ihm entgegenrauschte und widerstandslos durch die Länder der Besiegten bis hin zu den Alpen rollte! Und so, um den Hebel so stark wie möglich zu machen, ließ er sich dazu herbei, das Wahlrecht der Demokratie von 1849, das ihm im Kriege gegen Österreich und seine Verbündeten als Kampfmittel gedient hatte, in seiner extremsten Form zur Grundlage des Reichstages zu machen.

Das war die große Täuschung, der Punkt, an dem auch Bismarcks Prophetengabe, die Berechnung der in dem Leben der Nationen wirkenden, ihre Zukunft bestimmenden Kräfte, versagte, der Irrtum, in dem alle seine ferneren Kämpfe bis zu seinem Sturz und die Katastrophe seines Reiches selbst ihren Ursprung gehabt haben: in dem Moment, da er sein Werk ins Leben einführte, schürzte er für sich und sein Volk den Knoten des Schicksals.

Denn nun kam es an den Tag, wie dünn in Wahrheit die Schicht war, in der der nationale Gedanke Wurzel gefaßt hatte, und wie breit die Massen, an die er kaum herangekommen war. Gerade das Gegenteil von dem, was der Schöpfer des neuen Reiches angenommen hatte, trat ein: nicht der Reichstag, sondern der Bundesrat, nicht die Wähler, die Nation als Masse gedacht, sondern die territorialen Gewalten, die Gliedstaaten des alten Reiches, das sie selbst auseinandergesprengt hatten, Fürsten und Städte, so viele sich durch die Stürme der Jahrhunderte hindurchgerettet hatten, wurden die Stützen des neuen. Niemals, solange Bismarcks Verfassung bestand, ist ein tieferer Zwiespalt zwischen den Bundesstaaten und der Vormacht im Reich, mit der die stärksten unter ihnen noch soeben um Sein oder Nichtsein gekämpft hatten, oder der Reichsgewalt selbst zutage getreten; stets hat der Bundesrat, so wie Bismarck es schon im Herbst 1866 gehofft hatte, als er auf dem Krankenlager zu Putbus sich die Grundlinien seines Verfassungsbaues klar machte, sich als eine »geschlossene Phalanx« dem Reichstage entgegengestellt: während das Reichswahlrecht statt einer Klammer für die auseinanderstrebenden Glieder des Reiches das Element seiner Zersetzung geworden ist. Alles, was

sich dem Wesen und den Formen dieses preußischen Deutschlands widersetzte, Gegensätze, die in die Tiefe der Jahrhunderte zurückreichten, und solche, die eben erst geboren waren, heiligste Überlieferungen und Überzeugungen und dumpfe Masseninstinkte, soziale Begehrlichkeit, für welche Worte wie nationale Ehre und Größe nichts bedeuteten und Freiheit nur Befreiung aus der Enge und Dürftigkeit des materiellen Daseins war, und politischer Radikalismus, der von der Staatsidee der Revolution nicht lassen wollte, ja sogar die fremden, von dem Boden ihrer Nationalität abgesprengten und dem Reich, zum Teil schon vor Generationen, inkorporierten Elemente — sie alle hatten in dem Wahlrecht der Revolution ein Organ erhalten, durch das sie unmittelbar auf das Zentrum des Reiches einwirken konnten. Es war ein Widerspruch in sich selbst: die Institution, die in dem nationalen Gedanken allein ihre Begründung, ihre Rechtfertigung vor Gott und der Geschichte suchte und fand (denn sie entsprach, wie bemerkt, dem allgemeinen Empfinden, ich möchte sagen dem Genius des Jahrhunderts), mußte bei uns dazu dienen, den nationalen Staat, kaum daß er geschaffen war, wieder mit der Zerstörung zu bedrohen. Und dazu nun (als eine spezifisch deutsche Erscheinung, die sich aber auch nur wieder allzusehr aus der Geschichte unseres Volkes erklärt) das Bleigewicht der Gleichgültigen, die in der kleinstaatlichen Enge großgezogene Michelei des großen Haufens, aller derer, denen nur das eigene Tagwerk am Herzen lag, die, wenn überhaupt, fremden Meinungen folgten, weil sie keine eigenen hatten, am liebsten aber von der Wahlurne ganz wegblieben. Nur wer alles dies erwägt, wird sich eine Vorstellung machen können von der Last, die der Schöpfer des Reiches tragen mußte, von der Mühseligkeit des Weges, auf den ihn das Schicksal gestellt hatte. Wie aber hätte er ihm ausweichen können! Denn das war ja der Sinn des nationalen Gedankens, daß er sich an jedermann im Volke wandte, in allen Herzen die gleiche Glut entzünden, sie mit dem gleichen Willen zur Macht, zum Aufbau des nationalen Staates erfüllen wollte. Also war die Aufgabe, ihn bis auf den Grund der Nation hinabzutragen, ihn zum Massenwillen zu machen, zu einer Kraft, vor der alle Gegensätze und Hemmungen, von denen wir sprachen, und die das Wahlrecht der Revolution erst recht ans Licht getrieben hatte, zurücktreten, und dem sie, wenn sie sich nicht ausgleichen lassen wollten, unterworfen werden mußten.

Früh genug, früher als die meisten seiner Mitarbeiter und wohl auch die Gegner selbst, bemerkte Bismarck, in welches Wirrsal er sich verstrickt hatte. Wenn er in dem konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes die Parteien zur raschen Arbeit an dem Verfassungswerk mit dem hochgemuten Wort angefeuert hatte: »Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können«, so begegnen wir in den späteren Jahren nicht mehr Äußerungen von solcher Zuversicht. Schon im März 1877, bei den Debatten im Reichstage über die Steuergesetze, die den Kampf um die neue Wirtschaftspolitik vorbereiteten, gestand er ein, daß die Reichsflut rückläufig sei, daß wir einer Ebbe darin entgegengingen. Noch weiß er nicht, ob er es tadeln solle oder ob die Neubelebung des Partikularismus ein gesunder, naturgemäßer Entwicklungsgang sei. Auch die Reichsflut werde wieder steigen. Man müsse nur nicht annehmen, daß in drei oder selbst in zehn Jahren alle diese Sachen fertiggemacht werden könnten. Man möge unsern Kindern auch noch eine Aufgabe lassen: sie könnten sich sonst langweilen in der Welt, wenn gar nichts mehr für sie zu tun sei. Man müsse einer natürlichen, nationalen, organischen Entwicklung Zeit lassen, sich auszubilden, und nicht ungeduldig werden, wenn sie Stagnationen, ja, selbst rückläufige Bewegung habe, dürfe auch denen, die diese verursachen, das nicht so übel deuten; denn es sei schwer für sie, das, was bisher der Inhalt und höchste Ehre ihres Lebens gewesen, mit einemmal der Allgemeinheit zu opfern. Aber der höhere, nationale Schwung, die Erziehung werde dahin treiben; »Ich bin überzeugt«, so rief er aus, »unsere Kinder werden es viel natürlicher finden, als unsere Greise«. Aber je weiter er vordrang, um so drückender ward die Last und um so düsterer seine Stimmung. Bald schon finden wir in seinen Reden Worte des Zweifels, der Klage und der Anklage, und selbst bitterer Resignation. Er konnte sich mitunter, wie er einmal im Reichstage bekannte, in schlaflosen Nächten des Gedankens nicht erwehren, daß unsere Söhne vielleicht nochmals wieder um den ihm wohlbekannten runden Tisch des Frankfurter Bundestages sitzen würden; und meinte sogar, daß es keiner sehr großen europäischen Krisen bedürfe, um dem Bau, auf dem die Parteien Kämpfe ausführten, als ob sie auf Felsengrund, der in der Natur gewachsen sei, ständen, Risse und Erschütterungen beizubringen. Es gab für ihn Stunden, wo er erliegen zu müssen glaubte. Und wer hatte länger für die Einheit und die Macht der

Nation gekämpft, wer sich so viele Feindschaft zugezogen und so viel Haß getragen wie er, der alle Parteien wechselnd bekämpft hatte — wer besaß ein größeres Anrecht auf Ruhe! Er selbst sprach es aus: »Ich bin müde, totmüde, und namentlich, wenn ich erwäge, gegen was für Hindernisse ich kämpfen muß, wenn ich für das Deutsche Reich, für die deutsche Nation, für ihre Einheit eintreten will. Ich will das nicht charakterisieren, ich würde den Gleichmut verlieren«. Aber solche Momente gingen auch wieder vorüber, und von seinem Wege ließ er sich trotz allem nicht abdrängen, er wich nicht von seinem Ziel. Jene Worte stammen aus der Zeit, da er, wie man gemeinhin sagt, auf der Höhe seiner Macht stand, aus dem Anfang der achtziger Jahre, als er in dem Kampf, den er für das größte Werk seiner inneren Politik, die Sozialreform, führte, kaum seine getreuesten Anhänger hinter sich herziehen konnte und, wie er sagte, der Kaiser sein einziger Bundesgenosse war. Niemals war er isolierter gewesen — und niemals weniger gewillt, zu weichen; gerade weil die Parteikämpfe nicht verschwunden, der parlamentarische Sand, durch den man hindurch müsse, noch tiefer sei als anderswo, wolle er bleiben: »Ich bin deshalb auf recht lange parlamentarische Kämpfe, auf länger, wie mein Leben dauern wird, in dieser Frage gefaßt, aber ich werde nicht um ein Haar breit darin schwanken, und wenn ich müde bin, werde ich ausruhen, aber in keiner Weise umkehren; und ich werde auf der Bresche sterben, so Gott will, vielleicht auf dieser Stelle dermaleinst, wenn ich nicht mehr leben kann. Ein braves Pferd stirbt in den Siehlen«.

Jedoch nicht bloß sein Kaiser, sondern auch dessen Bundesgenossen standen dem Kanzler des Reiches damals zur Seite. Aufs neue erfuhr Bismarck, wo die wirksamste und nachhaltigste Kraft für den Aufbau der nationalen Macht lag: daß der Föderalismus, die Einigkeit der Bundesstaaten dieselbe weit mehr verbürgte, als der hin- und herwogende, in sich selbst zersetzte und zersplitterte Massenwille, der seine Ziele nur durch die Unterdrückung des territorialen Sondertums erreichen konnte und also das kaum gewonnene Reich im Innern wie nach außen von neuem tausend Gefahren auszusetzen drohte. Als große Nation frei atmen zu können in der Welt, mächtig im Rate der Völker, in freiwilligem Zusammenschluß aller Glieder des Volkes allzeit freudig bereit zu sein, für Deutschlands Ehre und Größe einzutreten — das war die Idee des Reiches, für das

Bismarck sich eingesetzt hatte, das Ziel, dem er sein Volk entgegenführen wollte. Das meinte er, wenn er den Reichsboten mahnend zurief, daß sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten lassen möchten, und wenn er Klage darüber führte, daß derselbe in der Verfinsterung begriffen sei. Es war das gleiche Ziel, das er früher im Rahmen der Monarchie, mit der ihn seine Geburt und alle Traditionen seines Geschlechtes verknüpften, angestrebt hatte, dasselbe, worin Preußens Krone von jeher ihre Aufgabe gesehen hatte. In diese Welt, die Welt der Waffen und der Politik, die ganze Nation mit hineinzuziehen, sie in ihrer Gesamtheit mit dem gleichen Machtwillen zu erfüllen, das eben war nun seine Aufgabe geworden. Weil er auf der Linie der preußischen Politik, die er zum Siege geführt, im Weiterschreiten ihr gar nicht hatte ausweichen können, hatte er sie ergriffen; gerade der Zwang, unter dem er dabei stand, hatte die deutsche Mission Preußens bewiesen, in der Notwendigkeit das Schicksal, das unabwendbare, sich offenbart. Und nun mußte er erleben, daß diese Einigkeit, die Vorbedingung der nationalen Unabhängigkeit, von den Fraktionen, die das Wahlrecht der Revolution ausgebrütet hatte, mit Zersetzung bedroht wurde. Ihren Führern die Massen zu entreißen und diesen das zu geben, was jene versprachen, aber nicht erreichen konnten (nicht bloß, weil ihnen die Macht, sondern mehr noch, weil ihnen das Augenmaß für das Erreichbare fehlte): den Anteil am Staat und den Gütern, die er ihnen bot, der ihren Bedürfnissen, ihren Wünschen und so auch dem Machtwillen entsprach, der sie alle deckte, und ohne den alle Theorien leeres Stroh und zielloses Begehren waren — dahin waren alle Bemühungen des Kanzlers gerichtet. So hoffte er die Hingabe an das Reich, die er in den Dynastien geweckt hatte, auch in die breiten Massen des Volkes zu bringen und jenen Gesamtwillen, das Gemeingefühl in ihnen zu wecken, ohne dessen Besitz noch niemals ein Gemeinwesen Bestand gehabt hat.

Und in der jüngeren Generation lösten diese Gedanken in der Tat bereits lauten Widerhall aus. Aber zunächst machten doch noch die Alten die Politik, und unter diesen schlug nur wenigen so wie einem Heinrich von Treitschke das Herz für die Jugend, füllte der nationale Gedanke — frei von jeder Beschränkung — so die Seele wie diesem größten Propheten der Macht und Einheit unseres Volkes.

Nun läßt sich ja allerdings nicht verkennen, daß die Parteien, soweit sie dem nationalen Gedanken überhaupt zugänglich waren, sich dem Bismarckischen Reichsgedanken mit den Jahren mehr oder weniger anbequemt hatten. Sie hatten, wenn man von denen um Eugen Richter, den ganz Unentwegten, absah, alle von dem großen Realisten gelernt und der rauhen Wirklichkeit einen guten Teil ihrer Theorien geopfert. Wie sehr, erkennt man etwa aus den Programmen der nationalliberalen Partei in den Anfangszeiten des Norddeutschen Bundes, die mit ihren Anklagen gegen die Rückständigkeit der preußischen Bureaukratie und mehr noch mit ihrer Betonung des parlamentarisch-unitarischen Gedankens und der Forderung einer einheitlichen Zentralgewalt, vor der die Landesgewalten, Regierungen und Parlamente, in erster Linie die von Preußen, zurücktreten müßten, Sätze enthalten, welche erst durch die Verfassung von Weimar verwirklicht worden sind. Und das war d i e Partei, welche Jahre lang den Reichstag beherrscht hat, und auf die Bismarck beim Aufbau seiner Schöpfung sich in erster Linie stützen mußte. Sie mußte sich (und ebenso die Konservativen) erst von Grund aus wandeln, ehe der Kanzler sie in seinem Sinne verwenden konnte. Das ist ihm bei beiden Parteien gelungen. Es waren vor allem die Realitäten des bürgerlichen Lebens, die Wirtschaftsinteressen, die ihm dazu dienten; sie verbanden das Gefolge Bennigsens und Miquels mit dem Schwergewicht der Industrie in den Bezirken des Westens; während das agrarische Interesse die preußisch-partikularistische Grundfarbe und die ständischen Velleitäten, das Junkerhafte in der konservativen Partei mehr und mehr verdrängte und über das ganze Reich hin Scharen von bürgerlichen Gutsbesitzern und Bauern, und zurzeit auch aus den mittleren Schichten der Städte in ihre Reihen herbeizog. So trat auch in der geschlossensten aller Parteien, im Zentrum, mit der Zeit das partikularistische Element, das dem klerikalen anfangs nahezu ebenbürtig gewesen, in den Hintergrund, gerade in den Jahren, da die kleine welfische Exzellenz, Windhorst, die »schwarze Perle von Meppen«, von jeher der stärkste Gegenspieler Bismarcks im Reiche, nach dem Tode Mallinckrodts und der beiden Reichensperger die Partei leitete. Und selbst bei den Sozialdemokraten waren die revolutionären Tiraden der ersten Jahre, die in den Mordanfällen auf den alten Kaiser ihre Auswirkung gefunden hatten, gewählteren oder doch weniger faßbaren Formen in ihrer Presse wie auf der Tribüne des

Reichstages gewichen. Abgeschworen aber hatte noch keine Partei ihre alten Programme, und bedingungslos stellte sich keine hinter den Kanzler. Rechter Verlaß war nicht einmal auf Bennigsens und Miquels Gefolgsgenossen, und in der Partei, die einst die eigene des Ministers gewesen war, griff in den letzten Jahren des alten Kaisers, und mehr noch gleich nachdem er die Augen geschlossen, ein Geist um sich, der alles andere war als Anhänglichkeit und Freundschaft für den Schöpfer des Reiches. Während der Kanzler (das war die Summe), rastlos auf seiner Bahn vorwärtsschreitend, immer neue Organe der Kraft und Wohlfahrt für sein Land ersann und gestaltete, den Blick stets auf alle Gegner draußen wie daheim gerichtet, zum Kampfe stets bereit, auch wo er den Frieden wahren wollte, Zielen zustrebend, deren Umrisse ihm selbst noch in unbestimmtem Lichte vorschwebten (denn erst der Kampf konnte ihnen festere Formen verleihen), denen aber die Macht, für die er eintrat, unhemmbar entgegenstrebte, und in denen (das wußte er) die Kraft der Nation eine neue Stufe erreichen, ihr Leben auf dem Grunde, den er gelegt, besser gesichert sein, ihr Genius mächtiger und freier sich erheben würde — sah er unter sich, von einsamer Höhe, die Parteien und ihre Führer, die »gewerbsmäßigen Volksvertreter«, die »Fraktionspartikularisten«: weich und unbesinnlich die einen, unversöhnlich und zum Meutern geneigt die andern, alle an ihr Dogma oder ihre Interessen gebunden und bei jedem Entschluß voll ängstlicher Rücksicht auf ihre Wähler und ihre Mandate, untereinander verzankt, aber immer bereit, das Werk des Einen zu kritisieren, und keiner unter ihnen gewillt, ihm bis ans Ende zu folgen. Wohl gelang es ihm noch einmal, die Sozialdemokratie, deren Führer sich durch die Stricke der Gesetze nicht bändigen ließen, im Reichstage zurückzudrängen; er verdankte dies dem größten rednerischen Erfolge, den er je im Reichstage erfochten hatte; aber es bedurfte dazu des stärksten Mittels, über das er verfügte: nur der Ruf, daß das Vaterland in Gefahr sei, vermochte das Heer der Gleichgültigen an die Wahlurne zu bringen und der Partei der Revolution ein paar Mandate zu entreißen. Und dabei waren die Wähler, welche die Geschlagenen um sich versammelt, in den Netzen ihrer utopischen Verheißungen eingefangen hatten, doch wieder zahlreicher gewesen, als je zuvor, um sich bei den nächsten Wahlen, den letzten, die Bismarck angeordnet hatte, zu verdoppeln.

So war die Lage des Reiches, als den Kanzler die Ungnade des jungen Herrn traf, den ein neidisches Geschick dem Schöpfer des

Reiches allzufrüh als Träger der kaiserlichen Würde zur Seite gestellt hatte.

So wenig wir nun Anlaß haben, dieses Orts auf alle Fragen einzugehen, welche sich an die Katastrophe knüpfen, läßt sich doch e i n Moment nicht wohl aus dem Zusammenhang unserer Betrachtungen lösen — ich meine die Verteilung der Schuld, nicht sowohl zwischen Kaiser und Kanzler selbst, als zwischen jenem und den übrigen Mitspielern in dem Drama. Man pflegt die Mitschuld der Parteien und der Ratgeber (sowohl des Kaisers als auch des Kanzlers), wie auch die der Presse und der öffentlichen Meinung (soweit diese in den Zeitungen zum Ausdruck kam) nicht so lebhaft zu betonen, als die Schuld des Kaisers selbst, der ja freilich die Verantwortung für sein Tun in erster Linie zu tragen hatte. Aber die Gerechtigkeit fordert von uns, das Maß der Verantwortlichkeit auch bei allen denjenigen festzustellen, die sonst bei dem Trauerspiel mitgewirkt haben. Bismarck hatte von Wilhelm II. dasselbe gefordert, zu dem er sich einst gegen seinen alten Herrn in dem Augenblick erboten hatte, als dieser rat- und fassungslos den Parteien im preußischen Landtag gegenübergestanden hatte, der eigene Sohn ihm fast abtrünnig geworden war und seine Minister so wenig wie er selbst die Lage zu meistern gewußt hatten. So wollte er nun auch seinen neuen Herrn (denn ohne den Träger der Krone zur Seite zu haben, wäre er selbst machtlos gewesen) in einen Kampf hineinführen, dessen Ziel ihm jetzt klar vor der Seele stand, die Wege aber und die Mittel auch ihm noch ungewiß waren und es sein mußten, denn erst der Kampf selbst konnte sie ihm, wie früher so oft, an die Hand geben. Wozu sich der Großvater in der äußersten Not, aus der er keinen Ausweg mehr gewußt, entschlossen hatte, das sollte der Enkel in einer Lage tun, die er in jugendlichem Selbstgefühl durch eine Politik der Nachgiebigkeit und der Verständigung meistern zu können sich zutraute, und zu deren Durchführung von allen Seiten Hilfsbereite sich an ihn herandrängten, persönliche Freunde und langjährige Vertraute, Ehrgeizige und selbstsichere Theoretiker, Unverantwortliche und Ratgeber der Krone selbst, Bismarcks eigene Gehilfen! Auch hatte der alte König in seinem Konflikt mit dem Landtage den Entschluß zum Kampf, der ihm freilich schwer genug geworden war, nur zu fassen brauchen, um alsbald Bismarcks eigene Partei geschlossen an seiner Seite zu sehen

und Minister zu finden, die sich der neue Chef nach seinem Belieben hatte wählen können, während Bismarck 1890, soweit er um sich sah, außer seinem Sohn unter seinen Kollegen niemand besaß, der ihm dazu hätte helfen wollen, auch nur den Kaiser hinter ihn zu bringen; sie alle scheuten den neuen Kampf, den er gegen seine und des Reiches Feinde beginnen wollte, kaum weniger als ihr junger Herr selbst. Gewiß, sie haben ihren Chef nicht verraten, wie es Bismarck mehr als einem unter ihnen in der Bitterkeit seines Unmutes vorwarf, aber bei ihm geblieben sind sie in den Stunden der Krisis auch nicht. Der einzige Maybach fand in dem letzten Ministerrat, den der Fürst abgehalten hat, das rechte Wort; auch Scholz und sogar Lucius, der ihm fast der nächste war, konnten sich nicht darauf besinnen, was sie zu dem Entschluß, den er ihnen vortrug, zu sagen hatten. Nicht anders die Führer der befreundeten Parteien. Weder Rauchhaupt noch Helldorf fanden in den Tagen der Entscheidung den Weg in die Wilhelmstraße, der ihnen sonst so wohl bekannt war; und wenn Windhorst dazu bereit war, so geschah es schwerlich, um sich dem Schöpfer des Reiches bedingungslos zur Verfügung zu stellen. Miquel, der seit Benningsens Austritt aus dem Reichstage die nationalliberale Partei führte, hatte ebenfalls bereits sein Konto in Ordnung gebracht und war im Begriff, zum Kaiser hinüberzuwechseln; schon Mitte Februar, noch vor den Wahlen, die seiner Partei so verderblich wurden, hatte er dem Freunde in Hannover melden können, daß die Minister auf der Seite des Höchsten seien, »aber zwischen zwei Feuern, fast verzweifelt und völlig ratlos«. »Der Höchste«, so hatte er hinzugefügt, »bewährt sich nach allen Richtungen«. Dem entsprach die Haltung des preußischen Landtages. Als dort (in Abwesenheit des Reichstages, der noch nicht zusammengetreten war) der Erlaß des Kaisers vorgelesen wurde, worin Se. Majestät den Kanzler des Reiches in Gnaden entließ, ward diese Mitteilung mit eisigem Schweigen entgegengenommen; nicht einer in der hohen Versammlung fand ein Wort des Dankes für den Mann, der Preußen zur führenden Macht in Deutschland erhoben hatte. Sogar im Bundesrat, wie in allen Reichsämtern, begegnete Österreichs Botschafter (»zu seinem eigenen Erstaunen«, so schrieb er nach Hause) Äußerungen der Kritik an dem Gestürzten und der Genugtuung über seinen Fall; und daß die Bundesgenossen an der Donau sich über den Sturz des Staatsmannes, der Österreichs Schwerpunkt nach Ofen verlegt hatte, gegrämt haben, ist wenig wahrscheinlich. Und so

war es überall, wo hohe Politik gemacht wurde, in den Redaktionen der Zeitungen und dort, wo es fast Gebot war, nach den aufgehenden Sternen zu blicken und von den gefallenen abzurücken, bei Hofe, sowie auch im Reiche des Herrn von Holstein, in Bismarcks eigenen Bureaus. Er selbst kannte die Menschen zu gut, um nicht seinem Sohne Herbert im voraus zu sagen, daß alle, die seine Hand über sich gefühlt, »Uff« machen würden, wenn ihr Druck von ihnen genommen wäre. Dies hätte ihm auch der kluge Fürst von Hohenlohe bestätigen können, der die Welt ebenfalls kannte, aber ihr mit größerem Gleichmut gegenüberstand, als Bismarcks heißes Herz es vermochte. Zu den begeisterten Verehrern des Kanzlers gehörte auch er nicht; Begeisterungsfähigkeit war überhaupt nicht seine stärkste Eigenschaft. In seiner Art, die Dinge zu sehen, lag immer noch etwas von dem Grandseigneur der alten Zeit, dem Reichsunmittelbaren, dem die Entwicklung des neuen Reichs nicht unmittelbar ans Herz griff; er folgte ihr mehr fast wie einem interessanten Spiel, gleichsam vom Parkett aus und mit einem leichten Anflug von Ironie. In diesem Ton sind auch die Aufzeichnungen seines Tagebuchs über den Eindruck gehalten, den er im Berliner Schloß empfing, als er am 24. März das Ordensfest daselbst besuchte. Wohin er nur blickte, sah er in vergnügte Gesichter: überall das behagliche Gefühl, daß man jetzt offen reden konnte und der große Mann nicht mehr zu fürchten war; zumal Herr von Stosch, sein Tischnachbar, der ihm (das Lieblingsthema des Generals) viel über sein Zerwürfnis mit Bismarck erzählte, zeigte sich »froh wie ein Schneekönig«. Der alte Fürst zog aus allem, was er sah und hörte, bei sich den Schluß auf die Wahrheit des Schriftwortes, daß die Sanftmütigen das Erdreich besitzen werden; wozu wir allerdings bemerken möchten, daß General von Stosch nicht gerade zu den Sanftmütigen gehörte. Noch im Sommer, als ihn sein Weg wieder nach Berlin führte, traf Hohenlohe hier auf die gleiche Stimmung. Zwei Dinge fielen ihm, wie er in seinem Tagebuch notierte, in den drei Tagen, die er damals dort zubrachte, auf: einmal, daß niemand Zeit habe und alle in größerer Hetze seien als früher, zweitens, daß die Individuen geschwollen seien. »Während früher«, schreibt er, »unter dem vorwiegenden Einflusse des Fürsten Bismarck die Individuen eingeschrumpft und gedrückt waren, sind sie jetzt aufgegangen wie Schwämme, die ins Wasser gelegt sind«. Ganz geheuer war ihm dabei nicht, und die gewohnte Ironie blieb ihm in der Feder

stecken. »Das hat seine Vorzüge«, so meinte er skeptisch, »aber auch seine Gefahren. Der einheitliche Wille fehlt«. Er sollte noch selbst erfahren, wie schwer es unter der neuen Ära war, sich auf dem Platz zu behaupten, den ein Bismarck hatte verlassen müssen.

Für diesen selbst aber konnten nach solchen Erlebnissen die Ovationen, welche ihm beim Abschied von der Stätte seines Wirkens die Tausende seiner Anhänger, die sich doch auch zu der guten Gesellschaft, wenn auch nicht zu den offiziellen Kreisen, rechnen durften, in tiefster Erschütterung darbrachten, zunächst doch nur ein schwacher Trost sein; erst später haben es ihm die Huldigungen, die Wallfahrten nach Friedrichsruh und Kissingen, die nun bald einsetzten und Jahr um Jahr sich wiederholten, die Jubelstürme, die ihn auf der Wiener Reise, und so oft er durch des Reiches Hauptstadt kam, umbrausten, zum Bewußtsein gebracht, wie tief sein Bild in dem Herzen seines Volkes, und nicht bloß bei den Jungen, sondern auch bei den Älteren, deren Jugend in den Sonnenaufgang der deutschen Herrlichkeit gefallen war, wohnte. Anderseits aber dürfen wir dem allem gegenüber wohl fragen, ob der Erbe der beiden Kronen, die seit dem Tage von Versailles über Deutschland leuchteten, die Macht, die in seine Hand gelegt war, und die es an sich leicht war gegen ihren Schöpfer zu wenden (denn dafür hatte ihn dieser — und darin lag erst die volle Tragik des Moments — stark genug gemacht) hierzu gebraucht haben würde, wenn ihm die Minister und alle seine Räte und Freunde, und ebenso die Führer der Parteien im Lande und die Presse, welche sie beherrschten, in den Arm gefallen und einmütig für den Gründer des Reiches eingetreten wären[1].

Und so kam alles, wie es kommen mußte.

Zwar zunächst schien sich kaum etwas geändert zu haben und nur der Mann am Steuer zu fehlen. Der Kurs blieb der alte oder sollte es doch bleiben — »Volldampf voran«, wie das Telegramm lautete, das der Kaiser seinem Oheim in Weimar, dem Ernestiner, Bismarcks altem Freund und Verehrer, sandte, unmittelbar nachdem der Lotse das Schiff verlassen hatte. Und wenn man anfangs, in der äußeren

[1]) Für alles Nähere verweise ich auf meine Geschichte Bismarcks; in dem Rahmen des Essays ließen sich nur die Grundgedanken des Buches vortragen.

wie in der inneren Politik, das Ruder etwas nach links zu stellen wagte, so dauerte es nicht lange und man fand sich bei der bald bewegteren See wieder in dem gewohnten Fahrwasser, versuchte wenigstens die alte Fahrtrichtung einzuhalten. Der Meister war gegangen, aber sein Werk war geblieben. Unerschüttert stand der gewaltige Bau; um keine Linie war er aus seinen Fugen gewichen; alle Maße, soweit sie Bismarcks Eigentum waren, den Stempel seines Genius trugen, erwiesen sich als richtig berechnet. Die Bundesstaaten hielten fest am Reich, die Fürsten standen zu ihrem Kaiser. Wirtschaftlich wirkten sich nun erst alle Kräfte, denen er Bahn gemacht, die er in den granitenen Mauern seines Staatsbaues eingefangen hatte, in ungeahnten Progressionen aus. Die Adern der Nation strotzten von Kraft; unablässig stieg unsere Volkszahl, von 40 Millionen im Jahre des Frankfurter Friedens bis auf 60 zu Beginn des neuen Jahrhunderts; ein paar Jahrzehnte noch des Friedens, und wir hatten sie verdoppelt. Während die Auswanderung, die in den achtziger Jahren bedenkliche Dimensionen angenommen hatte, bis auf wenige Tausende sank, hatten wir bald nicht mehr Arme genug, um die ins Riesenhafte wachsende Produktion zu bewältigen; zu Hunderttausenden mußten Slaven und Italiener helfen, uns die Felder zu bestellen, die Kanäle zu graben, Straßen und Bahndämme zu bauen, und jede grobe Arbeit verrichten, die unsere eigenen »gelernten« Arbeiter schon zu vermeiden suchten. Wie falsch hatten doch die Demagogen und alle Schriftgelehrten, auf dem Katheder und in der Presse, geurteilt, wenn sie die Verelendung des Proletariats und die Aufsaugung des Mittelstandes durch das unwiderstehlich wachsende Kapital vorausgesehen und aus solcher Abwandlung der wirtschaftlichen Formen die Revolution, die Umgestaltung des Staates, seiner Organe und seiner Ziele geweissagt, gehofft oder auch gefürchtet hatten! Gerade die mittleren Schichten, die Menge der kleinen Besitzer und Gewerbetreibenden wuchs an, und noch niemals hatte der deutsche Arbeiter bessere Tage gesehen, niemals auch, wer immer tüchtig war, freiere Bahn vor sich gehabt. Über alle Felder des nationalen Lebens rieselte die goldene Flut. Schon kam der Moment in Sicht, wo unser Volk, das geistig bereits allen Nationen der Erde vorangekommen war, auch im Wettlauf um die irdischen Güter die Führung übernehmen mußte.

Daß vulkanische Kräfte in der Tiefe wühlten, konnte freilich jedermann merken. Überall, wo Europäer wohnten, in der Neuen Welt

wie in der Alten, vernahm man das Grollen unterirdischer Gewalten, fühlte man das Erzittern des Bodens. Wie Blitze, welche die Abgründe erhellen, wirkten die Mordtaten, welche in diesen Jahren häufiger als je an gekrönten und ungekrönten Häuptern der Staaten, gleichgültig, ob Monarchien oder Republiken, hirnlose Fanatiker verübten: ein schreckenerregendes Menetekel auf der Nebelwand der Zukunft.

Dennoch, daß die Entladungen so rasch und furchtbar eintreten würden, wie in Rußland 1905 und 1917 und ein Jahr später in Deutschland, daß Machtgebilde, an denen Jahrhunderte gebaut hatten, die gewaltigsten der Erde, in wenigen Tagen zu wüsten Trümmern zerschlagen würden, hätten damals auch die Revolutionäre nicht voraussehen oder hoffen können. Jene Mordtaten waren wie Blitze, welche die Gipfel trafen, aber die Grundfesten nicht zu erschüttern vermochten. Nicht Revolution, sondern Krieg lag um die Jahrhundertwende in der Luft. Denn unaufhaltsam wuchsen die Kräfte der großen Nationen, und mit ihnen der Machttrieb einer jeden und ihre Eifersucht aufeinander. Jedoch lag in der allgemeinen Machterweiterung selbst, so schien es, auch wieder ein friedeförderndes Moment. Der Größe des Erwerbes entsprach die Größe des Einsatzes, den das Würfelspiel des Krieges kosten mußte. Und gerade die führenden Nationen hatten das Meiste zu verlieren. Indem alle Reichtümer der Erde in Europa zusammenflossen und im Austausch der Güter die durch Intelligenz, Kapital und Arbeit rastlos befruchtete Produktion unseres Erdteils beide Hemisphären durchdrang, mußten sie sich ihrer gemeinsamen Interessen bewußt werden: die Weltpolitik trieb sie auseinander — die Weltwirtschaft führte sie wieder zusammen. So wuchs parallel mit der Gefahr der Wunsch nach Verständigung. Es war die Zeit der Schiedsgerichte und der Kongresse, des Professorenaustausches zwischen der Alten und der Neuen Welt, der Aussprachen zwischen den Herrschern und ihren Ministern, zwischen den Theologen aller Bekenntnisse und Religionen und den Vertretern aller Wissenschaften und Weltanschauungen. Internationale, weltumspannende Ordnungen wurden erdacht und ausgestaltet, um die Schrecken des Krieges zu mildern, ihn im Sinne der Kultur, im Geist der sittlichen Gesetze zu führen. Dem Kriege selbst ward der Krieg angesagt und im Haag dem Frieden ein Haus gebaut, ein Thron errichtet. Eben die Macht, die am ruhelosesten auf der Bahn der Eroberungen fortschritt, hatte hierbei die Führung: als seine persönliche Mission

ließ es der junge Zar verkündigen; und so kamen wirklich an Hollands Küste die Vertreter der großen und kleinen Kulturnationen zusammen, um dem neuen Evangelium zu lauschen — so wie die Fische in der Legende der Predigt des Heiligen Antonius; gerade die großen Räuber wetteiferten dabei in Hingebung und Sanftmut.

Wir Deutschen setzten dem Kriege gegenüber unser Vertrauen auf den Eisenpanzer unseres Heeres, um den wir Jahr für Jahr neue Ringe legten, wie auch schon auf die wachsende Zahl unserer Schiffe, mit denen wir unter der persönlichen Führung unseres Kaisers unsere Küsten zu umgürten begonnen hatten. Dies Erbe Bismarcks und seines alten Herrn hielt die neue Regierung fest, und darin stand die Nation und, wenn auch widerstrebend und stets auf Abstriche vom Budget bedacht, die Majorität der Parteien hinter ihr. Gegen die Revolution aber hatte sie den Kampf, wenigstens so wie Bismarck ihn geführt hatte, aufgegeben, und hierbei hatte sie die Parteien noch mehr auf ihrer Seite als bei ihren Forderungen für Heer und Flotte. Man war bei uns in bezug auf diese Gefahren fast unbesorgter geworden als irgendwo anders. Das Sozialistengesetz, durch das Bismarck die Geister der Tiefe zu bannen versucht hatte, blieb aufgehoben, nachdem es in seinem letzten Reichstage zum Scheitern gebracht war. Daß die sozialistische Partei von Stund an sich verdoppelte, nahm man hin; wuchsen doch auch Reichtum, Macht und Ordnung in gleichem Verhältnis. Und wirklich konnte es fast scheinen, als sei für Deutschland diese Gefahr überwunden. Von den Mordanfällen der siebziger Jahre, denen jenes Gesetz gefolgt war, blieben unsere Häupter, im Gegensatz zu andern Ländern, verschont. Der nationale Gedanke breitete sich in immer weiteren Kreisen aus. Er begann sogar auf die Arbeiter und ihre Führung einzuwirken; denn er vor allem schuf jene Unsicherheit in der sozialistischen Gedankenwelt, die zu der ersten Abspaltung einer gemäßigten Richtung führte und in den Programmen der Partei zum Ausdruck kam. Der alte Führer der Partei, und der sich fast als den Schöpfer der deutschen Sozialdemokratie bezeichnen durfte, August Bebel selbst, begann seine Ansichten zu revidieren. Weit zurück lagen die Zeiten, da er im Reichstag die Pariser Kommune verherrlicht hatte und das leitende Berliner Organ der Partei ein Gedicht auf eine nihilistische Revolutionsheldin mit dem Refrain: »Da fiel bereits der erste Schuß!« hatte bringen dürfen; und das Jahrhundert ging zu Ende, ohne daß

der große »Kladderadatsch« gekommen war, den der Hitzkopf einst prophezeit hatte. Schon glaubten Optimisten von einer Nationalisierung der revolutionären Partei sprechen, auf eine Verbindung ihrer Forderungen mit den nationalen Notwendigkeiten hoffen zu können; und es begann von hier aus eine Kritik gegenüber Bismarcks Kampfmethode einzusetzen und die Auffassung sich geltend zu machen, daß der Altgewordene im Grunde doch zur rechten Zeit vom Steuer des Staates zurückgetreten sei, und daß durch seine Entlassung Reich und Nation vor schwerem Unheil bewahrt worden sei.

Bei alledem — gelöst war in den Fragen der inneren Politik, die der Schöpfer des Reiches hinterlassen hatte, über die er gestürzt war, nichts. Die Bruchstelle, die von Anfang an in seinem Werke sichtbar gewesen, war geblieben, und die Parteien standen im Grunde sowohl gegen einander, wie gegenüber der Regierung dort, wo sie gestanden hatten, als Bismarck vom Kampfplatz verdrängt worden war. Der alte Kanzler hatte es doch noch vermocht, wenigstens die auf dem Boden des Reiches stehenden Fraktionen nach seinem Willen zu zwingen, sie zusammen oder auch gegeneinander aufzubringen; unter dem Druck seiner Hand hatten sich die nationalliberale und die konservative Partei, wie bemerkt, aufs stärkste umgestaltet. Unter seinen Nachfolgern aber blieb alles ungefähr so, wie er es 1890 verlassen hatte; das neue Kartell, der »Block« der nationalen Fraktionen, den der vierte Kanzler zusammenbrachte, zerfiel so rasch, wie er gebildet war, eben weil an ihrer Substanz nichts geändert war. Vor allem die beiden großen Oppositionsparteien wahrten der Regierung gegenüber ihre Stellung. Es gelang wohl einmal, die Sozialdemokraten zurückzudrängen, durch dasselbe Mittel, das Bismarck Erfolg gebracht hatte, den Appell an den nationalen Gedanken; aber die Partei holte sich die verlorenen Sitze schon bei den nächsten Wahlen wieder, und ihr Wachstum war nicht mehr aufzuhalten; sie war und blieb die Partei der großen Masse, und ihre häuslichen Streitigkeiten hinderten sie nicht, nach außen die Front geschlossen zu halten. Vollends das Zentrum hielt alle seine Positionen, es blieb die »Breschbatterie«, der »Belagerungsturm«, auf welchen, wie Bismarck einst gesagt hatte, auch andere Feinde der Regierung hinaufspringen konnten, um den Mauerbrecher gegen sie einzusetzen, die »unpolitische Partei«, die sich in die Bezirke des nationalen Staates eingedrängt hatte.

Dennoch läßt sich nicht absehen, wie eine solche Summe von Energien, wie sie in Bismarcks Reich vereinigt waren, in sich, ohne einen Stoß von außen, hätte verkümmern und der Zersetzung anheimfallen können. Nur der Krieg konnte dies vollbringen. Wann aber hätte je eine neue Macht, die sich in den Umkreis der bestehenden Mächte gewaltsam eingedrängt hatte, ihren Platz behaupten können, ohne noch einmal um denselben kämpfen zu müssen! War unsere Macht wirklich so übergewaltig, daß sie hoffen konnte, ohne diese Probe ihre Stellung zu behaupten, daß die Verdrängten oder die Bedrohten es nicht wagen würden, den Gegenstoß zu führen, still sitzen würden, wenn der neue Mitbewerber um den Besitz der Erde und aller ihrer Güter weiter und weiter wüchse und ohne Krieg, nur durch das Schwergewicht seiner Macht sich zwischen sie einzuschieben und Stellungen einzunehmen versuchen würde, welche die anderen längst als ihre eigene Domäne angesehen und aufs Korn genommen hatten?

Daß die Stunde einmal kommen könnte, wo dieser Machtprobe nicht mehr auszuweichen wäre, war Bismarcks Sorge von dem Augenblick an gewesen, als er seine Ernte in die Scheunen gebracht hatte. Seine ganze Politik hatte er seit dem Frankfurter Frieden darauf eingestellt, sie, wenn irgend möglich, zu vermeiden; aber in keinem Moment hatte er den Gedanken gehegt, daß die Gegner gutwillig, aus Liebe zur Menschheit und dem Frieden der Welt, ja, auch nur aus dem Wunsche heraus, die über alle Grenzen hinweg ineinander verflochtene Welt der wirtschaftlichen Interessen ungestört zu lassen, dem Würfelspiel des Krieges aus dem Wege gehen würden. Denn er wußte, daß die Staaten eingeborenen Trieben, die sich aus ihrer Lage und ihrer Geschichte ergaben, unterworfen waren, Gestirne, die eine eherne Notwendigkeit in ihren Bahnen erhielt; und daß darum nur das Schwert das Schwert in der Scheide halten und die Stunde hinausschieben konnte, wo trotz allem die ultima ratio regum die Entscheidung treffen würde.

Die Stunde kam, früher vielleicht, als es hätte zu geschehen brauchen, aber, wie wir wohl sagen dürfen, doch als eine unabwendbare Forderung des Schicksals. Und nun bot unser Volk der Welt ein Schauspiel, so erschütternd und so erhebend zugleich, wie es die Menschheit in allen Jahrtausenden noch niemals gesehen hatte. Es war wie ein Wunder vor unseren Augen. Also war es doch wahr geworden, was Bismarck in jener größten seiner Reden geweissagt hatte: daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Be-

völkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, sich als das Gemeingut der ganzen deutschen Nation erweisen, und daß das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren werde, wenn es noch einmal von ruchlosen Gegnern angegriffen werden würde! Nun erst offenbarte es sich, wie tief der nationale Gedanke allen Widerständen zum Trotz in unser Volk gedrungen war, und daß er sich wirklich zum Massenwillen entwickelt und zu dem heiligen Gelübde sich gesteigert hatte, alles zu vergessen, was die Nation jemals getrennt hatte. An den Führern der sozialistischen Partei lag es nicht, mochte auch der oder jener von ihnen sich der Erhabenheit des Momentes bewußt werden und freiwillig das heilige Loos des Kampfes für das Vaterland auf sich nehmen. Aber sie hätten es nur wagen sollen, in diesem Moment ihren Genossen mit ihren internationalen Utopien zu kommen: sie wären von dem Sturm der nationalen Begeisterung, der das Land durchbrauste, weggefegt worden. Unsere Krieger machten es, wie die alten Helden, von denen unsere Sagen melden: sie zählten ihre Feinde nicht. Niemals wird das Gedächtnis dieser Taten erlöschen, so lange noch männliche Herzen auf Erden schlagen werden.

Aufs neue zeigte sich, wie gesund alle Organe waren, die Bismarck aus der Tiefe seines Glaubens und seines Willens geschöpft und geschaffen hatte; alle diese bewährten in dem Sturm, der das Reich durchschüttelte, ihre Kraft. Fester als je hielten die Bundesfürsten mit ihren Staaten am Reich; sie haben bis ans Ende ausgehalten; erst mit dem Kaisertum selbst sind sie untergegangen.

Aber bei alledem — die Bruchstelle im Bau war geblieben. Hier war alles noch so, wie es in der Stunde gewesen war, da der Meister von seiner Arbeitsstätte hatte weichen müssen; nichts war gelöst. Was für unsere Gegner das Selbstverständliche war, die Verschmelzung aller Regungen und Strömungen des Volksgeistes in einen einzigen Willen, für den auch nur der Gedanke einer Absonderung vor dem Ende, dem Siege, undenkbar war, blieb uns versagt. Nichts als den »Burgfrieden«, wie der allgemein angenommene Ausdruck bezeichnend genug lautete, die Neutralisierung der Gegensätze, welche die Nation zersetzt hatten, wurde erreicht, in einem Moment, wo es sich um Sein oder Nichtsein, um die Schicksalsstunde unseres Volkes handelte.

Nur der Sieg konnte uns helfen. Eisen und Blut hatten unser Reich geschaffen, Eisen und Blut mußten darüber entscheiden, ob wir als große Nation frei atmen würden in der Welt oder fortan in Dienstbarkeit und Armut unser Dasein führen sollten.

Die Probe ist gemacht worden: wir haben sie nicht bestanden. Wäre sie geglückt, so hätten die Fundamente, die Bismarck gelegt hatte, sich tief und tiefer in den Boden der Nation senken müssen; sie wären auf Generationen hin gesichert worden; als die mächtigste Nation der Erde, als die unbesiegliche hätten wir dagestanden. Wer also Bismarcks Reich, die von ihm geschaffenen Ordnungen, in welchem Sinne auch immer, bekämpfte, konnte diesen Sieg nicht wünschen. Wie sich sein Werk, wäre es durch den Sieg gekrönt worden, weiter entwickelt haben würde, wohin die nach allen Seiten dann freigewordene Bahn unser Volk geführt haben würde — wer will das sagen! Wir wenigstens lassen von einem Unternehmen ab, das nicht unseres Amtes ist. Auch danach wollen wir dieses Orts nicht fragen, an welcher Stelle die Organe geschwächt, wo der Bruch zuerst sichtbar wurde, wer der erste und wer die Hauptschuldigen gewesen, und wo sie zu suchen sind, wo überall, sei es auf dem Schlachtfelde oder im diplomatischen Spiel, Klugheit, Wille und Kraft versagt haben, und ob der Verständigungswille vielleicht mehr erreicht haben würde als Fäuste und Schwerter. Mögen andere berechtigt sein oder sich dazu berechtigt glauben, in den Wunden, die uns geschlagen wurden, zu wühlen — unsere Aufgabe kann es nicht sein, daran zu rühren. Und so sei nur noch mit kürzesten Worten des Momentes gedacht, da uns in den Herbsttagen von 1918 das Schicksal mit feurigen Armen umfaßte und uns von der Höhe des Sieges in den Abgrund hinunterriß.

Noch hatte kein Feind den deutschen Boden betreten, noch herrschten wir im Osten über den Kaukasus hinweg bis an den Euphrat, und zwar zurückgedrängt, aber unzerbrochen hielt unsere Front im Westen, auch auf dem Meere waren wir noch immer unseren Feinden furchtbar — als der Kaiser, nach dem Verrat und Abfall der Bulgaren, unter dem von innen und außen her wirkenden Druck seinen politischen Beratern weichend, sich entschloß, in dem Lager des Schwachmuts und der Nachgiebigkeit, das auch alle inneren Gegner des Bismarckreiches umfaßte, seines Landes Rettung zu suchen: indem er durch den Erlaß vom 30. September dem Volke Teilnahme

an der Regierung versprach und damit die Parlamentarisierung des Reiches in Aussicht stellte, zerbrach er mit eigener Hand das Szepter, das Bismarck ihm und seinem Hause geschmiedet hatte. Von da ab gab es kein Halten mehr. Der Wille zur Macht erlosch, der Glaube an das Recht der Macht selbst starb ab, und der Wille zur Ohnmacht begann die Stunde zu regieren. Schlagartig ergriff die Lähmung den Körper der Nation. Alles klaffte mit einem Male auseinander, die Brunnen des Abgrundes taten sich auf, und die Flut des Verderbens wogte über uns her. Es waren die Tage, die Wochen, da die Parteien, die auch Bismarck nicht hatte besiegen können, die immerdar die Feinde einer Hohenzollernschen Kaiserkrone gewesen waren, im Reiche zur Macht empordrangen. Mit der Verknechtung Deutschlands begann ihre Herrschaft. Sie haben sie noch heute in Händen.

Weil der Wille erlahmte, ist unsere Macht zerbrochen worden und hat das Schicksal den Spruch über uns gefällt, den nur der Wille hätte abwenden können.

Gleichgewicht und Großmacht.

(1919. 1922.)

In dem Spiel mit den »fünf Kugeln«, zu dem Bismarck durch das Bündnis mit Österreich im Herbst 1879 gezwungen war, und das sein Nachfolger gleich nach seinem Sturz aufhob, weil, wie er selbst nicht mit Unrecht sagte, er unfähig war, es fortzusetzen, war (wenn der Ausdruck erlaubt ist) ein besonders schwieriger Trick die Aufgabe, die österreichische Kugel, die stets abirren wollte, in ihrer Bahn zu halten und sie gegebenenfalls wieder rechtzeitig aufzufangen; Bismarck hat sich damit ein volles Jahrzehnt, bis zu seiner Entlassung plagen müssen. Wie geschickt er dabei verfuhr, und wie glänzend überhaupt er sein Spiel allen Gegenspielern, zumal aber den Wiener Diplomaten gegenüber durchführte, sehen wir heute aus der Sammlung seiner Akten durch unsere Regierung mit aller Deutlichkeit vor uns. Besonders einen Moment gab es dabei, der die vollste Aufmerksamkeit dieses Meisterspielers erforderte: als Fürst Alexander von Bulgarien im Herbst 1885 durch die Okkupation Ostrumeliens das Werk des Berliner Kongresses umzustürzen versuchte und dadurch Europa vor die Gefahr neuer Katastrophen zu stellen drohte. Denn es handelte sich ja nicht bloß um die Kleinstaaten des Balkans, sondern um die Interessen der großen Mächte, zunächst und vor allem Rußlands und Österreichs, die auf einer Linie zu halten die Summe der Bismarckischen Politik war. Die Lage bot fast das umgekehrte Bild derjenigen dar, aus der sich im Juli 1914 der Weltkrieg entwickeln sollte. Während Rußland seine schwere Hand auf Bulgarien hielt, das es zugleich zügeln und für ein Weiterschreiten auf seiner durch den Berliner Kongreß gestörten Bahn als Sturmbock bereithalten wollte, hatte Serbien, dessen Krone damals König Milan, von der Dynastie der Obrenowitsch, trug, sich Österreich zur Schutzmacht und zum Hort seiner Interessen erwählt. Es war nicht zu erwarten, daß der ehrgeizige Fürst, der mit der nationalen Politik zugleich die Existenz seines Hauses gegen die Prätensionen der Karageorgiewitsch

zu wahren hatte, die sich immer, mehr fast als die Obrenowitsch, für die großserbischen Ansprüche eingesetzt hatten, still sitzen und die Bereicherung der bulgarischen Emporkömmlinge zulassen würde, ohne für sich Kompensationen zu finden. Ließen die Mächte dies aber zu, so war mit Sicherheit als unvermeidbar vorauszusehen, daß dann auch die anderen Balkanhöfe, von Bukarest bis Athen, ihre Ansprüche anmelden würden; das ganze, in Berlin so mühsam aufgebaute Gleichgewicht auf dem Balkan drohte dann zerschlagen zu werden.

Für die deutsche Politik war ein Mehr oder Weniger für die Einen oder die Andern nicht so wichtig, als die beiden befreundeten Großmächte darüber nicht auseinander zu bringen. Dies Ziel schien aber bereits einigermaßen gesichert zu sein durch das geheime Bündnis, das Bismarck (einer Anregung des Petersburger Kabinetts folgend), nach längeren Bemühungen am 18. Juni 1881 zwischen den drei Kaiserhöfen zustande gebracht hatte, und in dem, in einem Zusatzprotokoll, die Union beider Bulgarien bereits ins Auge gefaßt war; während man die Pforte von dem analogen Versuch zurückzuhalten beschloß, wollte man sich einer Angliederung Ostrumeliens an Bulgarien, falls der Zwang der Umstände dahin führen würde, nicht widersetzen und begrenzte dies Wohlwollen nur für den Fall, daß die Bulgaren auch die benachbarten Provinzen, insbesondere Mazedonien, angreifen würden. Serbiens war in diesem sehr merkwürdigen Vertrage, über dessen Entstehung erst unsere Akten helleres Licht verbreiten konnten, gar nicht gedacht worden. Im Gegenteil, indem Österreich die Annexion Bosniens und der Herzegowina zu einem in sein Belieben gestellten Zeitpunkt, und ebenso die Okkupation Novi Bazars gemäß den früheren Abmachungen aufs neue zugesichert erhielt, war dadurch den Ansprüchen Serbiens in dieser für die Doppelmonarchie besonders gefährlichen Richtung ein Riegel vorgeschoben worden. Der Monat war aber noch nicht zu Ende gegangen, als das Wiener Kabinett, in dem seit Andrassys Abgang der Baron v. Haymerle die auswärtigen Angelegenheiten verwaltete, durch einen zweiten Geheimvertrag (den es aber nicht einmal den Berliner Freunden anvertraute, erst nachträglich ließ es etwas davon dorthin verlauten) sich König Milan verpflichtet hatte, nicht bloß seine Dynastie zu unterstützen, sondern auch »für die Zukunft eventuell einer Vergrößerung Serbiens nach Südosten nicht entgegenzutreten, wenn die Verhältnisse es mit sich bringen sollten«; dafür hatte sich Serbien auf 10 Jahre an

die österreichische Politik gebunden. Der Gedanke, von dem sich diese leiten ließ, liegt auf der Hand. Sie wollte zunächst für sich selbst sorgen, dann aber doch auch den Nachbar, dessen Freundschaft keineswegs über jedem Zweifel erhaben war, bei sich behalten; indem sie ihm daher den Weg nach der Seite offen ließ, wo er — nicht mit Österreich, aber mit den Bulgaren und Türken, denn von diesen waren die Landschaften bewohnt, auf die sie ihn hinwies, zusammenstoßen mußte, glaubte sie die großserbischen Aspirationen, die ja auch über die Donau hinweg zu streben drohten, eindämmen zu können.

In dieser Haltung trat also der Nachfolger des Barons v. Haymerle, Graf Kálnoky, der seinen Botschafterposten in Petersburg mit dem Ministerium in Wien vertauscht hatte, den verbündeten Höfen entgegen, als der in dem neuen Dreikaiserbündnis vorgesehene Fall eintraf. Er versicherte nach beiden Seiten, daß er den gemeinsamen Boden niemals verlassen und vor allem nach wie vor keinen Schritt tun werde, ohne sich des Einverständnisses des Petersburger Kabinetts zu versichern; bewies auch volles Verständnis für die Befürchtung des Reichskanzlers, die der deutsche Botschafter Prinz Reuß ihm hatte vortragen müssen, daß aus einem bewaffneten Konflikt zwischen Serbien und Bulgarien leicht die beiden hinter diesen stehenden Großmächte Österreich und Rußland berührt und gezwungen werden würden, Partei für ihre Schützlinge zu nehmen; wies aber anderseits doch auf die prekäre Lage hin, in die Österreich selbst geraten würde, wenn der König durch die Chauvinisten, die seit der bulgarischen Revolution bereits die Parole »Alt-Serbien« ausgegeben hätten, fortgerissen oder, falls er der nationalen Bewegung widerstehe, über den Haufen geworfen werden würde, und konnte schließlich nicht verhehlen, daß Serbien immerhin ein Recht darauf habe, auch seinerseits eine Kompensation zu suchen, welche das durch die bulgarische »Infraktion« in den Berliner Vertrag gestörte Gleichgewicht wieder einigermaßen herstellen würde. Dies setze natürlich eine Intervention der Mächte voraus: käme diese zustande, so würde Österreich-Ungarn für das befreundete Serbien eintreten müssen; verließe das letztere diesen Boden, so würde es auch von der Doppelmonarchie seinem Schicksal überlassen werden.

Bismarck ließ sich durch solche Provokationen nicht anfechten; das Leitseil ließ er sich nicht aus der Hand nehmen. Mit vollem Nachdruck erinnerte er dagegen an die Bestimmungen des Bündnisses

und an die Grenzen seiner eigenen Freundschaft. Man solle, so mußte der Botschafter dem Minister sagen, unsere gewiß unwandelbare Vertragstreue nicht auf zu harte Proben setzen und nicht vergessen, daß uns ein Krieg mit Rußland sofort einen französischen Krieg auf den Hals ziehen würde. In einer neuen Weisung, die von Friedrichsruh nach einem Besuch des österreichischen Botschafters am Berliner Hof, Graf Széchényi, an den Prinzen Reuß abging (3. Oktober), stellte er dem Versprechen Österreichs an Serbien die schon früher in dem Bündnis der Kaisermächte eingegangene Verpflichtung gegenüber; er wollte nicht zugeben, daß, wie Kálnoky gemeint hatte, Österreich mit seinem Eintreten für Milan das kleinere Übel wähle, wenn seine Politik, um den König zu halten, es auf einen Krieg mit Rußland ankommen ließe, und warnte prophetisch die Freunde an der Donau davor, die Überhebung der Kleinstaaten im Balkan, welche durch den Berliner Kongreß erst geschaffen seien, zu ermutigen: sie habe keine sicheren Grenzen, und mit der gleichen Aufregung könne der serbische Ehrgeiz sich unter veränderten Umständen gegen Österreich wenden und von einer Serbia irredenta im Banat sprechen, wenn man diesen Ehrgeizigen nicht gegenwärtig halte, daß mit dem Berliner Vertrage auch die Rechte fallen, die sie aus demselben erworben haben. Von einem Rechte Serbiens, Kompensationen zu erhalten, weil Bulgarien und Ostrumelien vereinigt würden, wollte der deutsche Kanzler überhaupt nichts hören, in welchem Sinne immer man das Wort »Recht« nehmen möge; die angebliche Rechtfertigung, Erhaltung des Gleichgewichts, halte eine Prüfung nicht aus. Und nun erhebt er sich über eben diesen Begriff zu einer Betrachtung, die über den gegenwärtigen Fall weit hinausreicht und allgemeine Bedeutung beanspruchen darf. »Es wäre«, so fährt er fort, »eine interessante und nützliche Studie, zu verfolgen, welche Vorstellungen und welche Zwecke seit Ludwig XIV. mit diesem Ausdruck gedeckt worden sind. Versteht man denselben in dem gewöhnlichen Sinne, daß kein Staat mächtig genug werden dürfe, um die Unabhängigkeit der übrigen zu bedrohen, so springt in die Augen, daß man ihn auf das Verhältnis der Balkanstaaten untereinander unmöglich anwenden kann. Griechenland, Serbien, Bulgarien haben jetzt jeder etwa 2 Millionen Einwohner, Montenegro nur ¼, Rumänien aber zwischen 5 und 6; dieses Verhältnis würde durch den Zuwachs von 800000 Rumelioten zu Bulgarien keine wesentliche Änderung erleiden. Die Redensart von Gleich-

gewicht ist im Munde der Serben einfach eine Beschönigung ihrer Begehrlichkeit. Ich würde ihnen gönnen, eine Gebietsvergrößerung zu erhalten, wenn das im friedlichen Wege möglich, aber einen Rechtsanspruch darauf zu behaupten, ist eine Überhebung kindlicher Natur, wie wir sie von den jungen südlichen Völkern gewöhnt sind.«

Damit rührt Bismarck an ein Problem, welches (ohne daß es ihm recht bewußt war) nicht bloß die Geschichtschreiber, sondern auch die Politiker Generationen hindurch auf das lebhafteste beschäftigt hat, wenn man auch von jenen nicht gerade sagen kann, daß sie es an der Wurzel angepackt, d. h. in die rechte Verbindung mit den Abwandlungen der allgemeinen Politik gebracht haben, wodurch allein sein Verständnis ermöglicht wird. Die Theorie von dem Gleichgewicht der Mächte als einem Prinzip, einem Recht, einer sittlichen Forderung oder gar als dem Ziel, dem die Entwicklung der geschichtlichen Welt zustrebt oder jedenfalls zustreben müßte, ist sogar noch älter als Bismarck annahm; man wird sie mindestens noch um ein Jahrhundert weiter hinaufführen können. Ihre Bekenner gehörten ebensowohl der Praxis an wie der Theorie. Es waren zum Teil Männer des Katheders und der Kanzel, fern von unmittelbarem Anteil an der Politik, obschon auch sie, vielleicht unbewußt, abhängig waren von dem Gang der politischen Entwicklung, den Konstellationen in der Welt der Staaten und der Kirche, unter denen sie lebten, wie eng im übrigen der Kreis sein mochte, für den sie schrieben. Und selbst dann noch waren sie oft genug Organe der Politik, der sie ihre Ziele dienstbar machten, für die sie die öffentliche Meinung »aufzuklären«, zu bearbeiten hatten. Darüber hinaus aber erscheint die Theorie vor allem in den Programmen der Regierungen selbst und in ungezählten Flugschriften, welche sie auslegten, immer so, wie es der hohen Regierung, die hinter ihnen stand, gefällig und dienlich war. Ja, die führenden Politiker griffen wohl selbst in den Federkampf ein, auch sie stets in der Absicht, die gegnerische Begründung der Theorie zu entkräften, zuweilen sogar in der Form, daß sie dieselbe anzweifelten und geradezu ihre Wertlosigkeit behaupteten. Zu diesen haben wir also jetzt auch Otto von Bismarck zu stellen.

Damit soll ja nun nicht gesagt sein, daß Bismarck sich dem Satz von dem Gleichgewicht der Mächte als einer Erscheinungsform des geschichtlichen Lebens widersetzt habe. Hat er doch selbst daran nicht allein geglaubt, sondern auch danach gehandelt, und zwar in

der inneren Politik kaum weniger als in der äußeren! Das konstitutionelle System, so wie er es als preußischer Minister stets aufgefaßt hat, beruhte gerade darauf, und nicht minder auch die Verfassung, die er dem Reiche gab, wenn sie sich auch nicht allein damit umschreiben läßt. Die unitarische Lösung, die Verschiebung des Schwergewichts auf das Parlament, d. h. auf die Majorität der Wähler, und die Vergewaltigung der Minderheit, hatte er von jeher bekämpft; denn nicht der gezwungene, sondern der freiwillige Zusammenschluß der Glieder des Reiches bot ihm die Gewähr für Bestand und Wachstum der von ihm geschaffenen Macht, nur sie konnte das Gemeingefühl in der Nation erzeugen, ohne das jede Staatsordnung nur zu bald zu einem Scherbenhaufen werden muß. Ein Gleichgewichtssystem war auch das Verhältnis der europäischen Mächte nach den Freiheitskriegen zueinander gewesen, unter dem Bismarck seine Jugend verlebt und seine politischen Anschauungen ausgebildet hatte. Die Revolution von 1848 hatte dann das längst erschütterte zerstört, und eben dadurch waren die Krisen entstanden, welche die durch Bismarck geleitete Politik benutzte, um Preußen zur Hegemonie in Deutschland zu führen und damit der gesamten Nation eine in sich selbst ruhende Stellung unter den Mächten der Erde zu sichern, ohne die sie erneuter Zersplitterung anheimfallen mußte, und also ein neues Gleichgewicht unter den Mächten Europas zu schaffen. Diese Lage zu behaupten und in sich immer stärker zu gestalten, das war seit dem Frankfurter Frieden das Ziel, das der Schöpfer des Reiches sich gesetzt hatte; aus dem Zerstörer war der Erhalter geworden, der konservative Charakter seiner Politik konnte nun wieder klar heraustreten. Denn das Gewordene, die gewachsene Macht und die in ihr lebendig gebliebenen Energien zu erhalten und fortzubilden, war es, was Bismarck stets in erster Linie gewollt und erstrebt hat. Die Macht erkannte er immer an, mochte er ihr freundlich oder feindlich gegenüberstehen, einen Ausgleich suchen oder den Kampf ansagen. Niemals ging er darum einem Kompromiß aus dem Wege, vorausgesetzt, daß er das Vertrauen fand, das er darbot; aber auch niemals, wenn es sein mußte, dem Kampfe. Denn er wußte, daß Macht Macht bleiben will, und daß darum das Gleichgewicht zwischen Macht und Macht immer nur die Diagonale der im Innern wirkenden und von außen stoßenden Kräfte, ein in sich schwankendes Ergebnis ihrer Kämpfe und ein vorübergehender Moment der historischen Entwicklung sein kann.

Vor allem für die internationale Politik wird dieser Satz stets seine Geltung behalten: als das »flüssige Element«, wie Bismarck sie in seinen »Gedanken und Erinnerungen« genannt hat, »das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt«. Es ist wahr, dies zeitweilige Festwerden von Machtelementen, die sonst gegeneinander stießen, kann lange genug, wohl durch Jahrhunderte hin, währen. Aber gerade dann pflegt das Entscheidende, das Festhaltende nicht das Gleichgewicht aller oder auch nur der vorwaltenden Mächte zu sein, sondern das Übergewicht einer einzigen Macht, der sich die übrigen beugten. So war es in den Jahrhunderten, als das Imperium Romanum alles, was einst an Staaten und Nationen um das Mittelmeer her geblüht hatte, in sich vereinigte, als die Pax Romana Orient und Occident des alten Orbis terrarum gefesselt hielt. Zur Stillegung, zu völliger Willensfesselung der Teile kam es jedoch auch in Roms Machtkreis, wie groß er war und wie lange er dauern mochte, niemals; so wenig wie er selbst als Ganzes zum Stillstand gelangte. Es war vielmehr im Innern wie an den Grenzen ein fortwährendes Hin- und Herrücken, Vordringen oder Zurückweichen. Ein volles Jahrhundert und darüber schob das Kaiserreich seine Bastionen auf drei Kontinenten vor, den Wegen folgend, welche Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar gebahnt hatten. Dann tritt für ein paar Jahrzehnte ein Zustand des Beharrens, des Gleichgewichts zwischen der im Imperium gesammelten Macht und der jenseits ihrer Grenzen flutenden Völkerwelt ein: es ist die Epoche Hadrians und der Antonine, die Jahre, in denen die um das Mittelmeer gelagerten Kulturen hinter den Grenzwällen und Standlagern der Legionen Schutz fanden. Aber schon unter Marc Aurel zerbricht der Damm an der gefährdetsten Stelle und beginnt die Rückflut, unter deren immer wiederholtem Anprall die Deiche zerschmelzen, bis die von allen Seiten anstürmende die Provinzen des Reiches von den Katarakten des Nils bis zu den schottischen Bergen überdeckt. Nur wenn die Römer es vermocht hätten, alle Völker, die sie ihrer Macht unterwarfen, mit ihrer Wesensart zu durchdringen, zu ihresgleichen zu machen, so wie sie es mit den Stämmen Italiens, Hispaniens und Galliens fertig brachten, hätten sie hoffen können, ihre Herrschaft in den von Trajan erreichten Grenzen zu behaupten und sie noch darüber hinaus zu tragen. Dazu aber waren sie niemals imstande. Der semi-

tischen Großmacht des Westens gegenüber hatten sie sich noch voll behauptet; mit ihr gab es kein Vertragen, Krieg bis zur Vernichtung des Gegners blieb bis zuletzt die Losung. Sobald sie aber über die Adria hinweg tiefer in die hellenische Welt eindrangen, nahmen sie eine Fülle fremder Kulturelemente in sich auf: Die Götter des Olymps zogen nach dem Kapitol hinüber; Kunst und Literatur, die ganze geistige Welt Roms erhielt griechisches Gepräge. Auch in dieser Verschmelzung vermochte Roms Genius noch sich durchzusetzen; ja sie gab ihm erst die Kraft und das Recht, den ganzen Westen seiner Kultur zu unterwerfen und zugleich im Osten das Erbe Athens und Alexanders anzutreten und zu verwahren: Nachwirkungen, die weit über die Jahrhunderte hinaus reichten, in denen Roms Prokonsuln und Cäsaren die östlichen Provinzen des Reiches verwalteten; bis auf unsere Tage hat die europäische Menschheit ihnen dafür zu danken. Aber je tiefer das Reich seine Wurzeln in den Boden des Ostens hineintrieb, um so mehr wurde es umdrängt von dort einheimischen, noch vollleben-digen Machtelementen, die unter dem Andrang der griechisch-römischen Kultur wohl manches von ihrer ursprünglichen Art aufgeben mußten, aber durch die Synthese mit ihr nur um so kräftiger emporstrebten und sie zu ersticken oder zu sich hinüberzuziehen drohten. Es waren die Geister der unterworfenen Völker, die sich gegen die Eroberer erhoben. Auszutilgen waren sie nicht mehr; gewollt oder nicht gewollt, behaupteten sie sich nicht nur in ihrer Heimat, sondern drangen im Reiche vor, forderten Luft und Licht, wohin immer die von ihren Herren geöffneten Bahnen des Verkehrs und der Wirtschaft sie führten; des Reiches Grenzen selbst wurden einem Teil von ihnen bald zu eng. Anfangs noch alle geduldet, viele sogar von den Herrschenden herbeigezogen und verhätschelt, andere wieder verachtet und mit steigendem Haß verfolgt, untereinander die einen sich suchend, die andern um so strenger sich meidend, schufen sie in allen Provinzen des Reiches Kolonien, Zellkerne gleichsam eines neuen und besonderen Lebens, die in veränderten Formen, jedoch auf dem alten, oft streng bewahrten Grunde nach Wachstum und Ausbreitung strebten. Bis dann die eine von diesen Gemeinschaften, diesen Kirchen, und zwar gerade diejenige, die dem Staate der Cäsaren, obschon sie sich seinen Formen am meisten genähert, dennoch, weil in ihrem Kerngedanken ihm entgegengesetzt, die verhaßteste gewesen war, seiner mächtig wurde und ihn zwang, Ziele, Gewalt und Wesen mit ihr zu teilen. Dies erst führte

des römischen Reiches Schicksalsstunde herbei: von innen her unterwühlt und ausgehöhlt, brach es unter den nun immer stärkeren Stößen der Barbaren auseinander, und neue Völker- und Staatensysteme gewannen zwischen seinen Trümmern und über sie hinweg, von der Kirche, die nun erst ganz ins Freie hinaustrat, selbst geleitet, Raum und Leben.

Ein Beispiel, das für unser Thema von zwiefachem Interesse ist. Denn es lehrt einmal, daß die Geschichte die Anhäufung der politischen Macht in Weltreichen auf die Dauer nicht duldet: daß die Elemente, welche in ihnen zeitweilig fest wurden, ihrer Natur nach in ihren ursprünglichen Aggregatzustand zurückzukehren streben; daß sie dabei zu verjüngten Formen, neuen Lebenszentren gelangen, in denen Altes und Neues sich zu erneutem Wachstum vereinigt. Sodann aber sehen wir, daß die neuentstandenen Gebilde, wie klein sie anfangs sein mögen, auf ihrem Wege sich wiederum nicht hemmen lassen, es sei denn, daß ihr Lebenswille in sich selbst abstirbt, oder daß er von außen, durch einen stärkeren Machtwillen, abgetötet und absorbiert wird. So daß also jede Machtform (»geprägte Form, die lebend sich entwickelt«) ihrer Idee nach von dem Moment ab, wo sie ins Leben tritt, die universale Herrschaft anstrebt: es liegt nicht in ihrer Natur, sich selbst zu beschränken, die Grenzen müssen ihr gesetzt werden.

Insofern ist es noch zu eng gefaßt, wenn Leopold Ranke dies Wort, das ja das seine ist und das wir hier nur wiederholen, lediglich auf die »vorwaltenden« Mächte anwendet. Indessen füllt es vollkommen seinen Platz aus, wenn wir es in den Rahmen einfügen, in den der Meister es gestellt hat. Denn er denkt dabei an geschlossene politische Horizonte und die von ihnen zusammengehaltenen Staatensysteme. Da aber sind es in der Tat in erster Linie die vorwaltenden Mächte, die »ihrer Natur nach« soweit vorzudringen suchen, als es die Rivalen irgend zulassen. Denn nur die großen Sterne bestimmen die Bahnen, in denen die Konstellation verläuft und die Entwicklung vorwärtsschreitet. Neben ihnen kommen die kleinen nur als Trabanten in Betracht; im Gefolge der großen allein können sie hoffen, ihr Selbst zu behaupten oder mit jenen voranzukommen. Der Wille zum Wachstum ist oder war einmal bei ihnen kaum in geringerem Grade entwickelt; er brennt in ihnen vielleicht noch heißer, als in ihren Herren; aber sie müssen sich in deren Willen ergeben. Den einen

von ihnen sind bereits die Grenzen gesetzt; sie mögen froh sein, wenn sie sich kämpfend behaupten. Andere wohnen in einer Region der Windstille, heute vielleicht gerade dort, wo, wie in der Schweiz, einst das Zentrum der Stürme war: seit einem Jahrhundert, dem Jahrhundert der Nationalitätskämpfe, konnten dieselben rundherum brausen, die Eidgenossenschaft blieb, obschon zusammengesetzt aus Teilen der drei großen Nationen, die wie keine anderen revolutioniert und umgestaltet wurden, dennoch, wie auf einer felsbewehrten Insel, sicher in ihren Grenzen. Oft auch trieben die Kleinen im Aufruhr der Elemente willenlos, ein Spiel der Wellen, dahin; aber der Strudel, der sie bereits verschlungen, riß sie wieder empor und drückte ihnen ungeahnte Schätze in die Hand. Und manch einer, der, während über Europens Geschicke die blutigen Lose geschüttelt wurden, tatlos und kraftlos zurückblieb, drängte sich, wenn er die Sieger um das erlegte Wild versammelt sah, gierig hinzu, um am Leichenschmause teilzunehmen, unbekümmert um die Schande, mit der er dadurch sich und seines Landes Nachruhm belud. Aber Macht und Ehre zugleich gewinnt nur, wer sich selbst einsetzt und das Schicksal im Kampfe herausfordert. Darum haben, wie Otto von Bismarck es schon in Frankfurt erkannte, die großen Krisen das Wetter gebildet, welches Preußens Wachstum förderte, indem sie furchtlos, vielleicht auch sehr rücksichtslos von seinen Regenten benutzt wurden. So haben der große Kurfürst und Friedrich der Große ihren Staat in die Bahnen der Großmächte hineingeführt, und so hat Bismarck selbst mit Preußens Kraft die Quadern des neuen Deutschlands zusammengefügt, die in einem Ringen, wie kein Jahrtausend es sah, gegen den Ansturm der ganzen Welt nur erschüttert wurden und erst von innen her, durch die von dem Schöpfer des Reiches nie verkannten und stets bekämpften Gewalten der Tiefe aus ihren Fugen gehoben werden konnten.

Jedoch braucht auch der Erlegene nicht zu verzweifeln, denn auch die Großen sind einmal klein gewesen und auf ihrem Wege zur Macht oft genug durch Stürme verschlagen und zwischen die Klippen geworfen worden: »Es wechselt alles — hier gibt es keine Ewigkeit.« Wie hat uns doch der Weltkrieg auch dieses Bismarck-Wort wieder ins Gedächtnis gerufen! Staaten und Völker, deren Schicksal längst beschlossen schien, die von den Tafeln der Geschichte wie weggewischt waren, tauchten in ihm, gleich vergessenen Kontinenten, aus

den Fluten, unter denen sie begraben waren, wieder auf. Ihnen half der Glaube, an sich selbst, an ihren Genius, an ihre Zukunft: nur wer sich selbst verläßt, wird sich auch von Gott verlassen sehen.

Dies also ist das oberste Gesetz, das treibende Prinzip, die bewegende Kraft: der Wille zum Dasein.

Es ist wie in der Welt der Gestirne: ein nie aufhörendes Anziehen und Abstoßen, Untergehen und Emporkommen. Alles ist Kampf. Stillstand ist Tod. Kampfpausen, ein zeitweiliges Ausgleichen, ein gewisses Festwerden des »flüssigen Elements« mag es geben: aber nur im Ringen streitender Gewalten erwacht und bildet sich das Leben.

Auch auf die Großmächte trifft dies in vollem Maße zu. In jedem Moment müssen sie sehen, wie sie's treiben, und wo sie bleiben. Ein Stillstehen ist auch ihnen nicht erlaubt. Denn nicht auf sich selbst ruht der Begriff einer Großmacht: er gebührt ihr nur im Hinblick auf die Stellung, die sie in dem System der Mächte einnimmt, dem sie angehört. Diese aber hängt wieder ab von der Beschaffenheit des Systems selbst, seinem Umfang, der Zahl und der Größe seiner Glieder, der Kraft und dem Willen, die in diesen leben, der Zielrichtung, die einem jeden eingeboren ist, den Wirkungen auch, die von der Gesamtheit ausgehen, und den Aufgaben, die ihr damit gestellt werden, den Notwendigkeiten, die über ihr schweben, und die sie selbst wiederum vorwärts treiben oder einschränken. Mit gutem Recht spricht man von den Großmächten Athen oder Sparta, wie klein der Umkreis war, in dem sie herrschten. Wer aber würde heute dem chinesischen Reiche diesen Titel gönnen wollen, das nach der Zahl seiner Millionen und dem Umfang wie den Schätzen seines Bodens Kräfte entwickeln könnte, vor denen der Erdboden erzittern müßte! Es ist aber nicht einmal nötig, im Kampf zu erliegen, um von der erreichten Höhe wieder herabzusinken. Mitten im Frieden, den sie ängstlich bewahrt, kann eine Großmacht dieses Schicksal erleiden. Das wurde Preußens Los in den Jahren vor Jena. Es war damals noch ganz der Staat, der unter Friedrich dem Großen einer europäischen Koalition Trotz geboten hatte: Heer und Verwaltung wohlbestellt und geordnet, Ehre und Zucht, Treue und Gehorsam die Fundamente; die Beamtenschaft und das Offizierkorps eher besseren Geistes als zur Zeit des großen Königs, ihrem Herrscher unbedingt ergeben, aber auch erfüllt von inniger Hingabe an die Idee des Staates und einem starken Glauben an seine Kraft; stolz

auf die alten Traditionen, und dennoch, wie der Träger der Krone selbst, Reformen geneigt und schon eifrig dabei, sie auszuführen; schon saßen die Männer, welche Preußen aus der Tiefe des Unglücks wieder emporgehoben haben, im Rate des Königs. Aber während Friedrich Wilhelm sein Haus so gut gehütet sah, er selbst nur darauf bedacht, ihm den goldenen Frieden zu bewahren, hatten die Kriege, denen er fernblieb, Europas Antlitz verwandelt. Aus den Trümmern der alten französischen Monarchie hatte sich eine Macht erhoben von so eisernem Gefüge, daß jeder Staat, dem sie auf ihren Wegen begegnete, zum Existenzkampf gezwungen wurde. Preußen war bereits unter dem Druck der beiden sich bekämpfenden europäischen Koalitionen seines eigenen Willens beraubt, zu einer Macht zweiten Ranges herabgebracht, als es endlich, nicht weit von Roßbachs Feldern, sich Frankreichs Kaiser zum Kampfe stellte: ein Schlag des Überstarken genügte, um den Staat Friedrichs des Großen zu zerbrechen. Nicht anders war es mit dem Deutschland Bismarcks. Unsere Kraft war im Juli 1914 wahrlich nicht geringer als zur Zeit des Frankfurter Friedens; und der Wille, sich zu behaupten, durchdrang die Nation bis in ihre Tiefen: die Stimmung der ersten Kriegswochen, auf die wir heute wie auf eine verklungene Sage zurückblicken, bezeugt es; man vergleiche damit nur die Vorgänge an den süddeutschen Höfen und im bayerischen Landtage im Juli 1870, als Napoleon III. uns den Krieg ansagte und Österreich drauf und dran war, ihm dabei zu helfen. Aber während wir nach dem Siege in unserer zentralen Stellung unter dem Druck feindseliger Nachbarn an unsere Bastionen gefesselt blieben, konnten jene, ohne den Zwang, den sie auf uns ausübten, im geringsten zu vermindern, ihre peripherische Lage voll ausnutzen, um den noch freien Rest der Erde unter sich zu verteilen; ein paar Brocken waren es, was sie uns zunächst noch überließen. Nun haben wir ja versucht, es den andern gleichzutun, uns in ihre weitausgreifenden Bahnen einzudrängen, der wachsenden Fülle unserer Kräfte einen Ausweg ins Freie zu verschaffen, Weltpolitik (so nannten wir es) ohne Krieg zu treiben. Da aber wandten sie alle, die alten und die neuen Gegner, Besiegte und Rivalen, den ganzen Schwall ihrer Macht gegen uns. Wir gerieten in die Gefahr, abgeschnürt zu werden, auch ohne Krieg in unserm Eisenpanzer zu ersticken: und der Versuch, uns zu retten, wurde unser Verderben. Säkulare Verschiebungen, die sich so wenig abwenden lassen, wie ein im Verborgenen lange

vorbereiteter Bergsturz, wie der Ausbruch eines Vulkans. Nur eine Umgestaltung der Konstellation, die Umgruppierung der vorwaltenden Mächte kann in solchen Fällen das Geschick des Bedrohten, sei es mit oder ohne Zusammenstoß, wenden. Ob das für uns möglich war, bleibe unerörtert.

Vorbedingung für alles weitere sind jedesmal der politische Horizont und die Konstellation, die in ihn eingebaut ist, als das Theater, auf dem das Drama der Geschichte, eine nie abreißende Kette tragischer Konflikte, sich abspielt, Schicksal und Schuld die Knoten schürzen und die Macht sie löst. In der Abwandlung und Erweiterung des politischen Horizontes und damit der Konstellationen, die sich im Lauf der Zeiten in ihrem Umkreis bilden, vollzieht sich der Fortgang der allgemeinen Geschichte.

So hatten in den vorhellenischen Zeiten die Monarchien des Ostens ihre Konstellationen gebildet und abgewandelt, ohne damit wesentlich über die östlichen Gewässer des Mittelmeeres hinauszugreifen. Seine Wogen mochten die Phönizier und nach ihnen die Hellenen beherrschen: an den Küsten besaßen sie nichts als den dünnen Kranz ihrer Kolonien und Faktoreien; auch in der Glanzzeit der griechischen Stadtrepubliken, als sich ihre Siedlungen bis an die Ostküste Spaniens und über die Säulen des Herkules hinweg erstreckten, kam es nicht zu einer Konstellation, die den ganzen Umkreis des Meeres umfaßt hätte. Alexander der Große würde vielleicht, wenn wir an die Absicht, seine Macht nach der Unterwerfung des Ostens in den Westen zu tragen, glauben dürfen, den politischen Horizont bis an Spaniens Küste ausgedehnt haben, sei es, daß er der Alleinherrscher geworden wäre oder auch nur im Ringen um die Herrschaft das Gleichgewicht zwischen seiner griechisch-persischen Macht und den beiden Großmächten des Westens erreicht hätte. Sein früher Tod beseitigte jedenfalls alle solche Pläne und ließ in den Kämpfen seiner Nachfolger um sein Erbe jenes Gleichgewichtssystem zwischen den aus seinen eigenen Provinzen gebildeten Reichen entstehen, das von jeher als das klassische Beispiel für das Prinzip des Mächtegleichgewichts angesehen worden ist. Das war es denn wirklich ein paar Generationen hindurch — bis gerade die Mehrheit und die auseinandergehenden Interessen der hellenistischen Monarchien den Römern Gelegenheit boten, sich zwischen sie zu drängen und sie insgesamt ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen.

Das Ende war dennoch, wie gesagt, das Wiederauseinanderbrechen dieser von einer einzigen Macht zusammengehaltenen Welt in drei Machtkreise, deren jeder der Träger einer eigenartigen Kultur werden sollte; Mekka, Rom und Konstantinopel wurden ihre Mittelpunkte. Mit dem Einbruch des letzten Stammes aus dem freien Germanien in Italien, dessen von Rom her geschaffene Einheit damit zerbrach, begann es; drei Generationen später blicken wir in eine verwandelte Welt, in die Welt des Mittelalters, dessen Anfänge darum mit Recht in jene Epoche gesetzt werden. Die Grundlage bildeten überall die Trümmer des alten Imperiums, seines Staates und seines Geistes. Auch blieb das Zentrum des Weltgeschehens, soweit es diese drei Macht- und Kulturkreise umschloß, das Mittelmeer, und die Herrschaft über seine Gestade das Ziel aller Großmächte, die in diesen Jahrhunderten an seinen Küsten emporkamen; ein deutscher Kaiser, der Süditalien zum Stützpunkt seiner Herrschaft machte, ist ihm am nächsten gekommen. Jedoch waren das immer nur rasch vorübergehende Episoden, und die historische Bewegung verlief nun doch mehr nach der Peripherie hin, weit hinaus über alle Grenzen der alten Welt; ihre Ausstrahlungen gingen über die drei Kontinente der östlichen Hemisphäre hinweg. Wie heiß auch die Kämpfe sein mochten, welche in dem Zentralgebiet ausgefochten wurden, und wie tief die kulturellen Einwirkungen aufeinander (bei denen übrigens das Abendland weit mehr der empfangende, als der gebende Teil war), zu der Ausbildung eines Gesamthorizontes und einer alle Mächte in ihm zusammenfassenden Konstellation kam es niemals. Nicht einmal innerhalb der Bereiche des Morgenlandes oder des Abendlandes gelang dies. Und so können wir auch von einem Staatensystem auf dem Grunde des Gleichgewichts weder bei den Nationen des Islams noch in dem Umkreis der romanisch-germanischen Nationen in jenem Zeitalter etwas finden. Im Gegenteil, bei letzteren könnte man wohl eher sagen, daß es, wie unter dem Imperium Romanum, so auch in den Jahrhunderten des Mittelalters nur wiederum eine Macht war, welche durch ihr Übergewicht sie beherrscht und zu einem geschlossenen politischen System vereinigt hat, eine Macht, in der die universale Idee des alten römischen Reiches fortlebte, und die, soweit ihre Gewalt reichte, im Prinzip neben sich keine andere auf sich selbst ruhende Macht duldete, sondern eine jede nur soweit anerkannte, als sie sich ihr unterwarf: dieselbe, die

einst das Reich der Cäsaren gezwungen hatte, die Gewalt mit ihr zu teilen: die Macht der Kirche. Jedoch war das schon nicht mehr die Kirche, die unter Konstantin dem Großen eine Gleichgewichtsstellung zum Kaisertum erlangt hatte und danach für einige Generationen mit ihm zu einer engverbundenen Doppelmacht zusammengewachsen war. Diese war mit dem Reiche selbst auseinandergebrochen, und nur ihrer Westhälfte war es gelungen, unter Loslösung von der kaiserlichen Gewalt solche Ansprüche zur Geltung zu bringen. Auch blieben diese nicht unwidersprochen. Denn zugleich mit der Kirche des Abendlandes hatte sich, von ihr selbst unterstützt und geleitet, das Kaisertum des Westens ausgebildet, das gleich ihr in Rom die ideelle Basis und das Zentrum seiner Macht suchte. Dies waren nun auf Jahrhunderte hin die beiden Großmächte, welche im Abendlande, in dem Horizont, der Roms Kirche umschloß, dominierten. Beide machten Anspruch auf Universalität und volle Unabhängigkeit; beide führten Ursprung und Autorität, als sakrosankt, unmittelbar auf den Schöpfer der Welt zurück. Neben ihnen traten alle andern Kronen in dem Umkreis der römischen Hierarchie in den Schatten: sie selbst aber blieben ineinander verklammert und nicht auseinanderzureißen, gelegentlich im Gleichgewicht, zu Zeiten nahezu verschmolzen, um dann wieder um so weiter auseinanderzutreten und sich mit tötlichem Haß zu verfolgen; dabei auf der verwandten Basis verwandten Zielen zustrebend, übernational beide, und, mochten sie sich auch zuweilen mit einem nationalen Schimmer umkleiden, dennoch beide jeder anderen Macht, die aus nationaler Wurzel aufschoß und auf sich selbst zu ruhen versuchte, von Grund aus feindlich.

Der Schauplatz ihrer Kämpfe wechselte, je nachdem die Kaiserwürde von Land zu Land, von Macht zu Macht wanderte. Auf der Höhe der mittleren Jahrhunderte, in der Glanzzeit beider Mächte, nahm er nur einen Bruchteil des Abendlandes, die Mitte Europas von der Nordsee bis zum sizilischen Meer, ein. Die drei westlichen Nationen, und ebenso die des Nordens lagen außerhalb. Der von der römischen Kirche erfüllte politische Horizont zerfiel in verschiedene Sphären, die sich zunächst kaum berührten. Das ist um so merkwürdiger, als das Kulturleben jenes Zeitalters von einer Einheitlichkeit und Wesensgleichheit war, wie sie kaum einer andern Epoche zu eigen gewesen ist. Staat und Gesellschaft, Kirche und Wirtschaftsleben, Wissenschaft, Literatur und alle Künste zeigten das gleiche

oder ein eng verwandtes Gepräge; zumal die geistlichen Organisationen waren von dem gleichen Geiste getragen, ineinander verkettet und erfüllt von einem immer stärker werdenden Drang nach Einheit und Konzentration. Einmütig stand man der Umwelt, mochte sie heidnisch oder islamisch sein (für den Abendländer war es alles Heidentum), gegenüber; denn die wenigen Ausnahmen, durchweg lokaler Natur, wollen nichts bedeuten. So daß wir sogar von einer auswärtigen Politik dieses Völkervereins, der Res publica christiana, sprechen dürfen: die Kreuzzüge waren, unter Führung der Päpste, ihre gemeinsamen Unternehmungen.

Aber eben in dieser Durchsetzung der abendländischen Welt mit internationalen Institutionen lag die Ursache für die geringe Teilnahme jener Nationen an den Machtkämpfen, welche die beiden Großmächte der Epoche miteinander führten. Es fehlte ihnen als Gesamtheit noch der Wille zur Macht, und damit der Ehrgeiz, sich auszudehnen und sich Organe zu schaffen, die ihrer Gesamtkraft entsprachen. Anlagen und Ansätze waren von dem Moment ab, wo sich der Verband des weströmischen Imperiums löste, überall vorhanden, und innerhalb ihrer Grenzen gab es bald eine Fülle von Sondergewalten, die diesen Willen besaßen und ihn durch ihr Aufstreben betätigten. Jede von diesen wollte vorwärtskommen, keine sich beugen. Indem sie über die nationalen Grenzen hinwegdrängten, verhalfen sie der Gesamtheit der Kräfte ihrer Nationen zu einem gewaltigen Wachstum: und zwar gilt das für alle Völker des Abendlandes, für Italiener und Deutsche (man denke nur an unsere östlichen Kolonisationen, die ganz und gar von den Sondergewalten getragen wurden) noch mehr, als für die Nationen des Westens. Im Ringen um die Macht gelangten auch wohl die partikularen Gewalten zu gegenseitiger Grenzsetzung, zu einem ausgebildeten Gleichgewichtssystem, wie in dem angelsächsischen England: aber in ihrer Gesamtheit vermochten diese Nationen durch lange Jahrhunderte hin nicht sich zu Staatspersönlichkeiten zu entwickeln. Zuerst im 13. Jahrhundert glückte etwas Derartiges in Frankreich und England. In den kommenden Generationen hinderte innere Zersetzung auf beiden Seiten des Kanals diese Entwicklung. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aber gelangten die drei Nationen des Westens nach einer langen Periode bürgerlicher und auswärtiger Kriege, in die alle drei, vorzüglich aber Frankreich und England, miteinander verwickelt

waren, zu festerer Konsistenz: es waren die drei großen Herrscher Ferdinand von Aragon (der aber neben Isabella von Castilien zurücktritt) für Spanien, Ludwig XI. in Frankreich und Heinrich VII. Tudor in England.

Während nun England sich weiterhin im Hintergrund hielt, wandten Spanien und Frankreich, die damit nur die Machttendenzen alter Teilgewalten von ihnen fortsetzten, ihre Kraft an den Pyrenäen, und mehr noch in Italien gegeneinander; und indem Burgund und das Habsburgische Haus (letzteres im Besitz der Kaiserkrone und als Vertreter, bald Erbe deutscher, slavischer und magyarischer Länder Träger aller Ansprüche, die sich an die Herrschaft über diesen Länderkomplex knüpften) mit Spanien zu einer Macht zusammenwuchsen, so entstand ein Machtkampf, der den ganzen Umkreis des Abendlandes einschloß, an jedem Punkte desselben nachwirkte und jedes seiner Glieder so oder so beeinflußte und seine Politik bestimmte.

Schon aber war eine dritte Macht aufgekommen, einheitlicher geführt und ausgreifender als alles, was in der europäischen Welt emporstrebte: die Todfeindin der Christenheit von Anfang, die Macht des Islams, die Religion des Morgenlandes, hatte sich, nach Jahrhunderten der Zerrüttung, unter der Hand barbarischer Herrscher, die aber den Machtwillen, ihres Stammes Erbteil, aufs stärkste ausgebildet hatten, noch einmal auf ihren Ursprung, die Religion des Schwertes zu sein, besonnen und stürmte über die Trümmer des byzantinischen Reiches hinweg gegen alle Grenzen des Abendlandes an. Wäre man nun hier einig, wäre der Geist der Kreuzzüge noch lebendig gewesen, so hätte man die Gefahr nicht so hoch anzuschlagen brauchen. Denn die Summe der materiellen und geistigen Kräfte, welche sich im Schoß der romanisch-germanischen Nationen gerade in den Jahrhunderten ihres Auseinandertretens und ihrer inneren Kämpfe ausgebildet hatten, war stärker als alles, was der nun barbarisierte Orient dagegen aufzubringen vermochte. So aber traf sie der Stoß in dem Moment, wo das Ringen jener beiden Machtgruppen in ihnen begann und sich gerade dorthin wandte, wo auch das Zentrum des vom Osten nahenden Sturmes war, nach Italien. Dorthin konvergierten nun alle Linien einer Konstellation, deren Horizont sich von der Mündung des Euphrats bis über die Meerenge von Gibraltar und von den Höhen des Atlas bis zum Nordkap spannte. Und so konnte es einen Moment den Anschein gewinnen, als müsse die historische Bewegung aber-

mals in das Ringen um den Besitz des Mittelmeers und in den Kampf zwischen Occident und Orient auslaufen.

Dennoch schlug die Entwicklung andere Wege ein. Der Seesieg Spaniens, der katholischen Vormacht, bei Lepanto drückte die türkische Macht in die östliche Hälfte des Mittelmeers zurück, und alle Versuche, über die ungarischen Eroberungen hinweg in das Deutsche Reich einzubrechen, schlugen ihr fehl. Von der Peripherie her drohte sie noch lange und blieb immer noch ein wichtiger Faktor in allen Kombinationen der europäischen Politik; aber zu einem Mitspieler (denn die paar Ausnahmen zählen nicht) wurde sie nicht, und jedes weitere Eindringen in den abendländischen Machtkreis blieb ihr versagt. Die westlichen und nördlichen Meere (die Ostsee mehr als je) wurden zunächst die Zentren der europäischen Machtkämpfe, und darüber hinaus die Ozeane die Bahnen, auf denen die vorwaltenden Mächte Europas ihre weitgespannten Ziele verfolgten.

Und so vollzieht sich fortan innerhalb der romanisch-germanischen Staatenwelt der Fortgang der historischen Bewegung: irgendwie nehmen alle politischen Gewalten, die ihm angehören, an jeder Erschütterung teil, und immer sind es die großen Mächte, welche die kleinen hinter sich herziehen und ihnen ihre Bahnen anweisen. Was nicht ausschließt, daß zu Zeiten zwischen ihnen auch wohl eine dritte Macht oder Machtgruppe sich einschiebt, der daran liegen muß, sei es im Kampf oder auch im Friedenszustand der Gesamtheit, die dominierenden Mächte im Gleichgewicht zu sehen. Eine solche Macht war in den Kämpfen Habsburgs und Frankreichs, zumal in dem Zeitalter Karls V., Venedig, sehr im Gegensatz zu einer andern Republik jener Epoche, die erst vor kurzem in den Machtkampf der ganz Großen entscheidend eingegriffen hatte, jetzt aber unter dem Druck der neuen Konstellation in sich zerspalten und zerrissen war: der Eidgenossenschaft.

England hielt sich in dieser Zeit immer noch zurück; seinem staatsklugen König kam es vor allem darauf an, seine Macht fest zusammenzuhalten. Daß sie da war, mußten auch die beiden Hauptringer in der europäischen Arena spüren; keinen Schritt und Griff konnten sie wagen, ohne über den Kanal hinüberzusehen, und mehr als einmal machte der eigenwillige Tudor, Heinrichs VII. gewalttätiger Sohn, ein paar Waffengänge mit: »Cui adhaereo, praeest«, so lautet ein Wort, das ihm in den Mund gelegt wird. Jedoch hat

Heinrich VIII. dies Wort niemals voll zur Wahrheit gemacht. So oft Karl V. und Franz I. sich daher zum Kampf gegeneinander stellen mochten, zu einem Endergebnis zwischen ihnen kam es nicht; niederzwingen ließ sich weder der eine noch der andere.

Keine der Mächte Europas geriet aber in dieser Zeit in ein größeres Gedränge als die geistliche Großmacht, die durch so viele Jahrhunderte die Übermacht über jede andere Macht behauptet hatte. Jetzt ward sie bis auf den Grund erschüttert, während umgekehrt der fast verblichene Glanz der kaiserlichen Majestät durch die Ausbildung der habsburgischen Weltmacht eine nie dagewesene und nie geahnte Bedeutung gewann. Wenn die römische Kirche es versuchte (und dahin war in der Tat das Steuer ihrer Politik fort und fort gerichtet), das Gleichgewicht zwischen den beiden Großmächten des Abendlandes festzuhalten, ihre Interessen auf Kosten des neuen furchtbaren Feindes, der sich aus ihrem Schoße selbst gegen sie erhoben hatte, und der auch für jene beiden noch der Feind war, auszugleichen, so erwies sich dies auf die Dauer nicht nur als vergeblich, sondern endete nahezu mit ihrem eigenen Zusammenbruch. Nun aber zog die allgemeine Zersetzung der Kirche auch die Machtbereiche der beiden Großstaaten mehr und mehr in ihren Strudel und zwang sie, ihre Politik unter den Gesichtspunkt der streitenden Konfessionen selbst zu stellen. So wurde die Zugehörigkeit zu einer der kirchlichen Parteien, die ihrerseits nationale oder überhaupt politische Grenzen nicht anerkannten, das bestimmende Moment in dem Kampf der Mächte untereinander.

Hier ist die Stelle, an der England, das Elisabethanische England, aus der Reserve, in der es nach Heinrichs VIII. Tode noch längere Zeit verharrt hatte, heraustrat und seine europäische Stellung gewann. Während Frankreich, von innerem Hader verzehrt, aus der Rolle des Vorkämpfers gegen Habsburg nahezu ausschied und seine Teile auseinanderzufallen drohten, übernahm England die Führung in dem Kampf gegen das habsburgische Spanien, das von der Gefahr der kirchlichen Revolution kaum angetastet worden war und nur um so fester sich auf den mit dem Wesen seiner Nation verschmolzenen katholischen Glauben gestellt, ja mit Roms Machtwillen sich fast identifiziert hatte. So deckte sich also jetzt für eine Weile der Kampf der beiden europäischen Vormächte mit dem Gegensatz der beiden religiösen Weltmächte, der sich in zwei Generationen herausgebildet

hatte. Hätten Coligny und seine Partei gesiegt, so hätte Frankreich Elisabeths Stellung eingenommen, und die Weltentwicklung würde ganz andere Bahnen eingeschlagen haben. Die Niederzwingung der Hugenotten hat Frankreich vielleicht Entwicklungsmöglichkeiten geraubt, welche weit über das hinaus gegangen wären, was es unter seinen beiden großen Kardinälen und Ludwig XIV. erlangt hat: aber zunächst wurde doch die Lahmlegung des nationalen Machtwillens aufgehalten und die Bahn aufs neue freigemacht, welche die alte französische Monarchie im Laufe eines Jahrhunderts zum vollen Siege über das spanische Habsburg und zur Höhe ihrer europäischen Stellung geführt hat.

Möglich ward dies nur durch das erneute Zurücktreten Englands, das unter den Stuarts wiederum in innere Verwirrung gestürzt wurde. Aber das Jahr 1688 bewies (wie es schon in Cromwells Episode zutage getreten war), daß die Revolution nur eine Umstellung der in England lebenden Kräfte, eine Neubelebung der moralischen Energie, eine Verstärkung der politischen Struktur bedeutet hatte, in der Richtung, die dem nationalen Machtwillen den weitesten Spielraum gewährte: das »ozeanische Zeitalter« Englands beginnt, und damit eine neue Epoche der allgemeinen Geschichte.

Wiederum sind es zwei Hauptmächte, die, von ihren Bundesgenossen umgeben, in den Kampf um den Dominat innerhalb der romanisch-germanischen Staatenwelt gegeneinander treten: das Frankreich Ludwigs XIV. und das mit Holland fast wie zu einem Staatswesen zusammengefügte England Williams III. In zwei Waffengängen, beide nur durch eine kurze Pause getrennt, wird er von 1688 bis 1714 entschieden: er endet mit der Niederlage Frankreichs. Jedoch handelt es sich schon nicht mehr bloß um die Obmacht in den Bereichen der abendländischen Nationen, auch nicht um Europa allein und die europäischen Gewässer, sondern, nach den Vorspielen früherer Zeiten, wird jetzt die ozeanische Welt in das Kampfgebiet miteinbezogen. Und zugleich kommen andere Mächte mit empor, die bald imstande sein werden, auf die Gesamtkonstellation entscheidend einwirken zu können: es sind die drei Großmächte des Ostens, durch deren Aufstieg die Barriere, die in den früheren Generationen zu Frankreichs Gunsten vom Nordkap bis zu den Karpathen und weiter zum Bosporus hin zwischen sie gelegt war und ihr Aufkommen gehemmt hatte, niedergebrochen wurde, in Kämpfen, die in der gleichen

Zeit vor sich gingen und zum Teil noch gar nicht einmal mit dem Kampf der anderen Mächtegruppen sich unmittelbar verquickten.

Damit aber wird die Konstellation von Grund aus verändert. Einmal, indem ihre Grenzen sich erweitern: über die abendländischen Nationen hinweg schließt sie fortan Rußland mit ein, das sofort als Großmacht in ihr auftritt. Auch Habsburgs Macht gewinnt jetzt ein ganz anderes Gesicht: die spanische Linie stirbt aus; und während Spanien, trotzdem es seine Kolonien behält, unter den Bourbonen zur Unbedeutendheit herabsinkt, rückt das deutsche Haus, als Besitzerin des Donaustaates, in die vorderste Reihe der Mächte. Zugleich aber erhebt sich innerhalb des Deutschen Reiches unter den Territorialstaaten, die seit zwei Jahrhunderten dem Gesamthause Habsburgs Widerpart gehalten, in Brandenburg-Preußen eine Macht, in der sich die besten und zukunftsreichsten Kräfte deutschen Wesens verkörpert haben. Mit den Friedensschlüssen von Hubertusburg und Paris, nach dem Krieg der sieben Jahre, ist diese Entwicklung abgeschlossen. Es ist die Epoche, in der Englands Herrschaft über die Ozeane begründet ward.

Unbestritten blieb sie ihm nicht. Als sich aus dem niedergebrochenen alten Frankreich jene neue Macht erhob, welche, die Traditionen des alten Königtums wieder aufnehmend, den grandiosen Versuch machte, an der Spitze des Kontinents, den sie unterworfen hatte, seine Hegemonie zu zerbrechen, mußte es von neuem darum kämpfen. Das Geschick entschied abermals zugunsten der insularen Macht. Indem Regierung und Volk Englands mit einer Energie und Zähigkeit, die sich in jeder Gefahr neu bewährten, den Kampf fast ohne Pause durch nahezu ein Vierteljahrhundert durchführten, befestigten sie aufs neue ihre Herrschaft über die Ozeane und alle Gewässer, die ihren kontinentalen Rivalen den Ausgang in dieselben ermöglichten: rings um unsern wie um die andern Kontinente legten sie an den Küsten oder auf den Inseln vor ihnen Festungen an, die jene fesselten und ihnen selbst die Verbindung von Küste zu Küste sicherten. Auch wurden sie zunächst auf ihrer Bahn, die sie noch immer weiter führte, wenig beunruhigt. Erst in dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts traten die festländischen Großmächte aus den Schranken, in denen sie durch revolutionäre Zuckungen und kriegerische Auseinandersetzung zwischen ihnen selbst lange festgehalten waren, heraus, um den Wettlauf mit der ozeanischen Macht aufzu-

nehmen. Noch niemals hatte Europas Gesamtkraft solche Fortschritte gemacht, wie in den Jahrzehnten vor der letzten Entscheidung über den Besitz der Erde. Die Geister des Orientes begannen, um ein Rankesches Wort zu wiederholen, vor den Geistern des Occidentes zu erbleichen. Jetzt erst wurde die Eroberung des Erdballs durch die europäischen Nationen, das Werk von vier Jahrhunderten, vollendet. Aber kaum waren die Sieger unter ihnen am Ziel, so fielen sie mit ihren Vasallen und den ihnen Unterworfenen und Versklavten über uns, die zuletzt Gekommenen, her, um uns zu vernichten.

Und so umfaßt nun der Horizont, der die großen Mächte in ihrem Ringen um die Herrschaft einschließt, die Erde selbst; beide Hemisphären bilden die Arena für ihre Kämpfe; jeder Druck, der auf irgendeinen Punkt ausgeübt wird, teilt sich mit der Schnelligkeit des Gedankens (der elektrische Funke selbst ist der Träger) überallhin mit: Ruhe oder Erregung gehorchen an jeder Stelle des Erdballs den gleichen Kräften.

Zentrum des Weltgeschehens ist (merkwürdig genug) doch wieder der alte Orbis terrarum, das Mittelmeer und seine Gestadeländer, geworden. Daß wir, die von ihm Ausgeschlossenen, uns zwischen die Besitzer einzuschieben versuchten, gerade an der Stelle, wo ihre eigenen Interessen wie nirgends sonst aufeinander stießen (denn eben dort sind die beiden Kontinente, über die sie ihre Herrschaft ausgedehnt haben, miteinander verbunden und öffnen sich die Ausgänge in die Meere des Ostens), ward, wie nichts anderes, der Anlaß für unsere Gegner, sich über uns herzumachen.

Wir selbst dachten nur an friedliche Erwerbungen. Die Erhaltung der Staatenwelt Asiens lag ganz in unserem Interesse. So entsprach es den Überlieferungen unserer Politik und dem Charakter unseres Volkes; wer hätte je der Eigenart asiatischer Kulturen ein so inniges Verständnis entgegengebracht wie der Deutsche! Seit mehr als einem Jahrhundert haben Dichtung und Philosophie bei uns aus diesen Quellen getrunken, sowie unsere Wissenschaft bis auf diesen Tag die Führung in der Erforschung des Orientes behauptet hat.

Aber eben das war es, was unsere Gegner, wie sehr sie untereinander rivalisieren mochten, gegen uns in Harnisch brachte. Denn ihre Politik ging gerade auf Zertrennung und Unterjochung der Staatenwelt des nahen wie des fernen Ostens aus. Ihre Beutezüge, die in dem neuen Jahrhundert unerhörte Dimensionen angenommen, hatten

die beiden stärksten unter ihnen, England und Rußland, schon gegeneinander geführt; es schien fast, als wollten diese jetzt sich selbst anpacken. Daß wir Persien und die Türkei ihren Griffen zu entziehen uns anschickten, gestützt auf die neu erworbene Macht unserer Flotte, durch die wir auch fern von unseren Grenzen unserm Willen Nachdruck geben konnten, brachte sie wieder zusammen. Sie vertagten ihren Streit, verabredeten Teilung der Beute und überzogen uns mit Krieg. Mit dem Ergebnis, daß wir zwar Rußland zu Boden schlugen, England aber danach mit seinen Verbündeten uns selbst durch Waffen, Hunger und Revolution niederzwang. So geriet der ganze Länderkreis, den einst Alexander der Große dem Abendlande gewonnen, und den danach der Orient wieder an sich gezogen hatte, statt in die Hände der slavisch-byzantinischen Macht, die ihn seit Jahrhunderten als ihr Erbteil erträumt und begehrt hatte, unter die Botmäßigkeit Englands und der Mittelmeermächte, die in seinem Gefolge einhergingen. Und so herrscht nun wieder, wenn auch nicht so absolut und unbestritten, wie es unter dem kaiserlichen Rom der Fall war, ein Wille von Gibraltar bis zum persischen Meerbusen. Nur daß der Schwerpunkt nicht, wie einst, im Mittelmeer selbst, auf dem Lande, das die zentrale Stellung in ihm hat, ruht, sondern an der äußersten Peripherie des alten Imperium Romanum, bei einer Nation, die erst im 17. Jahrhundert sich in die Mittelmeerpolitik eingedrängt hat, und deren Wege nach ihrer Lage und Geschichte sie viel mehr nach Westen als in den Osten hätten weisen müssen. Bedingung für sie ist, daß sie die Mittelmeerstaaten alle fest in ihrer Hand behält, weil nur so die Wege gesichert sind, die zu ihren größten und ausschließlichen Besitztümern, den »Dominions« auf den drei Kontinenten der östlichen Hemisphäre, hinführen. Sie wird es vermögen, wenn sie alle in der Schwebe, im Gleichgewicht gegeneinander halten und ihr Machtbegehren teils zügeln, teils befriedigen kann.

Ob nun damit als Pax Britannica eine neue Epoche in der Geschichte des Mittelmeeres eingeleitet ist, wie es diejenige war, die mit der Eroberung des Ostens durch die Römer begann und als Pax Romana nahezu ein halbes Jahrtausend währte, bleibe wieder ungefragt; denn es würden da Faktoren mitsprechen, die erst der Zukunft angehören. Gewiß ist nur, daß abermals die Geschicke der Welt von dem Bestande dieser Herrschaft abhängig geworden sind.

Überblicken wir so den Ablauf der in vier Jahrhunderten wahrhaft zur Weltgeschichte sich erweiternden Geschichte unseres Erdteils, so wird es deutlich, was wir von der Theorie des politischen Gleichgewichts und den Abwandlungen, der sie im Laufe dieser Epoche unterlegen ist, zu halten haben. Von einem Gesetz im Sinne einer normativen, in dem Leben der Nationen wirkenden Idee, einer in den Ereignissen zutage tretenden Tendenz, einer von Innen her wirkenden Kraft können wir, wie gesagt, nicht sprechen. Die überall wirkende Kraft ist der um ein politisches Zentrum gelagerte, auf dieses gerichtete Wille zur Macht, der die kleinsten Teile so gut wie die größten bewegt. Nicht um das zerstörte Gleichgewicht herzustellen, treten die Mächte, wer sie auch seien, in den Kampf ein, sondern um sich die Stellung zu sichern, die sie erstreben; ihr zu Liebe werden sie sich niemals genieren, einer bereits überragenden Kraft zum vollen Übergewicht zu verhelfen. Daß dies so sei, haben gerade die großen Politiker, diejenigen, welche Wirklichkeitssinn besaßen, wenn sie ihre Meinung (die sie freilich meist für sich behielten) einmal offen heraussagten, stets eingestanden. »Der Traum vom ewigen Frieden«, schreibt Friedrich der Große, »ist ein Phantom, das jeder fortwirft, wenn der Zwang an ihn selber herantritt. Ein Gleichgewicht der Staaten, das dauern könnte, läßt sich gar nicht denken.« Auch die Theoretiker lassen sich wohl solche Geständnisse entschlüpfen. Daniel Defoe, obschon ein Verteidiger des Prinzips vom Gleichgewicht, dem er, ein echter Engländer, unter Umständen das strenge Recht opfern will, ist dennoch der Meinung, daß naturgemäß jeder Herrscher seine Macht so weit ausdehnen würde, bis ihm durch einen Stärkeren Halt geboten werde. Ein anderer Schriftsteller jenes Jahrhunderts, das allen Dogmen feind war, gelangt als Apologet Preußens, dessen aufsteigendes Gestirn von den Gegnern als eine Störung ihrer Stellung empfunden wurde, zu der Behauptung, daß die Politik der Königin Elisabeth von England mehr in Selbstverteidigung, als in Hingabe an den Balancegedanken bestanden habe, und daß man begründetes Mißtrauen gegen die Mächte hegen dürfe, die von Gleichgewicht und allgemeinem Wohl sprächen, aber damit nichts als ihr eigenes Interesse wahrzunehmen suchten. Daß das Gleichgewicht auf dem Rechte der Selbsterhaltung beruhe, war auch die Auffassung eines Gegners des großen Königs; aber gerade daraus zog derselbe den Schluß, daß Preußens Macht zerstört werden

müsse, da sie alle andern Staaten im Reich übertreffe, also das Gleichgewicht im Corps germanique, und damit auch das europäische Gleichgewicht selbst bedrohe. Während wieder einer der geschicktesten Verteidiger Friedrichs, Johann Heinrich Gottlob Justi, das europäische Gleichgewicht eine Chimäre, ein schönes Gespenst nennt. Kein Volk, so sagt er, habe in Wahrheit sich nach dem Balancesystem gerichtet, sondern alle hätten sich dieses Lehrgebäudes bedient, um sich Bundesgenossen zu verschaffen und ihre Sonderinteressen darunter zu verstecken.

Und so ist, man darf wohl sagen ohne Ausnahme, die gesamte Literatur über die Lehre vom Gleichgewicht von ihrem ersten Auftauchen im 16. Jahrhundert bis zu ihrem allmählichen Absterben im 19. Jahrhundert von den politischen Strömungen und Interessengegensätzen abhängig, denen sie ihr Dasein verdankte, eine Wiederspiegelung der Kämpfe, welche die europäischen Mächte in den Jahrhunderten, in denen sie herrschte, miteinander führten. Nur zu oft war sie eine Maske, die sich die Kämpfenden vorhielten, künstlicher Nebel, den diese durch gekaufte Federn oder in Staatsschriften und Proklamationen verbreiteten, um die eigenen Absichten zu verhüllen und die Gegner zu diskreditieren, auf die öffentliche Meinung gerichtet, die sich zu allen Zeiten gern hat täuschen lassen, dem alten Satze gemäß: »Mundus vult decipi«. Alle Mächte haben dies Kampfmittel benutzt, keine je geschickter als England. Und so wandelt sich die Theorie mit dem Auf und Ab der Kämpfe um die Macht; sie wird von den Kämpfenden einander zugeworfen wie der Ball im Spiel[1]).

Angewandt wurde sie in dieser Absicht zuerst in dem Kampfe Englands gegen Habsburg. Damals wurde sie in Zusammenhang gebracht mit dem allgemeinen Gegensatz des Protestantismus zur alten Kirche, in dem zugleich die Idee des Kampfes gegen die »Monarchie«, die imperiale Idee, weiterlebte, die in Karl V. einen so mächtigen Repräsentanten gefunden hatte. Von jeher war die Opposition gegen die »Monarchie« im Namen der »Freiheit« geführt worden; gerade auch in Deutschland, und hier nicht bloß in den evangelischen Kreisen (von keinem bewußter als von Zwingli, dem Eidgenossen, und seinen oberdeutschen Freunden), sondern auch bei

[1]) Eine Übersicht über die Abwandlungen der Theorie, die mir gute Dienste getan hat bei Kaeber, »Die Idee des europäischen Gleichgewichts in der publizistischen Literatur vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts«, 1907; Berliner Dissertation aus dem Seminar Otto Hintzes.

den katholischen Ständen, wie Bayern, oder bei solchen Evangelischen, die, wie Moritz von Sachsen, in den konfessionellen Kämpfen neutral oder gar Verräter waren, aber für die »alte, löbliche Libertät und Freiheit unseres geliebten Vatterlands, der Teutschen Nation« gegen Habsburgs »Tyrannei« sich einsetzten. »Religion and Liberty« waren auch für Elisabeth verbunden — und dazu, echt englisch, als dritter Ton in dem Gleichklang, Englands »Trade«. Hierin kleidete sich für England das Schlagwort von der Balance of power volle anderthalb Jahrhunderte und länger. Noch heute wird es, zur Formel erstarrt, im englischen Parlament jährlich zur Begründung der Forderungen für die englische Armee von der Regierung benutzt.

Indessen, das Zeitalter, in dem die Konfessionen das bestimmende Element in der internationalen Politik waren, ging vorüber. Der Begriff der Res publica christiana, dereinst durch das Papsttum vertreten, das aus dieser Stellung seine Theorie des Gleichgewichts, das Schiedsrichteramt zwischen den streitenden Mächten der Christenheit zu führen, abgeleitet hatte, und den auch die Reformation nicht aufgelöst hatte, verlor seine Berechtigung in einer Zeit, wo ganz Osteuropa in den allgemeinen Horizont mit hineingezogen war, wo auch die Türkei fast schon wie ein Teil des europäischen Systems behandelt wurde. Es erging ihm, wie so vielen andern Anschauungen und Institutionen des kirchlichen Zeitalters: er wurde säkularisiert. Und so schiebt sich allmählich jener wesenlos gewordenen Anschauung der neue Begriff »Europa« unter. Wie schwer die Welt sich hieran gewöhnte, sehen wir daran, daß noch im Jahre 1711 Europa nur für den Mächtekreis des spanischen Erbfolgekrieges angesprochen ward, als der »regierende Teil von Europa«; so daß die nordischen Mächte und ihr Krieg, der den ganzen Osten Europas umspannte und bis tief in Deutschland hineinreichte, davon ausgeschlossen war; und der Friede von Utrecht (1713) wurde noch abgeschlossen »zur Befestigung und Bestätigung des Friedens und der Ruhe der christlichen Welt (christiani orbis) durch ein gerechtes Gleichgewicht der Macht (justo potentiae equilibrio)«. Während nun aber England den Umkreis seiner Macht weit über die europäischen Grenzen ausdehnte, die Ozeane und die fremden Kontinente mit hineinzog, hielt es dennoch an dem Begriff des europäischen Gleichgewichts mehr als jede andere fest. Nur daß es damit lediglich an das Gleichgewicht der Mächte des europäischen Festlandes dachte, die Welt-

meere und ihre Küsten aber sich selbst vorbehielt, als einen dem europäischen Gleichgewichtssystem entrückten Annex der eigenen Macht. Erklärlich, daß seinen europäischen Gegnern diese Abtrennung des Hauptteils seiner Macht von dem europäischen Staatensystem, um dessen Gleichgewicht es zärtlich bemüht war, nicht eben nach dem Herzen war, und daß es darum gerade die Franzosen waren, welche dagegen protestierten. So der ältere Mirabeau, der in seinem »Ami des hommes« gegenüber der englischen Meerestyrannei an Stelle der »Chimäre« des Gleichgewichts seinem König die Stellung eines obersten Schiedsrichters, eines Père universel, in einem Weltbunde sichern wollte, in dem volle Handelsfreiheit und allgemeiner Friede herrschen sollten. Oder Maubert, der die Idee vom Gleichgewicht in den Händen einer Landmacht als so chimärisch bezeichnete, daß die Zukunft nicht mehr begreifen könne, wie eine solche Fabel jemals unter zivilisierten Völkern habe Glauben finden können; es sei — behauptet er — allein die englische Politik gewesen, welche die Welt auf die falsche Fährte gelockt habe, um sich das Imperium über alle Meere zu erobern und dadurch Europa in Ketten zu schmieden. Ein dritter, Jaques Nicolas Moreau, nennt die Universalmonarchie ein absurdes Projekt, das in Wahrheit immer nur ein Traum gewesen sei, wie das Gleichgewicht ein Schemen. Indem er den europäischen Kontinent von England aus ansieht, vergleicht er ihn mit einer Wiese, deren sie bewässernder Bach einem fremden Herrn gehöre, der nach Belieben in ihm fischen oder seinen Lauf abändern könne; das kommerzielle wie das politische Gleichgewicht ließen sich nicht trennen, und so habe England Zeit gehabt, die universelle Tyrannei zu okkupieren, gegen die es selbst sich mit ganz Europa verbündet habe.

Als aber das revolutionierte Frankreich den Kontinent seiner Machtsphäre angliederte, brachte es damit wieder alle Wasser der Theorie auf die Mühle Englands. Mehr als je gewann England in der öffentlichen Meinung Europas die Stellung als Hüter des Gleichgewichtes gegenüber der neu emporgekommenen »Monarchie«, einer einzigen, in die Hand eines Abenteurers geratenen Macht, zurück. So bereitete sich das System der heiligen Allianz vor, das am Abschluß des neuen Weltkampfes ins Leben trat. Ihr Herold und bis an seinen Tod ihr bedeutendster Verfechter ist Friedrich Gentz gewesen; in diesem Sinn hat er schon im Jahre 1806, dem Jahre von Jena, seine »Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen

Gleichgewichts in Europa« veröffentlicht, die Schrift, in der man die klassische Darstellung der Theorie zu erblicken pflegt.

Seit den Wiener Verträgen hat die Theorie mehr und mehr aufgehört, die Kabinette und die öffentliche Meinung Europas zu beschäftigen, und daher erklärt es sich, daß sie Bismarck fast fremd geworden war; wie er übrigens auch dem Begriff »Europa« von jeher skeptisch gegenüberstand; er meinte, dies Wort führten diejenigen mit Vorliebe im Munde, welche gern andern zuschieben wollten, was sie selbst auszuführen sich nicht getrauten. Indem die Nationalität fast durchweg, stärker als je zuvor, die Substanz der Staatspersönlichkeit wurde oder zu werden suchte, tauchten andere Schlagworte in den Federkämpfen, welche den Streit der Mächte vorbereiteten und begleiteten, auf. Freiheit und Gerechtigkeit, Kampf gegen Handelstyrannei und Welteroberungssucht sind Töne, die auch im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder erklingen, zumeist gerade von der Seite her, wo man selber befürchten muß, solchen Vorwürfen zu begegnen; die Stelle der alten Res publica christiana und der »Christenheit« aber haben »Kultur« und »Zivilisation« eingenommen. So lautete noch der Text der Predigt, durch die England und seine Freunde unsere Nation den Völkern der Erde denunzierten, als sie im Weltkrieg uns von der Idee, in der Welt etwas bedeuten zu wollen, kurierten.

Es ist von besonderem Interesse, das System des politischen Gleichgewichts, so wie Friedrich Gentz es sich dachte, und wie es in der heiligen Allianz für ein paar Jahre verwirklicht wurde, mit dem Plan des Völkerbundes zu vergleichen. Auch Gentz will einen Staatenbund zusammenbringen zur Abwehr der Übermächtigen und zur Erhaltung der Kleinen, die der Fürsorge der Gesamtheit anvertraut werden sollen, einen wirklichen Staatenverein mit durchgebildeter Verfassung und einem Regierungen und Völker belebenden gleichartigen Geist. Strengste Gerechtigkeit sei die oberste Regel; jeder dem andern verpflichtet, Unabhängigkeit, Sicherheit und alle Rechte zu gewährleisten; kein Isolierungssystem, keine Gewalttätigkeit gegen fremde Gefahr, aber auch keine absolute Neutralität, keine unbedingte Ausschließung von irgendeiner wichtigen Verhandlung sei gestattet. Dadurch allein könnten endlose Streitigkeiten und immerwährende Kriege vermieden werden; je vollständiger, harmonischer, geschlossener das Föderativsystem der europäischen Staaten sei, je empfindlicher jeder einzelne Teil für jede Verletzung des ganzen,

je treuer und fester das Band, welches jeden mit allen verknüpft, desto weniger Kriege würde es geben. Wer sich aber nicht fügen wolle in dem Umkreise dieser Staatenwelt, der werde dazu gezwungen werden müssen. Mit andern Worten, das Recht der Intervention wird von Gentz in Anspruch genommen. Wo sich in einem Staat eine regelmäßige Regierung befinde, möge sie beschaffen sein, wie sie wolle, aus Recht oder aus Gewalt entsprungen, gemäßigt oder tyrannisch, verderblich oder wohltätig, schwach oder stark, habe der *Völkerbund* — eben dies Wort wendet Gentz an — neutral zu sein; mit den inneren Angelegenheiten der Staaten habe er nichts zu schaffen. Ein Übergewicht jedoch, wie Frankreich es durch Krieg und Revolution erworben habe, könne nicht geduldet werden; um so weniger, als das höhere Interesse Europas sich mit dem wahren Interesse Frankreichs decke.

Der Völkerbund (die Liga der Nationen, wie unsere Feinde ihn nennen) erscheint danach, in den Stil unserer Zeit übertragen, fast wie eine Wiedergeburt, eine Neubildung der heiligen Allianz, in der Generationen die Beleidigung des Weltgewissens, die Ausgeburt finsterster Reaktion und die Knechtung des Geistes der Freiheit erblickt haben. Heute pflegt man den Bund, der, ganz wie die heilige Allianz, den Weltfrieden zu wahren, d. h. die Ergebnisse des Weltkrieges zu erhalten sucht, anders einzuschätzen, und nicht bloß im Lager unserer Feinde, sondern auch in unsern eigenen Reihen. Also wäre es gewiß lohnend, einmal festzustellen, wo etwa Unterschiede zwischen zwei so nah verwandten Organisationen des Friedens zu suchen sind, und woher es sich erklärt, daß der Liberalismus die eine in den Abgrund der Hölle verwünschte, die andere aber im verklärtem Lichte sieht. Jedoch ist hier nicht der Ort dazu. Und so sei nur noch auf einen Punkt hingewiesen, in dem die Abwandlung der Zeiten und das, was aus einem Volk, das bis vor kurzem das stärkste der Erde war, geworden ist, vollkommen sichtbar wird. Die Theorie von dem Rechte des Gleichgewichts in der Verteilung der Macht war eine Maske, welche die im Kampf gegen eine übermächtige Gewalt stehende Partei vorzunehmen pflegte. Darum wechselte sie gemeinhin mit dem Sieger ihren Träger. Der Völkerbund dagegen (und das hat er wiederum mit der heiligen Allianz gemeinsam) will eine Garantie sein, welche den Siegern das geraubte Gut sichern soll, mithin eine neue Fessel für den Besiegten ist. Sie werden diese vielleicht erweitern

und sie dem Besiegten um so loser umlegen, je sicherer sie sich fühlen, also daß sie ihn am Ende gar zur Aufnahme in den Völkerbund begnadigen möchten; und sie werden sie um so enger schmieden, je größer ihre Angst vor dem Wiederaufkommen des Gegners ist. Uns ist bisher noch der letztere Fall beschieden; die Absicht, uns zu pardonnieren, die zuweilen laut wurde und besonders bei den schwächeren Mitgliedern des Bundes auftauchte (die ja dadurch eine Verstärkung ihrer eigenen Lage erfahren würden), stieß noch immer auf Widerstand bei dem Gegner, der am meisten Ursache hat, uns zu fürchten: ein Beweis, daß wir auch in der Not der Gegenwart diesem Gegner noch gefährlich erscheinen, und gerade darum eine Hoffnung, daß unserer Nation trotz allem eine bessere Zukunft, ein Leben in Freiheit beschieden sein wird.

Schlußwort,

an die Fachgenossen des Verfassers gerichtet.

Wir wollen fortfahren, gemeinsam unsern Acker zu bestellen, ihn wieder reinigen von dem Schutt, den die Unvernunft darüber gekarrt hat: unbekümmert um die Meinungen des Tages, frei, wie bisher, von der Sorge, daß wir über unserm Werk uns selbst und unsere Ideale verlieren könnten, vielmehr des Glaubens, daß wir, je tiefer wir graben, um so reichere Schätze gewinnen werden, daß wir gerade dann die Wurzelechtheit und die Wirkungskraft der in unserer Geschichte tätigen moralischen Energien begreifen, die Mächtigkeit der Fundamente, welche die Vorfahren gelegt haben, und an denen die Pygmäen von heute rütteln möchten, aufdecken und also den Weg aufzeigen werden, der uns aus dem Dunkel der Gegenwart zu einer lichteren Zukunft emportragen wird — daß es, mit einem Wort, der Genius unseres Volkes selbst ist, der uns die Fackel voranträgt. Sanctus amor patriae dat animum.

